Susann Fegter
Antje Langer
Christine Thon (Hrsg.)

17/2021

Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung

Diskursanalytische Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft

Verlag Barbara Budrich



Diskursanalytische Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft

Jahrbuch
erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung

Folge 17/2021

Redaktion
Robert Baar
Marita Kampshoff
Astrid Messerschmidt

Beirat
Birgit Althans, Sabine Andresen, Jürgen Budde, Rita Casale, Bettina Dausien, Isabell Diehm, Hannelore Faulstich-Wieland, Susann Fegter, Edgar Forster, Edith Glaser, Jutta Hartmann, Carola Iller, Bettina Kleiner, Margret Kraul, Andrea Liesner, Martin Lücke, Susanne Maurer, Vera Moser, Inga Pinhard, Melanie Plößer, Annedore Prengel, Barbara Rendtorff, Anita Thaler, Christine Thon, Katharina Walgenbach

Susann Fegter
Antje Langer
Christine Thon (Hrsg.)

Diskursanalytische Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2021

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2021 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International
(CC BY 4.0): https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.
www.budrich.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Buch bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (https://doi.org/10.3224/84742484).
Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-8474-2484-0 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-1628-9 (PDF)
DOI 10.3224/84742484

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal –
disegno-kommunikation.de
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Europe

Inhalt

Einleitung

Susann Fegter, Antje Langer, Christine Thon
Diskursanalytische Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft – Einleitung in den Themenschwerpunkt 11

Methodologische Reflexionen

Folke Brodersen, Tina Spies, Elisabeth Tuider
Geschlecht und Sexualität zwischen Diskurs und Selbst-Positionierung. Methodologische Implikationen einer empirischen Subjektivierungsforschung 25

Phries Sophie Künstler
Anrufung, Umwendung und Widerstand: für die Berücksichtigung von Herrschaftsverhältnissen in Subjektivierungsanalysen 39

Thomas Viola Rieske
Verhältnisse von Autonomie und Heteronomie – Potenziale subjektivierungstheoretischer Perspektiven am Beispiel erziehungswissenschaftlicher Forschung zu Jungen 55

Karen Geipel
Who cares? Vergeschlechtlichende Subjektivierungen in antizipatorischen diskursiven Praktiken 71

Christiane Micus-Loos, Melanie Plößer
„Du kannst natürlich nicht alles irgendwie auf andere Leute schieben und nur so Nannys besorgen“ – Überlegungen zur Analyse normativer Anforderungen an die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf in Gruppendiskussionen ………... 89

Sarah Wieners, Susanne Maria Weber
Im Blickfeld der Kamera: Visuelle Geschlechterordnungen in Organisationen diskursanalytisch untersuchen 103

Empirische Erkundungen

Kerstin Jergus, Sandra Koch
Vater, Mutter, Kind(er)!?
Pädagogische Professionalität und Geschlechterverhältnisse
im Feld der frühkindlichen Bildung 123

Katharina Steinicke, Kim-Patrick Sabla-Dimitrov
„Ob so eine Mutti nochmal so super was reißen kann“ –
die Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf in sozialpädagogischen
Handlungsfeldern als diskursive Konstruktion 137

Christiane Bomert
Interessenartikulation von Migrant*innen im Kontext bezahlter
Sorgearbeit im Privathaushalt – Agency-Diskurse in Berichterstattung
und Unterstützungsstrukturen 153

Tanja Vogler
Das Coming-out zwischen (Selbst-)Ermächtigung und „Geständnispraxis“
– Eine diskursanalytische Betrachtung aktivistischer Coming-out-
Diskurse am Beispiel von zwei queeren Jugendzeitschriften 171

Frauke Grenz
Let’s (Not) Talk About Sex
Eine Analyse von Unsagbarkeiten in der Debatte
um den baden-württembergischen Bildungsplan 185

Ann-Kathrin Stoltenhoff
Die mediale Debatte um ‚sexuelle Vielfalt‘ als Diskurskampf.
Hegemonieanalyse von Pressetexten zur „Petition Bildungsplan“ 201

Offener Teil

Johanna Pangritz
Männlich? Weiblich? Divers? Oder doch keine Angabe?
Aktuelle Erhebungsalternativen in der quantitativ ausgerichteten
Geschlechterforschung 219

Rezensionen

Bettina Kleiner
Forster, Edgar/Kuster, Friederike/Rendtorff, Barbara/Speck, Sarah: Geschlecht-er denken. Theoretische Erkundungen 231

Julia Ganterer
Hartmann, Anna: Entsorgung der Sorge. Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus 236

Thomas Viola Rieske
Jäckle, Monika/Eck, Sandra/Schnell, Meta/Schneider, Kyra: Doing Gender Discourse. Subjektivation von Mädchen und Jungen in der Schule 239

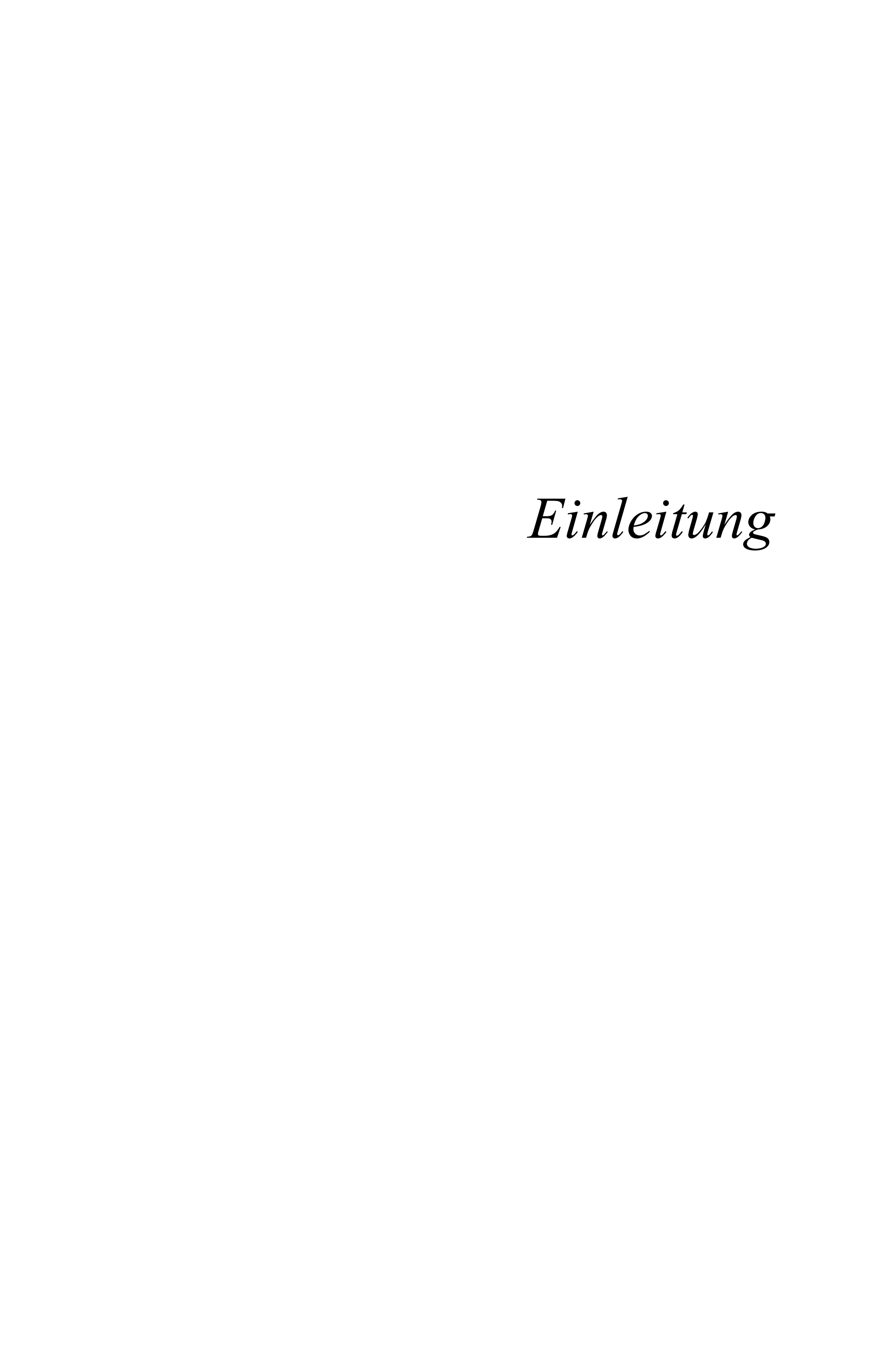
Annalisa Mattei
Nef, Susanne: Ringen um Bedeutung. Die Deutung häuslicher Gewalt als sozialer Prozess 242

Thomas Viola Rieske
Rendtorff, Barbara/Mahs, Claudia/Warmuth, Anne-Dorothee: Geschlechterverwirrungen. Was wir wissen, was wir glauben und was nicht stimmt 245

Anne Schlüter
Reuter, Julia/Gamper, Markus/Möller, Christina/Blome, Frerk: Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft. Autobiographische Notizen und soziobiographische Analysen 249

Daniel Töpper
Waldmann, Maximilian (2019): Queer/Feminismus und kritische Männlichkeit – Ethico-politische und pädagogische Positionen 252

Verzeichnis der Autor_innen 257



Einleitung

Diskursanalytische Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft – Einleitung in den Themenschwerpunkt

Susann Fegter, Antje Langer, Christine Thon

Poststrukturalistische und diskursanalytische Ansätze haben sich sowohl in der wissenschaftlichen Theoriebildung zu Geschlecht als auch im Bereich der Geschlechterpolitik etabliert und für weitreichende Perspektivwechsel gesorgt. Unter der Perspektive der Dekonstruktion von Geschlecht und insbesondere mit Bezugnahme auf die Arbeiten von Judith Butler wurden in den 1990er Jahren naturalisierende und heteronormative Konzeptionen von Geschlecht in der Forschung ebenso hinterfragt wie identitätslogische Konstruktionen eines feministischen „Wir" in der Geschlechterpolitik. Diese „Kritik der Kategorie ‚Geschlecht'" (Feministische Studien 1993) führte innerhalb der deutschsprachigen Geschlechterforschung und -politik zunächst zu tiefgreifenden und nachhaltigen Irritationen und Kontroversen. Mittlerweile sind dekonstruktive und diskursanalytische Ansätze jedoch selbstverständlicher Teil des geschlechtertheoretischen und -methodologischen ‚Kanons'. Zusammen mit queer(theoretisch)en Perspektiven haben sie vielfältige produktive Auseinandersetzungen mit Fragen von Teilhabe, Anerkennung, Solidarität und Gerechtigkeit in Gang gebracht (vgl. Bellina/Langer 2019).

Was sich für die Geschlechterforschung und (feministische) Theorie und Politik insgesamt sagen lässt, gilt ebenso für die *erziehungswissenschaftliche* Geschlechterforschung. Die verstärkte Orientierung an poststrukturalistischen Ansätzen in der Theoriebildung geht auch hier seit einigen Jahren mit einer zunehmenden produktiven Rezeption diskursanalytischer *Methoden* und einer entsprechenden empirisch fundierten Theorieentwicklung einher. Die Analysen umfassen ein breites Spektrum an Themen und erstrecken sich zum einen auf öffentliche, politische und mediale Geschlechterdiskurse zu erziehungswissenschaftlich relevanten Themen. Hierzu gehören etwa die Diskussionen über Jungen als Bildungsverlierer und eine Krise der Jungen (Fegter 2012), über die Erhöhung des Männeranteils in Institutionen der frühkindlichen Bildung (Diewald 2018), über politische Kämpfe um die Wahrnehmung geschlechtlicher Vielfalt im schulischen Bildungskanon (Grenz i.d.Bd., Stoltenhoff i.d.Bd.) oder über Mutterschaft und Vereinbarkeit (Thon 2015). Aber auch erziehungswissenschaftliche Diskurse werden hinsichtlich ihrer Geschlechterkonstruktionen und damit zusammenhängender pädagogischer Implikationen

untersucht, bspw. wenn es um Fragen von Nähe und Distanz in pädagogischen Beziehungen geht (Langer 2008) oder bei der Analyse der Thematisierung von Homosexualitäten* im pädagogischen Diskurs (Plaß 2017).

Zum anderen liegt ein Fokus auf (biographischen) Subjektivierungsprozessen und/oder auf diskursiven Praktiken, durch die in Bildungsinstitutionen oder Einrichtungen der Sozialen Arbeit Positionierungen vorgenommen und (nicht nur Geschlechter-)Differenzen produziert werden. Im Schnittpunkt von Bildungs- und Subjektivierungsforschung untersucht etwa Spies (2010) den Einfluss gesellschaftlicher Migrationsdiskurse auf junge straffällige Männer, indem sie deren Biographien als Positionierungen im Diskurs analysiert. Welche Differenzerfahrungen lesbische, schwule und Trans*Jugendliche in der Schule machen, rekonstruiert Kleiner (2015). Schule und die Macht von Geschlechternormen sind auch Gegenstand der Studie von Jäckle (2009) sowie Jäckle/Eck/Schnell/Schneider 2016 (Rezension von Rieske i.d.Bd.), hier allerdings weniger unter einer biographischen Perspektive. In all diesen Arbeiten geht es um Verhältnisse von Fremd- und Selbstpositionierungen und um die Bearbeitung von gesellschaftlichen und institutionalisierten Normierungen und Normalitäten. Dabei gehen sowohl Perspektiven der Adressat*innen pädagogischer Praxis (s.o.) in die Forschungen ein, als auch bspw. Narrationen von Professionellen über die pädagogische Praxis und damit verwobene Geschlechterkonstruktionen, so etwa in der Sexualpädagogik (Langer 2016) oder in der frühkindlichen Bildung (Menz/Abdessadok 2018, Thon 2018). Mit der Methodologie der Diskursanalyse wird ein empirischer Zugang zum Wirksamwerden verschiedener, nicht nur geschlechtsbezogener Normen, Identifizierungen, Macht- und Differenzverhältnisse gesucht. Dezidiert intersektionale Analysen zu Weiblichkeitskonstruktionen haben unter Einbezug von postcolonial und critical whiteness studies beispielsweise Bergold-Caldwell (2020) und Walgenbach (2005) vorgelegt.

Ein weiteres Feld ist die pädagogische Professionsforschung: Historisch-dekonstruktiv ausgerichtete Diskursanalysen haben hier die Bedeutung der Kategorie Geschlecht für die Konstitution pädagogischer Berufe – als ‚gendered professions' – im Kontext von Klassenverhältnissen herausgearbeitet. Als „emanzipative Strategie" (Heite 2008) trug etwa das Konzept der „geistigen Mütterlichkeit" zur Legitimation der Arbeitsmarktintegration bürgerlicher Frauen bei. Dass die damit einhergehende weibliche Codierung beruflicher Care-Tätigkeiten nicht-intendierte Konsequenzen mit sich brachte, rekonstruiert Heite (2008) diskursanalytisch und zeigt auf, wie sich mit der Naturalisierung professioneller Kompetenzen ein strukturelles Anerkennungsdefizit in die Berufe einschrieb. Wie Maurer (2010) ausführt, ist z.B. die Soziale Arbeit im Kontext dieser Diskurse und Wissensordnungen bis heute von der Ambivalenz geprägt, einerseits ein anerkannter und (vorwiegend akademisch) qualifizierter Ausbildungsberuf zu sein, andererseits als weiblich codierte „Arbeit an

und mit der Bedürftigkeit“ (Maurer 2010: 194) in symbolischer Nähe zu nicht oder gering entlohnten Care-, Haus- und Familientätigkeiten zu stehen. Wie diese historischen Verknüpfungen von Geschlecht und Profession auch in zeitgenössischen Diskursen und Äußerungen von Fachkräften aktualisiert und verschoben werden, zeigen diskursanalytische Arbeiten für die Bereiche der frühkindlichen Bildung (vgl. Fegter et al. 2019, 2020, Nentwich et al. 2013, Jergus/Koch i.d.Bd.), des Grundschullehramts (Roininen 2008) und der Sozialen Arbeit (Steinicke/Sabla i.d.Bd.) auf.

Starke Impulse gehen von der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung auch für die diskursanalytische *Methodenentwicklun*g aus. Dies betrifft insbesondere – wie für die ersten beiden Bereiche auch das Jahrbuch demonstriert – Arbeiten zur erziehungswissenschaftlichen Subjektivierungsforschung (Jäckle 2015, Spies 2015, Fiedel et al. o.J.), zum Einbezug von Gruppendiskussionen als Materialsorte (Geipel 2019, Fegter et al. 2019, Fegter/Saborowski 2021) sowie zum Zusammenspiel von Ethnographie und Diskursanalyse (Langer 2008, Ott 2017, 2015).

Ziel dieses Bandes ist es, einen Einblick zu geben, zu welchen Themen und zu welchen Methoden und diskurstheoretischen Zugängen im Feld der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung gegenwärtig gearbeitet wird und welche Beobachtungen sich hierbei machen lassen. Das Spektrum der für dieses Jahrbuch eingereichten Beiträge zeigt, dass diskursanalytische Zugänge Qualifikationsarbeiten in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung ebenso inspirieren wie etablierte Forschungsschwerpunkte. In Bezug auf die untersuchten Gegenstände wird deutlich, dass die – für erziehungswissenschaftliche Zusammenhänge zentrale – Frage der Subjektivierung einen der Schwerpunkte diskursanalytischer Geschlechterforschung darstellt. Analysen diskursiver Geschlechterordnungen und damit verbundener Normierungen spielen als ein Zugang zu Subjektivierungsprozessen eine große Rolle. In Verbindung damit werden vor allem theoretische Diskussionen geführt, die einer Präzisierung und Auslotung theoretischer Konzepte insbesondere von Subjekt und Subjektivierung dienen. Gefragt wird hier, was entsprechende Differenzierungen für eine empirische Erforschung diskursiver Geschlechterordnungen bedeuten, und auch umgekehrt, wie theoretisch bedeutsame Aspekte von Subjektivierung Gegenstände empirischer Untersuchungen werden können.

Einen weiteren Schwerpunkt bilden Fragen der erziehungswissenschaftlichen Forschung zu pädagogischen Professionen in ihrer Verschränkung mit gesellschaftlichen Differenzierungen und Ungleichheiten. Geschlecht wird hier als durchgängig virulente und zugleich mit anderen Differenzkategorien verknüpfte Wissensordnung sichtbar. Verschiedene Beiträge zeigen so die Produktivität diskursanalytischer Perspektiven für eine geschlechter- und diffe-

renzsensible Professionsforschung und arbeiten die Veränderungen pädagogischer Professionsfelder unter dem Einfluss von Sozialpolitik und Arbeitsmarkt sowie Geschlechterpolitiken heraus.

Geht es um eine empirische Wendung diskurs- und subjekttheoretisch generierter Fragestellungen, so dokumentiert sich in vielen der Beiträge sehr deutlich: Diskursanalytische Arbeiten fordern immer wieder neu dazu auf, sich theoretisch und methodologisch zu verorten, gerade weil Diskursanalyse keine Methode bietet, die schlichtweg ‚angewendet' werden könnte. Und so verschränken sich in vielen Beiträgen Fragen aus empirischen Forschungsprojekten mit theoretischen und methodologischen Diskussionen zur Gegenstandskonstruktion. Insofern ist die im Aufbau dieses Bandes vorgenommene Zweiteilung der Beiträge in methodologische Reflexionen und empirische Erkundungen eine, die lediglich anzeigt, welche Ausrichtung in den jeweiligen Beiträgen überwiegt.

Die Beiträge richten ihren Fokus in unterschiedlicher Intensität darauf, wie sich einerseits Subjektivierungen und Geschlechterordnungen diskurstheoretisch fassen lassen und wie sie sich andererseits empirisch rekonstruieren lassen. Im Blick auf den empirischen Zugang kommen im vorliegenden Band sowohl Arbeiten zur Darstellung, die ‚klassische' Korpora aus der Textproduktion von Medien oder aus politischen Dokumenten analysieren, als auch solche, die empirisches Material bearbeiten, das mit Erhebungsmethoden aus dem Repertoire qualitativ-rekonstruktiver Forschung erzeugt wurde. In den in diesem Band vertretenen Projekten liegt ein Schwerpunkt auf Gruppendiskussionsmethoden, es werden jedoch auch videographische Methoden diskutiert, die nicht nur Ordnungen des Sagbaren, sondern auch des Sichtbaren zum Gegenstand machen. Darin werden nicht nur Fragen der Kombination diskursanalytischer Perspektiven mit solchen bislang eher unüblichen Materialien bearbeitet und Diskussionen über die mit den empirischen Materialien verbundenen Gegenstandskonstruktionen geführt. Vielmehr erlauben entsprechende Projekte auch Einblicke, wie gesellschaftliche Wissensordnungen mit ihren diskursiven Repräsentationen einerseits und die Konstitution von Geschlecht(ern) in situierten Praktiken andererseits zueinander ins Verhältnis gesetzt werden können.

Die Beiträge

Den Auftakt zu den *methodologischen Reflexionen* machen *Folke Brodersen*, *Tina Spies* und *Elisabeth Tuider* mit ihrem Artikel „Geschlecht und Sexualität zwischen Diskurs und Selbst-Positionierung. Methodologische Implikationen einer empirischen Subjektivierungsforschung“. Der Beitrag verfolgt zwei Ziele: Zum einen argumentiert er dafür, dass das theoretische Konzept für ein post-identitäres Subjektverständnis hegemonietheoretisch auszubuchstabieren sei, um auch bei der Analyse von Subjektivierungen diskursive Kämpfe angemessen einzubeziehen. Zum anderen stellt der Beitrag eine insbesondere auf Biographieforschung und Wissenssoziologische Diskursanalyse rekurrierende Heuristik zur Betrachtung des Spannungsfeldes von Diskurs und Subjektpositionen zur Diskussion, die methodische Zugänge für eine auf Geschlecht und Sexualität bezogene diskursanalytisch informierte Subjektivierungsforschung bereithält.

In dem Beitrag „Anrufung, Umwendung und Widerstand: für die Berücksichtigung von Herrschaftsverhältnissen in Subjektivierungsanalysen“ diskutiert *Phries Sophie Künstler* einen subjekttheoretisch bedeutsamen Zusammenhang. Anrufung und Umwendung gelten in poststrukturalistischen Theorien als zentral für die machtvolle diskursive Konstituierung des Subjekts. Im Zwischenraum von Anrufung und Umwendung eröffnen sich auch Potentiale von Widerständigkeit, doch die Bedingungen für ein Gelingen oder Scheitern von Widerstand gilt es noch theoretisch und empirisch auszuloten. Der Artikel erläutert Resignifizierung und Verwehrung als zwei Varianten des Widerstands in ihren Ambivalenzen und plädiert für ein empirisches Forschungsprogramm, das Bedingungen von Widerständigkeit im Zusammenhang gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse analysiert.

Thomas Viola Rieskes Beitrag „Verhältnisse von Autonomie und Heteronomie – Potenziale subjektivierungstheoretischer Perspektiven am Beispiel erziehungswissenschaftlicher Forschung zu Jungen“ nimmt seinen Ausgangspunkt in virulenten theoretischen Herausforderungen der kritischen Jungen- und Männlichkeitsforschung: Er diskutiert das Potenzial subjektivierungstheoretischer und -analytischer Konzepte, um Handlungsspielräume von Jungen innerhalb hegemonialer Geschlechterordnungen stärker anzuerkennen, ohne dabei Vorstellungen einer von Machtverhältnissen befreiten Subjektivität Vorschub zu leisten. Hierzu führt Rieske in subjektivierungstheoretische Perspektiven ein, um deren Anwendbarkeit auf theoretische und methodologische Fragestellungen der Jungenforschung zu diskutieren. In einem weiteren Schritt schlägt er mit Blick auf die Grenzen dieses Konzepts eine stärker relationale Ausrichtung innerhalb von Subjektivierungsanalysen vor, die für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung insgesamt inspirierende Perspektiven eröffnet.

Während in der qualitativen Bildungsforschung zumeist das Gewordensein von Subjekten im Fokus steht, setzt sich *Karen Geipel* in ihrem Beitrag mit dem Titel „Who cares? Vergeschlechtlichende Subjektivierungen in antizipatorischen diskursiven Praktiken“ mit dem Sprechen über Zukunft auseinander. Ihr Anliegen ist, „*systematisch* darüber nachzudenken, *wie* sich ein Sprechen, das auf die Zukunft ausgerichtet ist, als Praktik der vergeschlechtlichenden Subjektivierung theoretisch und methodologisch fassen sowie empirisch untersuchen lässt“. Empirisch analysiert sie dies an Gruppendiskussionen mit Jugendlichen dazu, wie diese sich eine künftige Verbindung von Berufstätigkeit und Familie vorstellen. Das prospektive Sprechen, das eine Dimension des Zukünftigen aufruft, fasst die Autorin in Weiterführung von Butlers Theorien und im Anschluss an Ingrid de Saint-Georges als antizipatorische diskursive Praktik. Durch den Bezug auf geschlechtertheoretische Debatten zu Care kann sichtbar werden, wie im antizipierenden Sprechen Geschlechterordnungen hervorgebracht werden und wie sie sich gleichermaßen auf Gegenwart und Zukunft richten.

Ein weiterer Beitrag, der Zukunftsentwürfe von jungen Frauen in den Blick nimmt, ist der von *Christiane Micus-Loos* und *Melanie Plößer*. Mit dem Titel „‚Du kannst natürlich nicht alles irgendwie auf andere Leute schieben und nur so Nannys besorgen‘ – Überlegungen zur Analyse normativer Anforderungen an die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf in Gruppendiskussionen“ verweisen sie bereits auf ihren Fokus. Das in Gruppendiskussionen erzeugte empirische Material analysieren sie mit der Dokumentarischen Methode – dies jedoch unter einer poststrukturalistischen Perspektive im Anschluss an Judith Butlers Ausführungen zu Geschlechternormen, die auf eine diskursive Verankerung angewiesen sind und somit auch auf der Ebene des Diskursiven analysiert werden müssen. Zudem betrachten die Autor*innen Gruppendiskussionen als Orte, an denen die Teilnehmer*innen nicht nur gemeinsames Wissen erzeugen, sondern sich selbst darüber als Subjekte hervorbringen. So geht mit der empirischen Analyse von Materialausschnitten eine methodologische Auseinandersetzung mit und Erweiterung der Dokumentarischen Methode für die Analyse in Gruppendiskussionen enthaltener normativer Anforderungen einher.

Methodologische Überlegungen stellen auch *Sarah Wieners* und *Susanne Maria Weber* in das Zentrum ihres Beitrags. Unter der Überschrift „Im Blickfeld der Kamera: Visuelle Geschlechterordnungen in Organisationen diskursanalytisch untersuchen“ nehmen sie auf Foucaults Überlegungen zur Hervorbringung visueller Ordnungen durch Dispositive Bezug. Dies eröffnet einen analytischen Zugang zu Sicht- und Sprechbarkeiten sowie verschiedenen Subjektivierungsweisen in Organisationen. Am Beispiel eines videographischen Erhebungssettings in einem Forschungsprojekt zu Diskursen um Exzellenz und

Geschlecht in Wissenschaftsorganisationen diskutieren sie, wie im und durch das „Blickfeld der Kamera“ vergeschlechtlichte Sichtbarkeiten und Sprechbarkeiten produziert werden.

Die Reihe der Beiträge mit *empirischen Erkundungen* beginnen *Kerstin Jergus* und *Sandra Koch* mit ihrem Beitrag „Vater, Mutter, Kind(er)!? Pädagogische Professionalität und Geschlechterverhältnisse im Feld der frühkindlichen Bildung“. Sie werfen einen diskursanalytischen Blick auf das Verhältnis von Geschlechtlichkeit, Professionalität und Frühpädagogik und greifen dazu auf empirisches Material aus einem Forschungsprojekt zurück, in dem gewandelte Professionalisierungsansprüche an pädagogische Fachkräfte im Zusammenhang der Professionalisierungswelle der letzten 20 Jahre untersucht wurden. Dieses Material unterziehen sie einer analytischen Re-Lektüre im Hinblick drauf, inwiefern Geschlechterdimensionen für das geschilderte Professionalisierungsgeschehen von Bedeutung sind und wie sich dies im Spiegel heteronormativer Muster einordnen lässt. Mit ihrem diskursanalytischen Zugang können sie zeigen, wie der männliche Blick des Vaters im Sprechen von Erzieher*innen zur prüfenden Instanz gemacht wird, dem gegenüber sich ein implizierter weiblicher Bereich zu legitimieren habe. Die Autorität dieses Blicks wird zum Spiegel des Autorisierungsgeschehens als kompetente pädagogische Fachkraft, die diesen Blick dann auch auf die Mütter zu richten in der Lage ist.

Katharina Steinicke und *Kim-Patrick Sabla-Dimitrov* nehmen in ihrem Beitrag „‚Ob so eine Mutti nochmal so super was reißen kann‘ – die Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf in sozialpädagogischen Handlungsfeldern als diskursive Konstruktion“ eine diskursanalytische Perspektive ein, die sich auf die Performativität von Sprache richtet. Sie untersuchen die Hervorbringung von Professionalität pädagogischer Fachkräfte im Sprechen, hier im konkreten Vollzug eines Miteinander-Sprechens im Rahmen von Gruppendiskussionen als einem Format, das für Diskursanalysen zunehmend an Bedeutung gewinnt. In der Analyse offenbart sich eine Gegenläufigkeit von Elternschaftskonstruktionen, die je nachdem, wie sie diskursiv mit Sorgeverantwortung und einer geschlechtlichen Positionierung verknüpft werden, als einer pädagogischen Professionalität zuträglich oder abträglich konturiert werden.

Christiane Bomert analysiert in ihrem Artikel über „Interessenartikulation von Migrant*innen im Kontext bezahlter Sorgearbeit im Privathaushalt“, wie in unterschiedlichen Wissensordnungen die Agency einer marginalisierten Gruppe diskursiv konstruiert wird. Mediale Berichterstattung einerseits und Äußerungen von Professionellen, die an der Organisation von Unterstützungsstrukturen für migrantische Care-Arbeiter*innen beteiligt sind, andererseits werden daraufhin befragt, wie die Perspektiven der Letzteren darin repräsentiert sind und welche Handlungsmacht ihnen für die Vertretung ihrer eigenen

Interessen zugeschrieben wird. Der Beitrag zeigt auf, wie auch in kritischen politischen und sozialpädagogischen Diskursen Machtverhältnisse reproduziert werden, und unterstreicht darin die Bedeutung von Diskursanalysen für eine wissenschaftliche Reflexivität in diesen Feldern.

In ihrem Beitrag „Das Coming-out zwischen (Selbst-)Ermächtigung und ‚Geständnispraxis' – Eine diskursanalytische Betrachtung aktivistischer Coming-out-Diskurse am Beispiel von zwei queeren Jugendzeitschriften" analysiert *Tanja Vogler*, wie in diesen Zeitschriften als Repräsentationen queerer Projekte das Coming-out verhandelt wird. Ausgehend von der Annahme, dass queere Projekte nicht nur in Bezug auf die Einzelnen, sondern auch auf Gemeinschaftsbildung identitätskritisch blicken, fragt sie, wie sich die Jugendprojekte „im Sprechen über das Coming-out als ein kollektives Wir herstellen" und inwieweit es ihnen gelingt, sich als Orte der Bildung gegen Vereindeutigungen zu konstituieren, sodass auch alternative Formierungen des Ichs sagbar werden. Sie präsentiert zwei Feinanalysen mittels einer Kritischen Diskursanalyse nach Jäger. Durch ihre theoretische Rahmung und Historisierung werden in den Feinanalysen ein aufschlussreicher Wandel in der Bedeutung des Coming-outs hin zu einem ‚richtigen Weg' und die dadurch erzeugten normierenden (und vermutlich nicht intendierten) Effekte sichtbar.

Ausgehend von einem Verständnis von Diskurs als machtvolle Produktion von Sagbarkeiten untersucht *Frauke Grenz* in ihrem Beitrag „Let's (Not) Talk About Sex. Eine Analyse von Unsagbarkeiten in der Debatte um den baden-württembergischen Bildungsplan", wie sich Grenzen des Sagbaren verschieben. Konkret geht es darum, wie das Thema ‚sexuelle Vielfalt' im Verlauf der Debatte um den Bildungsplan unsagbar gemacht und so eine heteronormative Ordnung reproduziert wurde. Methodologisch interessant ist dabei die Frage, wie sich Unsagbarkeiten empirisch-analytisch fassen lassen. Am Material zeichnet Grenz die mehrstufige diskursive Verschiebung nach, mit der ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt' in einem normativen Sinn nicht mehr ‚zu sagen' war, da sonst christliche Sexualmoralvorstellungen nicht ausreichend berücksichtigt würden. Geschlechterpolitisch zeigt der Beitrag das besondere Potenzial eines diskursanalytischen Zugangs auf, Interventionen der Neuen Rechten in erziehungs- und bildungswissenschaftliche Diskurse und die Stärkung antifeministischer Positionen über Bezüge auf das Kind zu analysieren.

Wie ergiebig die diskursanalytische Beschäftigung mit den Ereignissen um den baden-württembergischen Bildungsplan ist, zeigt auch der Beitrag von *Ann-Kathrin Stoltenhoff*. Sie wählt den analytischen Zugang der Strategemanalyse von Nonhoff im Anschluss an die Hegemonietheorie (Laclau/Mouffe 1985) und fokussiert so darauf, wie Vorherrschaft diskursiv hergestellt wird und wie Diskurse ‚strategisch' für oder gegen eine (potenziell) machtvolle Ordnung

zum Einsatz kommen. Unter dem Titel „Die mediale Debatte um ‚sexuelle Vielfalt' als Diskurskampf. Hegemonieanalyse von Pressetexten zur ‚Petition Bildungsplan'" beleuchtet sie die Debatte damit aus einem anderen Blickwinkel als Grenz und analysiert den Ansatz, ‚sexuelle Vielfalt und Heterogenität zu normalisieren', als hegemoniales Projekt, das darauf ausgerichtet ist, ein anderes hegemoniales Projekt (die Normalisierung von Heteronormativität) abzulösen. Neben der präzisen Analyse am Material werden der strategemtheoretische Ansatz und die Analyse von Pressetexten als hegemoniale Artikulationen für die erziehungswissenschaftliche Diskussion zu Normalität, Heterogenität und Toleranz als Erziehungsziel innovativ erschlossen.

Mit dem Beitrag von *Johanna Pangritz* werfen wir im *offenen Teil* einen Blick auf die quantitative Forschung und ihre Erhebung von Geschlechterkategorien. In ihrem Aufsatz „Männlich? Weiblich? Divers? Oder doch keine Angabe? Aktuelle Erhebungsalternativen in der quantitativ ausgerichteten Geschlechterforschung" eruiert sie ausgehend von einer seit Langem vorgetragenen Kritik an der Reifizierung von Geschlechtertypisierungen innerhalb einer binären Differenzierung gegenwärtige Erhebungsalternativen. Sie präsentiert unterschiedliche Zugänge in standardisierten Fragebogendesigns und arbeitet deren Reichweite, Möglichkeiten und Begrenzungen heraus. Diese stehen jedoch nie für sich, sondern – auch das zeigt sie – sind stets abhängig vom geschlechtertheoretischen Zuschnitt.

Eine Reihe von *Rezensionen* diskutiert schließlich ganz unterschiedliche Publikationen: Neben einer diskursanalytischen Studie sind dies zwei Sammelbände mit geschlechtertheoretischen Einsprüchen sowie aktuelle Dissertationen und eine autobiographisch und sozialwissenschaftlich gerahmte Studie zum Wissenschaftsbetrieb, in der auch Geschlechterforscher*innen zu Wort kommen.

Literatur

Bellina, Leonie/Langer, Antje (2019): Diskursanalyse und feministische Kritik(en). In: Langer, Antje/Nonhoff, Martin/Reisigl, Martin (Hrsg.): Diskursanalyse und Kritik. Wiesbaden: Springer VS, S. 259–285.

Bergold-Caldwell, Denise (2020): Schwarze Weiblich*keiten. Intersektionale Perspektiven auf Bildungs- und Subjektivierungsprozesse. Bielefeld: transcript.

Diewald, Irmgard (2018): Männlichkeiten im Wandel. Zur Regierung von Geschlecht in der deutschen und schwedischen Debatte um ‚Männer in Kitas'. Bielefeld: transcript.

Fegter, Susann (2012): Die Krise der Jungen in Bildung und Erziehung. Diskursive Konstruktion von Geschlecht und Männlichkeit. Wiesbaden: Springer VS.

Fegter, Susann/Hontschik, Anna/Kadar, Eszter/Sabla, Kim-Patrick/Saborowski, Maxine (2019): Bezüge auf Familie als Moment der Vergeschlechtlichung pädagogischer Professionalität: Diskursanalytische Perspektiven auf Äußerungen in Gruppendiskussionen mit Kita-Teams. Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung, Bd. 15. Opladen: Barbara Budrich.

Fegter, Susann/Geipel, Karen/Kleiner, Bettina/Rothe, Daniela/Sabla, Kim-Patrick/ Saborowski, Maxine (2020): Äußerungen von Sprecher*innen in einer Gruppendiskussion. Überlegungen und Analysen aus unterschiedlichen diskurs- und subjektivierungstheoretischen Perspektiven. In: van Ackeren, Isabell/Bremer, Helmut/ Kessl, Fabian/ Klein, Dominique/Koller, Hans-Christoph/Pfaff, Nicolle/Rotter, Carolin/Salaschek, Ulrich (Hrsg.): Bewegungen. Beiträge zum 26. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Opladen: Barbara Budrich, S. 83–97.

Fegter, Susann/Saborowski, Maxine (2021): Theoretische Modellierung einer empirischen Analyse von pädagogischer Professionalität und Geschlecht anhand von Äußerungen als iteratives Moment historischer Wissensordnungen. In: Fischer, Diana/Jergus, Kerstin/Puhr, Kirsten/Wrana, Daniel (Hrsg.): ‚Theoretische Empirie' – Erkenntnisproduktion zwischen Theoriebildung und empirischen Praxen. Wittenberger Gespräche VII: Halle-Wittenberg, im Erscheinen.

Feministische Studien (1993): Kritik der Kategorie Geschlecht 11, 2.

Fiedel, Lotta-Lili/Geipel, Karen/Hoppe, Marie/Kleiner, Bettina/Koch, Sandra/Künstler, Phries Sophie/Otzen, Anna/Reuter, Eva/Rose, Nadine/Schmidt, Melanie/Strauß, Svenja/Terstegen, Saskia (o.J.): Netzwerk Erziehungswissenschaftliche Subjektivierungsforschung – Theoretische, Methodologische und Methodische Einsätze (NES). https://www.ah-ewi.tu-berlin.de/menue/forschung/laufende_forschungs-projekte/dfg_netzwerk_erziehungswissenschaftliche_subjektivierungsforschung_theoretische_methodologische_und_methodische_einsaetze_nes [Zugriff: 12.11.2020].

Geipel, Karen (2019): Diskurs- und Subjektivierungstheorie meets Gruppendiskussionen – Methodologische Überlegungen zu einer neuen Verbindung. In: Forum Qualitative Sozialforschung 20, 2, S. 1–29.

Heite, Catrin (2008): Soziale Arbeit als Kampf um Anerkennung. Professionstheoretische Perspektiven. Weinheim/München: Juventa.

Jäckle, Monika (2009): Schule M(m)acht Geschlechter. Eine Auseinandersetzung mit Schule und Geschlecht unter diskurstheoretischer Perspektive. Wiesbaden: VS.

Jäckle, Monika (2015): Geschlechterpositionierungen in der Schule. Eine Machtanalytik von Subjektivationsprozessen. In: Fegter, Susann/Kessl, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: Springer VS, S. 107–121.

Jäckle, Monika/Eck, Sandra/Schnell, Meta/Schneider, Kyra (2016): Doing Gender Discourse. Subjektivation von Mädchen und Jungen in der Schule. Wiesbaden: Springer VS.

Kleiner, Bettina (2015): subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher. Opladen: Barbara Budrich.

Langer, Antje (2008): Disziplinieren und entspannen. Körper in der Schule – eine diskursanalytische Ethnographie. Bielefeld: transcript.

Langer, Antje (2016): Zum Verhältnis von ‚Vielfalt' und Heteronormativität in sexualpädagogischen Praktiken. In: Herrera Vivar, Maria Teresa/Rostock, Petra/Schirmer, Uta/Wagels, Karen (Hrsg.): Über Heteronormativität. Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Verhältnisse und konzeptionelle Zugänge. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 137–154.

Maurer, Susanne (2010): Auf dem Weg zu einer neuen GeschlechterUnOrdnung? Eine Zukunftsvision Sozialer Arbeit. In: Engelfried, Constance/Voigt-Kehlenbeck, Corinna (Hrsg.): Gendered Profession: Soziale Arbeit vor neuen Herausforderungen in der zweiten Moderne. Wiesbaden: Springer VS, S. 193–212.

Menz, Margarete/Abdessadok, Luisa (2018): Positionierungen von Eltern, Vätern, Müttern – Normalisierung und Irritation von Geschlechterverhältnissen im Elementarbereich. In: Thon, Christine/Menz Margarete/Mai, Miriam/Abdessadok Luisa (Hrsg.): Kindheiten zwischen Familie und Kindertagesstätte. Differenzdiskurse und Positionierungen von Eltern und pädagogischen Fachkräften. Wiesbaden: Springer VS, S. 113–129.

Nentwich, Julia C./Poppen, Wiebke/Schälin, Stefanie/Vogt, Franziska (2013): The same and the other: Male childcare workers managing identity dissonance. In: International Review of Sociology 23, 2, S. 325–344.

Ott, Marion (2015): Praktiken der Aktivierung als komplexes Phänomen untersuchen. Zur Arbeit an einer machtanalytischen Ethnographie. In: Fegter, Susann/Kessl, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: Springer VS, S. 231–248.

Ott, Marion (2017): ‚Mütterliche Kompetenz' im Spannungsfeld von Darstellung und Adressierung. Erziehungsverhältnisse in stationären Mutter-Kind-Einrichtungen machtanalytisch betrachtet. In: Tolasch, Eva/Seehaus, Rhea (Hrsg.): Mutterschaften sichtbar machen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge. Opladen: Barbara Budrich, S. 271–288.

Plaß, Michael (2017): Homosexualitäten* und Heteronormativität in der Pädagogik. Eine Diskursanalyse. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.

Roininen, Ella (2008): Doing gender/doing profession in Finnish working life. Diss. St. Gallen: Universität St. Gallen/Graduate School of Business Administration, Economics, Law and Social Sciences (HSG).

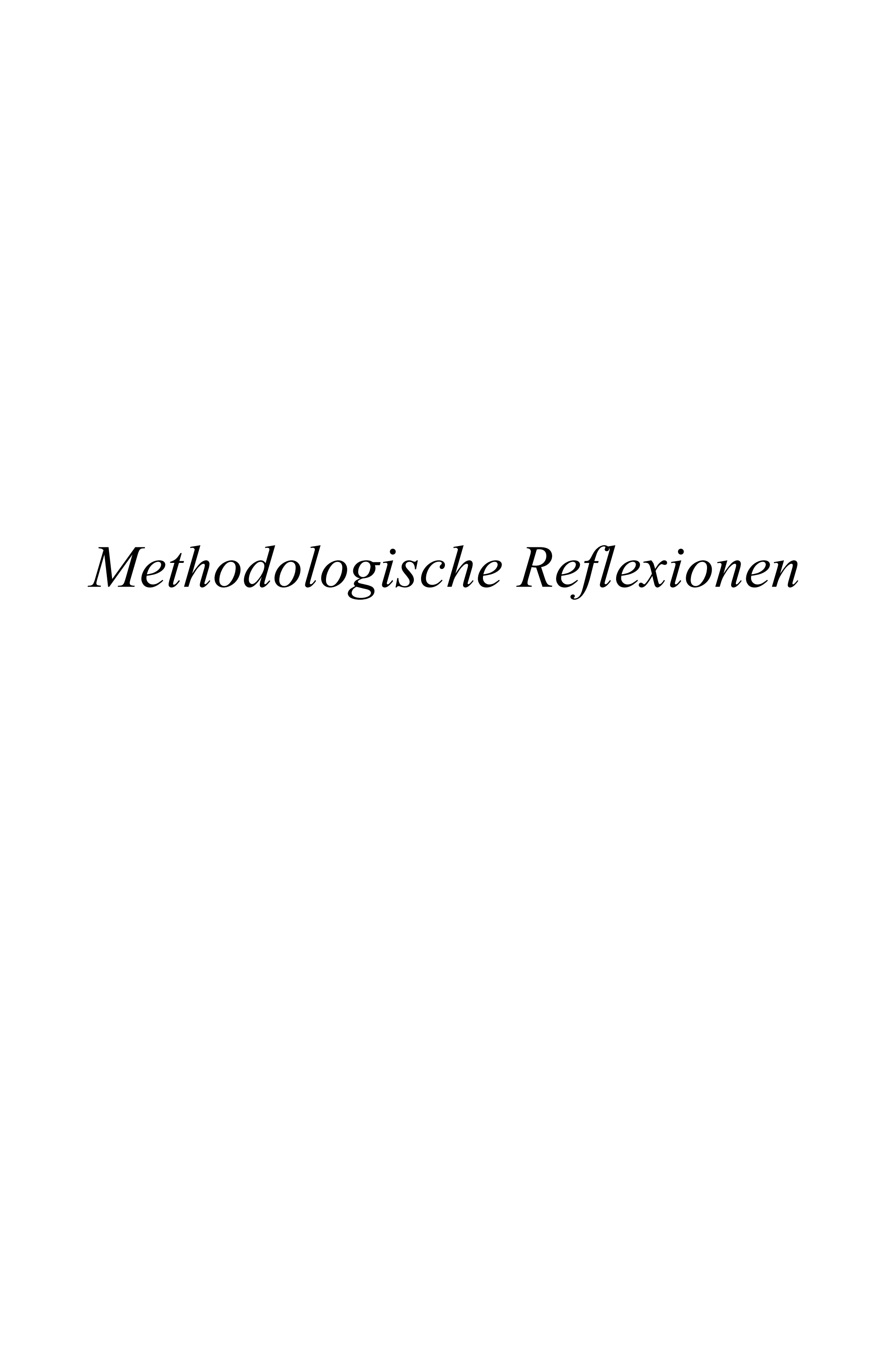
Spies, Tina (2010): Migration und Männlichkeit. Biographien junger Straffälliger im Diskurs. Bielefeld: transcript.

Spies, Tina (2015): „Ohne Geld kannst du draußen nicht überleben“. Zur Analyse von Biographien als Positionierungen im Diskurs. In: Fegter, Susann/Kessl, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: Springer VS, S. 143–158.

Thon, Christine (2015): „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ – ein neoliberaler Diskurs? Familienpolitische und pädagogische Interventionen zur Herstellung von Subjekten der Vereinbarkeit. In: Stach, Anna/Walgenbach, Katharina (Hrsg.): Geschlecht in gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Opladen: Barbara Budrich, S. 131–143.

Thon, Christine (2018): Reflektieren über Differenzen? Migrations- und Geschlechterdiskurse im Sprechen pädagogischer Fachkräfte über Kinder und Eltern. In: Breitenbach, Eva/Rieske, Thomas Viola/Toppe, Sabine (Hrsg.): Migration, Religion und Geschlecht. Praktiken der Differenzierung. Opladen: Barbara Budrich, S. 77–90.

Walgenbach, Katharina (2005): „Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur“. Koloniale Diskurse über Geschlecht, „Rasse“ und Klasse im Kaiserreich. Frankfurt am Main/New York: Campus.



Methodologische Reflexionen

Geschlecht und Sexualität zwischen Diskurs und Selbst-Positionierung. Methodologische Implikationen einer empirischen Subjektivierungsforschung

Folke Brodersen, Tina Spies, Elisabeth Tuider

1 Einblick

Mit unserem Beitrag bewegen wir uns im Feld der Subjektivierungsforschung, wie sie in den Kultur-, Sozial- und Erziehungswissenschaften ausgearbeitet (vgl. für einen Überblick z.B. Fegter/Kessl/Langer et al. 2015; Geimer/Amling/Bosančić 2019; Ricken/Casale/Thompson 2019; Spies/Tuider 2017) und im Feld der interdisziplinären Geschlechterforschung – v.a. angeregt durch die Arbeiten Judith Butlers, Michel Foucaults, Louis Althussers und Stuart Halls – vorangetrieben wurde. Die Subjektivierungsforschung im Bereich der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung knüpft hierbei insbesondere an diskursanalytische Methoden und Methodologien an und bringt diese in Verbindung mit der Biographieforschung (z.B. Kleiner 2015), Ethnographie (z.B. Langer 2008), Videographie (z.B. Engel/Diz Muñoz 2021) oder der Interaktionsanalyse hin zu einer Adressierungsanalyse (Rose/Ricken 2017).

Im folgenden Beitrag geht es um eine Auseinandersetzung mit der soziokulturellen Konstitution von vergeschlechtlichten, sexuellen Subjekten im Rahmen normativer Ordnungen. Wir plädieren hier für ein reflexives Zurückstellen des homogenisierenden und vereindeutigenden Identitätsbegriffs zugunsten einer Fokussierung auf die immer schon brüchigen Subjektivierungsweisen. Der diskursiven Verhandlung und politischen Besetzung identitär verstandener Differenzen und der Homogenität sozialer Akteur*innen, wie sie sozialen Bewegungen (z.B. der Frauenbewegung oder der Homobewegung) seit 1968 und ihren Emanzipationsüberlegungen zugrunde lagen, wurde im Kontext queer-theoretischer Kritiken unter poststrukturalistisch-dekonstruktivistischen Vorzeichen eine Absage erteilt (u.a. Butler 1991). Statt einer als homogenisierend verstandenen und damit auch universalisierenden Identität etwa als „Frau" im Rahmen feministischer Forschung und Politiken wurden queere Bündnispolitiken und damit zusammenhängend ein postessentialistisches Identitätsverständnis stark gemacht. In diesem Zusammenhang wurde auch ein Verständnis von Subjekt- und Machtverhältnissen diskutiert, das an die theo-

retischen Debatten zu Differenz und Hegemonie anknüpft und ein post-identitäres Verständnis von Subjektivität zum Ausgangspunkt von Politik macht (vgl. Butler/Laclau/Žižek 2013).

Anliegen dieses Beitrages ist es, erstens ein solches post-identitäres Subjektverständnis – den theoretischen Ausführungen Butlers und Halls folgend – im Rahmen einer Subjektvierungsanalyse auszuformulieren und zweitens in diesem Zusammenhang für die Stärkung eines Hegemonieverständnisses einzutreten. Dabei sind mit Hegemonie der Kampf- und Schauplatz um Bedeutungen und die normative Ordnung erfasst, in denen Subjektpositionen zur Verfügung gestellt werden, die unterbrochen oder auch nicht ganz gefüllt werden können, denen ‚widersprochen' wird bzw. die zurückgewiesen werden können.

Hierzu eröffnen wir zunächst eine Kritik am Begriff der Identität und führen sodann in Abgrenzung hierzu das Konzept des Subjekts als analytischen Gegenstand ein. Nach einer Darstellung der Form und Inhalte gegenwärtiger diskursiver Aushandlungen von geschlechtlichen und sexuellen Identitäten bzw. Identitätspositionen (Kap. 2) bringen wir die subjekttheoretischen Perspektiven von Michel Foucault und Judith Butler mit den Ausführungen von Stuart Hall, Ernesto Laclau sowie den hegemonietheoretischen Diskussionen zwischen Butler und Laclau zusammen (Kap. 3). Anschließend schlagen wir eine empirische Doppelperspektive als Heuristik zur Betrachtung des Spannungsfeldes von Diskurs und Subjektpositionen vor und schließen mit einem Ausblick, welche methodischen Perspektiven auf die Eruierung von Geschlecht und Sexualität eine diskursanalytisch informierte Subjektivierungsforschung bereitstellt. Dazu nehmen wir Bezug auf Ansätze der Biographieforschung und der Wissenssoziologie, um die Empirische Subjektivierungsanalyse als methodische Umsetzung jener Theorien vorzustellen (Kap. 4). Wir schließen mit einem Verweis auf die (politischen) Implikationen derartiger Analysen (Kap. 5).

2 „Born this way" – Umkämpfte Identitäten

Sexual- und geschlechterpolitische Diskursivierungen lassen sich in verschiedenen Beispielen auf der rechtlichen, aber auch auf der medialen Ebene im Hinblick auf ihren Einsatz ebenso wie auf die Brüchigkeit von Identitätspositionen rekonstruieren: Nach langjährigem Engagement hinsichtlich Rechtsprechung und Gesetzgebung trat am 1. Januar 2019 in Deutschland ein verändertes Personenstandsrecht mit der 3. Geschlechtsoption „divers" in Kraft. Divers ist dabei nicht eine freiwillig oder selbstbestimmt zu wählende Geschlechtsoption, sondern sie ist vorgesehen für den Fall der „angeborene[n] Variation der körperlichen Geschlechtsmerkmale" (BMJV/BMI 2019: 2), d.h. einer Inkongruenz von Geschlechtschromosomen, Genital und Gonaden. Initiativen

und Verbände kritisierten bereits im Vorfeld der Änderung des Personenstandsrechts, dass damit eine geschlechtliche Identität auf körperliche Merkmale reduziert wird: Geschlechtlichkeit solle an einem ‚eindeutigen Körperbild', d.h. objektiv gegebenen Geschlechternormen (mit ihrer vermeintlichen Übereinstimmung von sex, gender und Sexualität), gemessen werden. Erst daraus leite sich eine geschlechtliche Bestimmung der jeweiligen Person ab (BMJV/BMI 2019; TrIQ 2019).

Im gleichen Jahr performt die Musicaldarsteller*in Oxa selbstbewusst in der Show ‚*The Voice of Germany*' mit dem Satz: „Ich bin Mann, ich bin Frau, ich bin Transgender, ich bin Performer, Tänzer und Sänger!"[1] Oxa schält sich aus einem schwarzen Glitzerschleier, bringt einen neonfarbenen Bodysuit mit sexuell konnotierten Lederharnessen zum Vorschein – und hinterfragt mit Lady Gagas Songtext ‚*Born this way*' die Kontinuität eines So-Seins. Oxa unternimmt so auf der Ebene der Performance den Versuch, die Performativität und anordnende Normativität von Geschlecht und Sexualität zu durchkreuzen. Gleichzeitig diskursiviert Oxa eine der zentralen Vorannahmen hinsichtlich Geschlecht, nämlich dass dieses qua Geburt biologisch gegeben, natürlich und unveränderbar sei.

An diesen kurz skizzierten Beispielen wird deutlich: Wegen ihrer vermeintlichen Selbstverständlichkeit, Evidenz und scheinbaren Natürlichkeit werden geschlechtliche und sexuelle Identitäten (immer wieder) zu diskursiven Kampfplätzen. In medialen, rechtlichen, politischen und ethischen Diskursen wird um geschlechtliche und sexuelle Eindeutigkeit und um nichts Geringeres als die soziale Ordnung selbst gerungen, wenn etwa die Existenz einer dritten Geschlechteroption im Zuge der Implementierung der Gesetzesveränderung infrage gestellt wird. Dabei sind Naturalisierungen (biologische Körperlichkeit) und Kulturalisierungen (subjektives Selbsterleben), Re-Naturalisierungen (auf Basis bio-psychischer Prozesse) und Re-Kulturalisierungen (innerhalb eines sozialen Deutungsrasters) Strategien, um die Zuweisungen von Eigenschaften an Identitäten als homogen und eindeutig gegeben zu begründen. Oxas Inszenierung verweist hier gerade durch das performative Zurückweisen dieser Homogenität bzw. Eindeutigkeit auf die Hegemonie solcher (Diskurs-)Strategien und begibt sich damit (bewusst) in das Spannungsfeld von diskursiver Konstitution und – in diesem Fall: künstlerischer – Reiteration (s. Abschnitt 3).

Auch im Zuge der als „Ethnosexismus" analysierten Ereignisse Post-Köln (Dietze 2019; Hark/Villa 2017) sowie im diskursiven Kontext der rassistischen und rechten bzw. rechtspopulistischen Anschläge in Halle und Hanau setzen sich Zuschreibungen und Anrufungen scheinbar natürlicher Geschlechterordnungen fort und verschränken sich mit der andauernden Geschichte kolonialer Rassismen (vgl. Huxel/Spies/Supik 2020). (Nationale) Identität wird somit

1 https://www.the-voice-of-germany.de/talente/staffel-9/oxa [27.02.2020].

nicht nur umkämpft, sondern auch selbst zum Einsatz gebracht in der Entscheidung, welches Leben zu schützen und welches zu verwerfen ist, wessen Erleben zählt und welche Perspektive nicht geteilt und wahrgenommen werden kann und soll.

Identitäten und daran anschließende (Bewegungs-)Politiken werden darüber hinaus Gegenstand von Diskursverkürzungen: Das in antifeministischen und rechtspopulistischen Zusammenhängen gebrauchte Vokabular der ‚Homo-' und der ‚Frauen-Lobby' diffamiert Akteur*innen und Fachdebatten als ideologisch, partikular, parteilich und irrational – und macht demokratische Aushandlungen von Politik und Teilhabe unmöglich. Einige (populär-)wissenschaftliche Positionierungen leiten aus dieser Gegenwartsdiagnose schließlich eine stolze Neubesetzung von sexueller oder geschlechtlicher Identität im Zuge identitätspolitischer Kämpfe, z.B. als schwul oder als Frau, als politisches Gebot ab (l'Amour laLove 2017; Linkerhand 2018).

Schauplatz dieser diskursiven Kämpfe ist das vergeschlechtlichte, sexuelle und auch rassifizierte Subjekt. In der sich derzeit reaktualisierenden Anrufung von Identitätspolitiken sind es kategorial bestimmte Zugehörigkeiten als z.B. weiblich*, männlich, lesbisch, schwul, trans* oder non-binary, die mit einem Selbstverhältnis der Akteur*innen gleichgesetzt werden. Damit zeigt sich Identität als eine machtvolle und spezifische Weise der Regierung des Subjekts, die diesem eine „Individualität aufprägt, es an seine Identität fesselt, ihm ein Gesetz der Wahrheit auferlegt, das es anerkennen muß" (Foucault 2005: 245). Die Diskurse über Geschlecht und Sexualität regulieren damit die Möglichkeiten und Bedingungen des jeweiligen Seins. Sie legen fest, was in welchen Kontexten Anerkennung erfährt, wie Ressourcen verteilt werden und wem ein Recht auf Existenz zu- oder abgesprochen wird. Die Bestimmungen im Personenstandsgesetz, ebenso wie die (Selbst-)Besonderung von Künstler*innen in und ohne Drag wie bei Oxa sind diskursive Ordnungsversuche, in welche die jeweiligen Akteur*innen sich einmischen und an denen sie teilzuhaben versuchen. Die Weise, in der das vergeschlechtlichte, sexuelle Selbst dabei jeweils gefasst wird, zeigt sich damit als reaktualisierter Austragungsort diskursiver Verhandlungen und Kämpfe.

Im Folgenden stellen wir mit der Subjektivierungsanalyse ein subjekttheoretisches Verständnis vor, das Hegemonie als Schauplatz des Kampfes von normativen Ordnungen erfasst, in denen Subjektpositionen zur Verfügung gestellt werden, die aber auch unterbrochen oder nicht ganz gefüllt werden können. Dabei halten wir eine Analyse des Verhandlungsfeldes und Neueinsatzes von Identität für notwendig, mithin des performativen Spiels um das Subjekt und dessen Folgen, um ein post-identitäres Subjektverständnis herauszuarbeiten.

3 Subjektivität und Hegemonie

Solch ein post-identitäres Verständnis geht von diskursiv hergestellten Subjektpositionen bei gleichzeitiger Betonung von (politischer) Agency aus. Im Feld der Subjektivierungsforschung wurden in den letzten Jahren Überlegungen zu Subjektivierungsweisen ausgearbeitet, die Subjektpositionen als Orte betonen, insofern diese von Individuen eingenommen werden müssen, um u.a. in politischen Debatten und Aushandlungen wahrnehmbar zu sein und sprechen zu können (Brodersen/Spies 2021). Theoretischer Referenzrahmen sind die Schriften Foucaults sowie deren Weiterführungen durch Butler, Hall und auch Laclau, die in ihren Arbeiten den Unterschied zwischen (konkreten) Personen einerseits und Subjekten bzw. Subjektpositionen andererseits betonen und diese Überlegungen mit einem machtkritischen Verständnis von Hegemonie verknüpfen.

So begreift z.B. Stuart Hall unter ‚Identität' das „Vernähen" eines diskursiven ‚Außen' mit ‚inneren' Prozessen (vgl. z.B. Hall 1995: 65). Es handelt sich also nicht um eine universell gültige, im Individuum verankerte, sondern um eine in einem diskursiven Kontext positionierte und in diesem Sinne auch politische ‚Identität'. In Anlehnung an Ernesto Laclau (v.a. 1990; 2002) spricht er von Identität als einem machtvoll strukturierten Prozess der Identifizierung. Dabei geht er davon aus, dass Identifizierung sich nicht ein für alle Mal ereignet, sondern abhängig ist von den Diskursen, die uns umgeben und die sich im Laufe der Zeit verändern. Verschiedene Diskurse generieren unterschiedliche Subjektpositionen und ‚rufen' (im Sinne Althussers *Interpellation*) die*den Einzelne*n in diese Position, sie konstituieren mithin die Form des Subjekts, was Hall unter dem Begriff der ‚Artikulation' zusammenfasst (vgl. Spies 2017).

Im Anschluss an Judith Butler ist dabei die historische Variabilität der Subjektkonstitution ebenso zu betonen wie ihre Unabgeschlossenheit. Es gilt, die Unvollständigkeit und Brüchigkeit identifikatorischer Prozesse bzw. die „Negativität im Herzen der Identität" (Butler/Laclau/Žižek 2013: 2) anzuerkennen. „Identität konstituiert sich niemals vollständig" (ebd.: 1) und Identifikation lässt sich nicht auf Identität reduzieren; bzw. mit den Worten Halls: „Identities are, as it were, the forms in which we are obliged to act, while always knowing that they are representations which can never be adequate to the subject processes that are temporarily invested in them." (Hall 1995: 65)

Eine diskursive Anrufung kann demnach nie vollständig erfüllt werden; die Subjektkonstitution beinhaltet bereits ihr „Verfehlen" oder auch „Scheitern" (vgl. auch Villa 2006), oder wie Butler es ausdrückt: „was ich bin, entzieht sich der semantischen Reichweite jeder sprachlichen Bemühung, meiner habhaft zu werden" (Butler 2013: 16). Das Subjekt agiert vielmehr stets „im Spannungsfeld von diskursiver Konstitution und sprachlicher Reiteration" (Villa 2009:

152) und ist in diesem Sinne per se handlungsfähig. Das heißt, der Ort des Widerstandes ist derselbe, der den Bereich des Sagbaren normativ strukturiert und nun genau zu dem Ort der Umdeutung, des Schweigens oder Gegensprechens – wie in Oxas Performance ‚*Born this way*' – werden kann. ‚Mann'/‚Frau'/‚trans*' sind somit keine festen Signifikanten, die angenommen werden müssen. Genauso wenig sind sie homogene, universelle Grundlage politischer *Agency*. Die Frage, die daraufhin die Subjektivierungsanalyse stellt, ist, wann, wie und mit welchem Effekt welche Subjektposition angenommen und ggf. gewendet, unterlaufen oder auch ausgelassen wird – und wann nicht. Im Rahmen einer solchen post-identitären Subjektivierungsanalyse möchten wir den Begriff der Hegemonie stark machen, der das diskursive Verhandlungsfeld von ‚Identität' – als machtvolle und spezifische Weise der Regulierung des Subjekts – rahmt. Hegemonie erfasst den Schauplatz der Verhandlung sozialer Ordnung.

Auf der Basis post-marxistischer Überlegungen haben Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (2000) ein Hegemonieverständnis im Rahmen einer radikalen Demokratie ausgearbeitet und dabei den Gramscianischen Hegemoniebegriff einer poststrukturalistischen Relektüre unterzogen, ihn mithin radikalisiert und de-essentialisiert. Der Blick auf Hegemonie rückt im Kontext der Subjektivierungsanalyse die Frage in den Vordergrund, wie Macht operiert und wie sie dabei auf der stillschweigenden Zustimmung zu diesen (verdeckten) Machtverhältnissen beruht. Denn „Macht ist nicht stabil und statisch […]; sie konstituiert unseren unsicheren Sinn des Common Sense und ist in die vorherrschenden Episteme einer Kultur eingelassen" (Butler 2013: 18). Laclau bezieht Hegemonie dabei immer auf soziale Ordnung, die durch Ausschlüsse konstituiert wird.[2] Hegemonie rahmt nicht nur, sondern bezeichnet die historischen Artikulationsmöglichkeiten, die innerhalb eines spezifischen politischen Horizonts auftreten und versuchen „Sinn – und vor allem die Identität von Subjektpositionen – stillzustellen" (Reckwitz 2006: 343), indem sie sich als universal setzen. Vom Ausgeschlossenen her können die grundlegenden Prämissen sozialer Ordnung nun einer Reartikulation unterzogen werden. ‚Artikulation' ist für Laclau, und so hat es auch Hall übernommen, „a practice, and not the name of a given relational concept" (Laclau/Mouffe 1985: 93). Zugleich stellt sich – bzw. Butler an Laclau – die Frage, wie das hegemoniale Feld zu verstehen ist: als ein historisch veränderbares und potenziell transformierbares oder als durch strukturelle Grenzen und Ausschlüsse gesichertes (Butler 2013: 17)?

Je nachdem, wie diese Frage beantwortet wird, stellt sich der Zusammenhang zu einer Heuristik der Subjektivierungsanalyse dar – wie wir im Folgenden ausführen werden. Denn wird der *strukturelle Ausschluss* innerhalb des Konzepts der Hegemonie methodologisch und empirisch in den Vordergrund gestellt, so gilt es, das Unvermögen sozialer Kategorien ob der Komplexität

2 Für Laclau ist die Ordnung immer als eine ‚demokratische Ordnung' zu verstehen, bzw. steht Demokratie für diese Ordnung.

und Diversität mehrfacher intersektionaler Situiertheiten (von Personen entlang von gender-race-class-,etc.') zu thematisieren. Hierzu gibt es vielfache Anschlusspunkte in der feministischen Geschlechterforschung, u.a. die Betonung „Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau" (Gutiérrez Rodríguez 1996), sowie in der Intersektionalitätsdebatte (vgl. Lutz et al. 2010). Wird hingegen von der *Transformierbarkeit der Hegemonie* ausgegangen, so ist auch ihre stets vorhandene Unvollständigkeit impliziert, die wiederum auch die Unvollständigkeit des Subjekts zugrunde legt. Die Theorie der Hegemonie und die Theorie der Performativität, so schlussfolgert Butler (2013: 18), sind „gar nicht so weit entfernt" voneinander.

Damit stellt sich die (auch empirische) Frage neu, wie soziale Bewegungen das Projekt der Hegemonie reartikulieren (Butler/Laclau/Žižek 2013: 4). Laclau betont dabei, dass zwischen Macht und Emanzipation keine „Beziehung des Ausschlusses" herrscht, sondern „eine der wechselseitigen – wenn auch widersprüchlichen – Implikation" (ebd.: 10), der aber gerade kein Identitätsverständnis zugrunde liegt. In diesem Sinne können der vorgängige diskursiv hegemoniale Kontext und die normative Ordnung hinsichtlich Geschlecht und Sexualität unterlaufen, dekontextualisiert und resignifiziert werden. Für Laclau sind diskursive Formationen sozial-kulturelle Techniken und Praktiken, die ein Ensemble differentieller Positionen jenseits von identitärer Differenz präsentieren (vgl. Butler/Laclau 1998). Subjektpositionen können in diesem Sinne nicht eindeutig sein, sondern sie überlappen sich und destabilisieren gar jeden eindeutigen Sinn (vgl. Reckwitz 2006: 342). Das „Scheitern der Identität" (Butler/Laclau/Žižek 2013: 1) ist für das Projekt der Hegemonie zentral, erlaubt es doch Verschiebungen und Neurordnungen des normativen Gefüges.

4 Empirische Subjektivierungsanalyse: eine Heuristik

Wir sind hier also für ein post-identitäres Subjektverständnis eingetreten, in dem Subjekte nie aus sich heraus ontologisch bestimmbar sind, sondern nur innerhalb diskursiver Formationen. Ebenso haben wir die Vorstellung eines autonomen, mit sich selbst identischen Subjekts als Grundlage jeglicher Agency – oder auch empirischer Forschung – hegemonietheoretisch kritisiert. Die im Folgenden ausgeführte Heuristik einer Subjektivierungsanalyse knüpft an dieses Subjektverständnis an, das jenes als dezentriert, aus diversen Fragmenten zusammengesetzt und niemals abgeschlossen versteht: das „postmoderne" (Hall 1994) bzw. „postsouveräne Subjekt" (Butler 1998: 198).

Dabei unterstreicht die methodische Antwort auf die dargestellten subjekttheoretischen Überlegungen die Gleichzeitigkeit des Subjektivierungsprozesses: Es gilt sowohl die Diskurse der Subjektivierung – und damit das ‚Vernäht-

Sein' (Hall 1995) in teilweise hegemoniale Ordnungen – als auch die Narrationen und Praktiken der Subjektpositionierungen zu erfassen (vgl. Spies/Tuider 2017; Geimer/Amling/Bosančić 2019). Im Folgenden stellen wir mit der ‚Empirischen Subjektivierungsanalyse' (Bosančić et al. 2021) eine mögliche Heuristik vor, die diese Grundlagen mit Bezugnahmen auf Biographieforschung und wissenssoziologische Diskursforschung einholt.

Wie dargestellt, sind Subjektivierungsprozesse immer als Teil von diskursiven Praxen zu betrachten, die durch ‚Verschiebungen' geprägt sind und sich durch Performativität charakterisieren lassen. So geht z.B. das sexuelle und geschlechtliche ‚Ich' auf ‚etwas' (den Diskurs) zurück, das ihr*ihm vorausliegt und seine*ihre Grenzen markiert. Es wird durch Diskurse konstituiert. Zugleich weist das erzählende ‚Ich' in seiner*ihrer Erzählung über die es umgebenden Diskurse hinaus und verschiebt sie, ist also ebenso Akteur*in in/von Diskursen.

Solche Überlegungen erfordern letztlich eine empirische Doppelperspektive (vgl. Bosančić 2017; Schürmann et al. 2018; Spies 2019[3]): Zum einen sollen Diskurse erfasst werden, um konkrete Subjektpositionen sowie deren Brüchigkeit und Uneindeutigkeit rekonstruieren zu können. Zum anderen geht es um die Rekonstruktion der Positionierungen und damit um die Frage, wie „Anrufungen" (Althusser) und „Unterwerfungen" (Foucault) sowie „Bedeutungsüberschüsse" (Laclau) auf der Ebene von handelnden, verkörperten, erzählenden und sich erinnernden Individuen funktionieren (vgl. Bosančić 2016: 96). Hier stellt sich die Frage danach, welche Rolle das ‚Sich-Umwenden', der ‚Widerstand' und der ‚Eigensinn' im Subjektivierungsprozess und der Auseinandersetzung mit den zur Verfügung gestellten Subjektpositionen spielt. Was passiert z.B., wenn sich die*der Angerufene nicht umwendet, sich nicht positioniert bzw. beim Einnehmen einer Subjektposition scheitert (vgl. z.B. Villa 2006; Tuider 2017; Spies 2017; Thon 2016)?

Ein erster Schritt einer daran anschließenden empirischen Analyse rekonstruiert mithilfe von (z.B. wissenssoziologischen) Diskursanalysen (die im Diskurs angebotenen) Subjektpositionen und benennt auf diese Weise die (vergeschlechtlichten und sexuellen) ‚Positionierungsangebote' (z.B. als trans* oder non-binary in TV-Shows). Gleichzeitig kann dies jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass so immer nur ein Teil bzw. bestimmte Aspekte des diskursiven Kontexts einer Narration oder auch Interaktion erfasst werden. Diskursanalysen legen nie tatsächlich alle Subjektpositionen offen, da sich die*der Einzelne möglicherweise innerhalb ganz anderer, bspw. vergangener oder sich überlappender Diskurse verortet (vgl. Spies 2019).[4] Das heißt, die rekonstru-

3 Dieser Abschnitt wurde bereits an anderer Stelle ausführlich vorgestellt (Spies 2019).

4 Spannend ist in diesem Zusammenhang z.B. auch die Frage, warum bestimmte Diskurse in einem Interview *nicht* ‚auftauchen' oder ‚verhandelt' werden (wie z.B. im Kontext Männlichkeit).

ierte hegemoniale, normative Ordnung hinsichtlich Geschlecht und Sexualität ist immer situiert und kann auch durch andere Bezugnahmen unterlaufen, dekontextualisiert und resignifiziert werden.

Entsprechend sucht ein zweiter Schritt danach, etwa mithilfe narrativ-biographischer Interviews, Positionierungen zu rekonstruieren, wobei in der Praxis meist zwischen erstem und zweitem Schritt beständig hin- und hergependelt wird. Hier sind in den letzten Jahren eine Reihe von Arbeiten entstanden, die durch unterschiedliche Auswertungsmethoden oder auch Methodenmodifikationen Positionierungen aus dem empirischen Material herausgearbeitet und diese in den Kontext konkreter Anrufungen (durch Diskurse) gestellt haben (für einen Überblick vgl. Spies/Tuider 2017; Truschkat 2018; Bosančić et al. 2021).

Im Mittelpunkt steht so die Frage, innerhalb welchen Diskurses eine bestimmte (vergeschlechtliche, sexuelle und/oder rassifizierte) Position eingenommen wird. Letztlich lassen sich mithilfe einer solchen Analyse Aussagen darüber treffen, welche Diskurse zu einer bestimmten Zeit hegemonial sind (bzw. waren): Welche Subjektpositionen werden unhinterfragt eingenommen? Wie werden Identität und (zugewiesene) Identitätspositionen verhandelt? Welchen Diskursen wird wie widersprochen? Und welchen Einfluss üben intersektional verschränkte Diskurse – und die damit einhergehenden Subjektpositionen – auf diese Möglichkeiten oder auch Einschränkungen aus (vgl. Spies 2017)?

5 Ausblick

Angesichts erstarkender rassistischer, rechtspopulistischer, antisemitischer und antifeministischer Politiken stellt sich heute erneut die Frage, wie das Subjekt des Widerstandes zu denken ist und was Kämpfe um Anerkennung jenseits von homogen gedachten Identitäten ausmacht. Wenn es also um die Analyse und Kritik von Machtverhältnissen geht, wenn es um die Formulierung von politischen Forderungen geht, dann stellen partikulare ethnische, sexuelle oder vergeschlechtlichte Forderungen, etwa nach Rechten für eine ‚Dritte Geschlechtsoption', sehr wohl einen notwendigen Ausgangspunkt dar, um in den Kampf um Bedeutungen einzutreten – als Einsatz, Ziel oder Reflexionspunkt für derartige Auseinandersetzungen. Geschlecht und Sexualität, geschlechtliche und sexuelle Rechte, die Forderungen nach Einschluss in Gesellschaft und Leben sind nicht gegebene Strukturen außerhalb von Kämpfen, sondern sie sind selbst ein permanent umkämpftes Feld hegemonialer Ordnungen.

Im Kontext einer diskursanalytischen Geschlechterforschung bedeutet dies, die Dezentrierung des Subjekts weiter voranzutreiben. Es geht darum, vom Subjekt und dessen Konstitution statt von Identität zu sprechen und dies im

Kontext gegenwärtiger Hegemonien zu verorten. Dabei sind Subjekte einerseits zwar als unterworfen und verstrickt in Macht- und Herrschaftsverhältnisse zu verstehen, gleichzeitig ist jedoch einem Determinismus zu widersprechen, der Subjekte und Subjektpositionierungen allein als Effekte von Diskursen fasst. Andererseits bedeutet dies auch, durch die Betonung von Agency nicht einer Vorstellung von einer souveränen Handlungsmacht des Subjekts wieder die Hintertür zu öffnen. Ob dieses Zusammenspiel aus ‚Unterwerfung' und ‚Agency' eine wie auch immer geartete ‚Freisetzung' der Subjekte bedeutet, diese dazu anhält, sich selbst im Sinne diskursiver Ordnungen zu regieren, beides oder keines davon, ist wiederum eine empirische Fragestellung. Hierzu gilt es nicht nur eine diskursanalytische, sondern auch eine subjektivierungstheoretische Perspektive in die Geschlechterforschung einzubeziehen. So kann es gelingen, die Machtwirkung von ‚Identitäten' zu dekonstruieren und sie als Identifizierung, Verschiebung oder auch Kritik mit/an bestimmten Positionen im Diskurs zu beschreiben.

Literatur

Bosančić, Saša (2016): Zur Untersuchung von Subjektivierungsweisen aus wissenssoziologisch-diskursanalytischer Perspektive. Methodologische Überlegungen. In: Ders./Keller, Reiner (Hrsg.): Perspektiven wissenssoziologischer Diskursforschung. Theorie und Praxis der Diskursforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 95–119.

Bosančić, Saša (2017): Selbst-Positionierung zwischen Reflexivität, Eigen-Sinn und Transformation – die Forschungsperspektive der Interpretativen Subjektivierungsanalyse. In: Lessenich, Stephan (Hrsg.): Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg 2016. http://publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband_2016/article/view/632 [Zugriff: 08.03.2018].

Bosančić, Saša/Brodersen, Folke/Pfahl, Lisa/Schürmann, Lena/Spies, Tina/Traue, Boris (Hrsg.) (2021): Following the Subject – Grundlagen und Zugänge empirischer Subjektivierungsforschung. Wiesbaden: Springer VS (im Ersch.).

Brodersen, Folke/Spies, Tina (2021): Following the Subject. Einleitende Überlegungen zur empirischen Subjektivierungsforschung. In: Bosančić, Saša/Brodersen, Folke/Pfahl, Lisa/Schürmann, Lena/Spies, Tina/Traue, Boris (Hrsg.): Following the Subject – Grundlagen und Zugänge empirischer Subjektivierungsforschung. Wiesbaden: Springer VS (im Ersch.).

Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz und Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMJV/BMI) (2019): Entwurf eines Gesetzes zur Neuregelung der Änderung des Geschlechtseintrags. https://www.bmjv.de/SharedDocs/Gesetzgebungsverfahren/Dokumente/RefE_TSG_Reform.pdf?__blob=publicationFile&v=2 [Zugriff: 25.02.2020].

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (1998): Hass spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin: Berlin Verlag.
Butler, Judith (2013): Reinszenierung des Universalen: Hegemonie und die Grenzen des Formalismus. In: Dies./Laclau, Ernesto/Žižek, Slavoj: Kontingenz, Hegemonie, Universalität. Aktuelle Dialoge zur Linken. Wien: Turia + Kant, S. 15–56.
Butler, Judith/Laclau, Ernesto (1998): Gleichheiten und Differenzen. Eine Diskussion via E-Mail. In: Marchart, Oliver (Hrsg.): Das Undarstellbare der Politik. Zur Hegemonietheorie Ernesto Laclaus. Wien: Turia + Kant, S. 238–253.
Butler, Judith/Laclau, Ernesto/ Žižek, Slavoj (2013): Kontingenz, Hegemonie, Universalität. Aktuelle Dialoge zur Linken. Wien: Turia + Kant.
Dietze, Gabriele (2019): Sexueller Exzeptionalismus. Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und Rechtspopulismus. Bielefeld: transcript.
Engel, Juliane/Diz Muñoz, Cristina (2021): Erziehungswissenschaftliche Ansätze einer postkolonialen Subjektivierungsforschung. In: Bosančić, Saša/Brodersen, Folke/Pfahl, Lisa/Schürmann, Lena/Spies, Tina/Traue, Boris (Hrsg.): Positioning the Subject. Methodologien empirischer Subjektivierungsforschung. Wiesbaden: Springer VS (im Ersch.).
Fegter, Susann/Kessl, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (Hrsg.) (2015): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: Springer VS.
Foucault, Michel (2005): Subjekt und Macht. In: Ders. (Hrsg.): Analytik der Macht. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 240–263.
Geimer, Alexander/Amling, Steffen/Bosančić, Saša (Hrsg.) (2019): Subjekt und Subjektivierung. Empirische und theoretische Perspektiven auf Subjektivierungsprozesse. Wiesbaden: Springer VS.
Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1996): Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau, nicht gleich Frau … Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung. In: Fischer, Ute Luise et al. (Hrsg.): Kategorie: Geschlecht? Empirische Analysen und feministische Theorien. Wiesbaden: VS, S. 163–190.
Hall, Stuart (1994): Alte und neue Identitäten, alte und neue Ethnizitäten. In: Mehlem, Ulrich et al. (Hrsg.): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument, S. 66–88.
Hall, Stuart (1995): Fantasy, Identity, Politics. In: Carter, Erica/Donald, James/Squires, Judith (Hrsg.): Cultural remix. Theories of politics and the popular. London: Lawrence & Wishart, S. 63–69.
Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2017): Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart. Bielefeld: transcript.
Huxel, Katrin/Spies, Tina/Supik, Linda (2020): PostKölnialismus – Otheringeffekte als Nachhall Kölns im akademischen Raum? In: Huxel, Katrin/Karakayalı, Juliane/Palenga-Möllenbeck, Ewa/Schmidbaur, Marianne/Shinozaki, Kyoko/Spies, Tina/Supik, Linda/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): Postmigrantisch gelesen: Transnationalität, Gender, Care. Bielefeld: transcript, S. 127–144.
Kleiner, Bettina (2015): subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher. Opladen: Barbara Budrich.
Laclau, Ernesto (2002): Macht und Repräsentation. In: Ders. (Hrsg.): Emanzipation und Differenz. Wien: Turia + Kant, S. 125–149.

Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2000): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien: Turia + Kant.
l'Amour laLove, Patsy (2017): Beißreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten. Berlin: Querverlag.
Langer, Antje (2008): Disziplinieren und entspannen. Körper in der Schule – eine diskursanalytische Ethnographie. Bielefeld: transcript.
Linkerhand, Koschka (2018): Feministisch streiten. Texte zu Vernunft und Leidenschaft unter Frauen. Berlin: Querverlag.
Lutz, Helma/Herrera Vivar, María Teresa/Supik, Linda (Hrsg.) (2010): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: VS.
Reckwitz, Andreas (2006): Ernesto Laclau: Diskurse, Hegemonien, Antagonismen. In: Moebius, Stephan/Quadflieg, Dirk (Hrsg.): Kultur. Theorien der Gegenwart. Wiesbaden: VS, S. 339–349.
Ricken, Norbert/ Casale, Rita/ Thompson, Christiane (Hrsg.) (2019): Subjektivierung. Erziehungswissenschaftliche Theorieperspektiven. Weinheim: Beltz Juventa.
Rose, Nadine/Ricken, Norbert (2017): Interaktionsanalyse als Adressierungsanalyse – eine Perspektive der Subjektivationsforschung. In: Heinrich, Martin/Wernet, Andreas (Hrsg.): Rekonstruktive Bildungsforschung. Zugänge und Methoden. Wiesbaden: Springer VS, S. 159–175.
Schürmann, Lena/Pfahl, Lisa/Traue, Boris (2018): Subjektivierungsanalyse. In: Akremi, Leila/Traue, Boris/Baur, Nina/Knoblauch, Hubert (Hrsg.): Interpretativ Forschen. Ein Handbuch für die Sozialwissenschaften. Weinheim/New York: Beltz Juventa, S. 858–885.
Spies, Tina (2017): Subjektpositionen und Positionierungen im Diskurs. Methodologische Überlegungen zu Subjekt, Macht und Agency im Anschluss an Stuart Hall. In: Dies./Tuider, Elisabeth (Hrsg.): Biographie und Diskurs. Methodologische Verbindungen und empirisches Vorgehen. Wiesbaden: Springer VS, S. 69–90.
Spies, Tina (2019): Diskursanalyse und Biographieforschung: eine empirische Doppelperspektive. In: Jost, Gerhard/Haas, Marita (Hrsg.): Handbuch zur Soziologischen Biographieforschung. Grundlagen für die methodische Praxis. Opladen: Barbara Budrich, S. 213–233.
Spies, Tina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.) (2017): Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen. Wiesbaden: Springer VS.
Thon, Christine (2016): Biografischer Eigensinn – widerständige Subjekte? Subjekttheoretische Perspektiven in der Biografieforschung. In: Zeitschrift für Pädagogik 62, 2, S. 185–198.
TransInterQueer e.V. (TrIQ) (2019): Stellungnahme von TransInterQueer (TrIQ) e.V. zum Referentenentwurf eines Gesetzes zur Neuregelung der Änderung des Geschlechtseintrags v. 08.05.2019. http://www.transinterqueer.org/wp-content/uploads/TrIQ-Stellungnahme-Referentenentwurf-v.-08_05_2019.pdf [Zugriff: 25.02.2020].
Truschkat, Inga (2018): Diskurstheoretische Ansätze der Biographieforschung. In: Lutz, Helma/Schiebel, Martina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 127–138.
Tuider, Elisabeth (2017): Hate Speech – Das Subjekt des Widerstands. In: Spies, Tina/Tuider, Elisabeth (Hrsg.): Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen. Wiesbaden: Springer VS, S. 111–128.

Villa, Paula-Irene (2006): Scheitern – ein produktives Konzept zur Neuorientierung der Sozialisationsforschung? In: Bilden, Helga/Dausien, Bettina (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Opladen: Barbara Budrich, S. 219–238.

Villa Paula-Irene (2009): (De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler. In: Becker, Ruth/Kortendick, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS, S. 146–158.

Anrufung, Umwendung und Widerstand: für die Berücksichtigung von Herrschaftsverhältnissen in Subjektivierungsanalysen

Phries Sophie Künstler

1 Einleitung: Anrufung und die ‚Urszene' der Subjektivierungsforschung

Wie Martin Saar in seinem 2013 erschienenen Beitrag zur ‚Analytik der Subjektivierung' konstatiert, hat die Szene aus Louis Althussers ‚Ideologie und ideologische Staatsapparate', in dem die Polizei das Individuum mit ‚He, Sie da!' anruft und dieses gerade in seiner Umwendung zum Subjekt wird (Althusser 2010: 88f.), mittlerweile den Status einer ‚Urszene' der Subjektivierungsforschung erlangt (Saar 2013: 18). Kaum eine empirische und/oder theoretische Beschäftigung mit Subjekt-Bildung, die nicht auf Althussers Beispiel rekurriert.[1] Dabei dient die Szene als Sinnbild dafür, dass die Wendung eine entscheidende Rolle im Subjektivierungsprozess einnimmt und dass gerade der Antwortakt, in dem das Individuum „anerkennt, dass der Anruf ‚genau' ihm galt", den ‚Gründungsmoment' des Subjekts darstellt (Althusser 2010: 89). Die Anrufung führt eine Realität ein, die das Individuum durch seine Umwendung anerkennt und die ihm gleichzeitig eine Subjektposition zuerkennt: Subjektsein und der Eintritt in eine Ordnung sind untrennbar miteinander verbunden.

Davon ausgehend kann die Annahme, dass das Subjekt und dessen Zugehörigkeit zu spezifischen (Identitäts-)Kategorien – wie beispielsweise der Kategorie ‚Frau' – als (machtvolle) Konstruktionen begriffen werden müssen, als ein grundlegender Ausgangspunkt einer poststrukturalistisch informierten Geschlechter- wie Diskursforschung gelten. Diese basieren auf der Erkenntnis, dass das Subjekt weder als naturgegeben-autonom angenommen noch jenseits seiner Eingebundenheit in verschiedene gesellschaftliche Machtverhältnisse betrachtet werden kann. Vielmehr muss es als Effekt eines komplexen und fol-

1 In der politischen Theorie so neben Butler (insbesondere 1997, 2006, 2010) bspw. Hall 2013; Laclau und Mouffe 2015; Rancière 2008), innerhalb der Erziehungswissenschaft wurde und wird die Szene vor allem in method(olog)ischer Weise für die empirische Betrachtung von Prozessen der Subjekt-Bildung nutzbar gemacht (dazu bspw. Ott 2011; Höhne et al. 2005; Rose 2012; Ricken et al. 2017; Kleiner 2015; zu einem knappen einordnenden Überblick Wrana et al. 2014: 230ff.).

genreichen Prozesses von Anrufung und Umwendung verstanden werden, denn erst als Effekt der Einfindung in die diskursive Ordnung wird das Individuum zum Subjekt.

Zur Klärung steht dabei jedoch noch aus, in welcher Weise die Relation zwischen Umwendung und Anrufung innerhalb des Subjekt-Bildungsprozesses genauer zu verstehen ist (vgl. Wrana und Ott 2014). Diese Frage ist für die poststrukturalistische Subjektivierungsforschung im Allgemeinen von Relevanz, erscheint jedoch auch in spezifischer Weise sowohl aus der Perspektive einer poststrukturalistisch informierten Geschlechterforschung wie auch aus einer diskursanalytischen Perspektive auf das Subjekt als zentral: aus der Perspektive der Geschlechterforschung hinsichtlich der Frage, wie geschlechtliche Zugehörigkeiten (widersprüchlich) wirksam und theoretisch verstanden werden können, und in Bezug auf eine diskursanalytische Perspektive dahingehend, wie das Verhältnis von diskursiver Ordnung, Anrufung und Bildung des Subjekts gefasst werden kann.

Das Verhältnis von Anrufung und Umwendung fungiert dabei wohl gerade auch deswegen als Schlüsselpunkt der (erziehungswissenschaftlichen) Subjektivierungsforschung, weil sich an eben dieses Verhältnis Fragen der Handlungsfähigkeit und des Widerstands – verstanden als Infragestellung eben jener innerhalb der Ordnung vermittelten gesellschaftlichen Machtverhältnisse, in die das Subjekt eintritt – anschließen (lassen). Insbesondere Judith Butler hat so in Interpretation und Weiterentwicklung von Althusser und im Anschluss an Michel Foucault herausgearbeitet, dass das Subjekt gerade in der Umwendung zur Anrufung auch (politische) Handlungsfähigkeit gewinnt. Ausgehend von der poststrukturalistischen Problematisierung „oppositionaler Bestimmungen von z.B. Freiheit und Macht, Autonomie und Heteronomie sowie Individuum und Gesellschaft" (Balzer/Ludewig 2012: 95) stellt sier[2] heraus, dass in der ‚Kluft' innerhalb des Interpellationsgeschehens immer bereits die Möglichkeit für Abweichung und daran anschließend für Widerstand liegt (Butler 2006a: 31). Handlungsfähigkeit kann so als Schnittstelle zwischen Subjekt, Diskurs, Strukturen und Normen konzipiert werden, wobei Handlungs- und Widerstandspotenziale des Subjekts nach seiner Dezentrierung gerade in der Umwendungsbewegung im Anrufungsprozess verortet werden – Handlungsfähigkeit ist „als Umdeutung (*resignification*) neu zu definieren" (Butler 1993: 125, Hervorhebung im Original; vgl. dazu bspw. auch Meißner 2010).

Daran anknüpfend lässt sich an vielen Stellen innerhalb der (erziehungswissenschaftlichen) Subjektivierungsforschung ein starker Bezug auf das Widerstandspotenzial durch Resignifizierungen beobachten. Weniger beachtet

2 Da Judith Butler im Englischen das nichtbinäre Pronomen ‚they' benutzt, wird hier und im weiteren Text für Butler das deutsche nichtbinäre Pronomen ‚sier' verwendet. Weitere Informationen zu nichtbinären Pronomen finden sich beispielsweise unter: https://www.annaheger.de/pronomen20/.

scheinen diesbezüglich aber Fragen danach, wann solche Umdeutungen eigentlich ‚gelingen' (können): Unter welchen Bedingungen wird die Ordnung, in die das Subjekt durch seine Umwendung eintritt, tatsächlich infrage gestellt? Wann entfaltet sich in der ‚Kluft' zwischen Anrufung und Umwendung die Realität von Widerstand – und wann nicht? Welche Möglichkeitsbedingungen der Umdeutung, Resignifizierung und Verwehrung existieren und wann sind sie ‚erfolgreich'? Und wie erlangen Anrufungen (bspw. in Bezug auf Geschlecht bei Trans* oder Inter*) auch gegen die Verwehrung der Subjekte Wirkmächtigkeit, wann ‚scheitert' also das Bemühen, sich anders umzuwenden?

An diese Fragen anschließend ist es Ziel des Artikels, das Verhältnis von Anrufung und Umwendung sowie insbesondere Ambivalenzen und Bedingungen der Wirksamkeit des Widerstands im Subjektivierungsprozess beispielhaft in den Blick zu nehmen. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, in welcher Weise Anrufungen und mit ihnen verbundene Positionierungen im Subjektivierungsprozess wirksam werden und welche verschiedenen (Un-)Möglichkeiten von Widerstand – etwa in Form von Umdeutung und Verwehrung – im Umgang mit Anrufungen existieren.

Dafür werden innerhalb des Artikels zunächst zwei Realisierungsweisen von Widerstand und deren Gelingensbedingungen im Anrufungsprozess in den Blick genommen, wofür einerseits die Potenziale und Grenzen von Resignifizierungen und andererseits Verwehrungen als (scheiternde) Versuche von Widerstand betrachtet werden. Anschließend wird der These nachgegangen, dass der positionierende Charakter von Anrufungen und die Einbettung von Anrufungs- und Umwendungsprozessen in gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse und Ordnungssysteme explizit einzubeziehen sind, wenn Subjektivierungsprozesse in den Blick genommen werden. Abschließend wird nach sich ergebenden Konsequenzen für die Betrachtung von Anrufungsprozessen im Speziellen sowie für die poststrukturalistische Diskursforschung im Allgemeinen gefragt. Es wird argumentiert, dass die Erkenntnispolitik der Geschlechterforschung wichtige Anregungen für die Diskursforschung bietet und dass das Verhältnis von Anrufung, Umwendung und Widerstand empirisch in den Blick genommen werden sollte.

2 (Un-)Möglichkeiten und Grenzen von Widerstand im Anrufungsprozess

2.1 Umdeutungen in Umwendungen: prekäre Resignifizierungspotenziale

Im Anschluss an Foucaults produktiven Machtbegriff und an psychoanalytische Ansätze hat Butler in siener Weiterentwicklung der Althusser'schen Anrufungsszene insbesondere auf den ermöglichenden Aspekt der Unterwerfung hingewiesen (insbesondere Butler 2006a, 2010). Dabei hat sier herausgearbeitet, dass die Umwendung innerhalb des Subjektivierungsprozesses gerade nicht automatisch oder einmalig erfolgt, sondern vielmehr in vielfältigen performativen Wiederholungen, die immer schon durch Brüche gekennzeichnet sind. Das Subjekt wird gerade nicht einmalig ‚der Ordnung' unterworfen, vielmehr muss die Unterwerfung immer wieder (re-)produziert werden – wobei dies nie in genau gleicher Weise erfolgen kann (vgl. Butler 2010: 81ff.). Eben diese Brüchigkeit erweist sich als Einsatzpunkt der (politischen) Handlungsfähigkeit wie Widerständigkeit des Subjekts. Da Umdeutungen und Verschiebungen stets Bestandteile von Anrufungsprozessen sind, ist das Subjekt, das sich in diesen bildet, immer bereits ein handlungsfähiges und potenziell widerständiges, denn „in der aktiven Reartikulation der Normen, die uns konstituieren, liegt auch die Ressource für Abweichung und Widerstand" (Butler 2001: 591).

Butler interessiert sich dabei in besonderem Maße für das widerständige Potenzial der Neubesetzung bedrohender und beleidigender Zuordnungen. Sier betont diesbezüglich, dass sich „selbst die schädlichsten Begriffe noch aneignen lassen, daß noch die verletzendsten Anrufungen sich radikal neu besetzen und verwenden lassen" (Butler 2010: 99). Beispielsweise eruiert sier so in ‚Das Unbehagen der Geschlechter' Möglichkeiten der (Wieder-)Aneignung verletzender Begriffe im Kontext von Beschimpfungen aufgrund von geschlechtlicher und/oder sexueller Identität (zum Folgenden Butler 2014 [1991]: 181ff.; vgl. auch Villa 2012: 32f.). Deutlich wird dabei, dass gerade in der Aneignung und Rekontextualisierung verletzender Termini wie ‚dyke', ‚queer' oder ‚fag' Potenziale der Destabilisierung von Geschlechtskategorien liegen können. So ermöglichte es beispielsweise die selbstbewusste Eigenbeschreibung als ‚queer' oder ‚schwul' innerhalb politisch-aktivistischer Kontexte, dass diese Bezeichnungen nach und nach große Teile ihres verletzenden Potenzials einbüßten. Vielmehr wurden sie (auch) zu positiven Selbstbezeichnungen, wobei durch ihre Aneignung zugleich die grundsätzliche Gegenüberstellung von Abweichung und Norm infrage gestellt wurde (zur Resignifizierungsgeschichte von ‚queer' und ‚schwul' Kuzniar 2000: 6f. und Perko 2005, insgesamt zum widerständigen Potenzial der Resignifizierung insbesondere auch Butler 1997: 305ff.).

Im Anschluss an Butler stellt die Betonung des Potenzials für Widerstand in der Umdeutung verletzender Zuordnungen und Benennungen innerhalb der aktuellen (erziehungswissenschaftlichen) Subjektivierungsforschung einen wichtigen Bezugspunkt dar. So ist das in Resignifizierungsprozessen enthaltene Widerstandspotenzial systematisch wie empirisch weiterverfolgt und ausgearbeitet sowie als Ausgangspunkt verschiedener Forschungs- und Untersuchungseinsätze relevant gesetzt worden. In der Möglichkeit der Fehl- und Umdeutung wird dabei die Möglichkeit zur Kritik, der Einsatzpunkt des Politischen sowie ein bildungstheoretisches Potenzial verortet. So bestimmen beispielsweise Nadine Rose und Hans-Christoph Koller in Fehlaneignungen ein

> „Potenzial für Bildungsprozesse [...], die darin bestünden, neue Artikulationen vorläufiger und wandelbarer Identitäten hervorzubringen, die Identitätszuschreibungen durch vorherrschende Diskurse aufgreifen und dabei umdeuten, verschieben bzw. so verändern, dass sie neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen“ (Rose/Koller 2012: 93).

Das Subjekt wird mit Butler als „postsouveränes“ (Villa 2012: 56) konzipiert, dessen Handlungs- und Kritikfähigkeit sich insbesondere in der Allgegenwart eines Resignifizierungspotenzials begründet.

In gleichem Maße, wie in der Performativität der Wiederholung immer bereits eine Möglichkeit der widerständigen Umdeutung liegt, beruht sie jedoch immer auch auf der erneuten Aufführung der Verletzung. In der Fokussierung ihres – politischen, dissidenten und bildungstheoretischen – Potenzials darf folglich nicht aus dem Blick geraten, dass Resignifizierungsprozesse stets als prekär zu betrachten sind, kann doch gerade die (Wieder-)Aneignung verletzenden Sprechens auch zum „Ort einer traumatischen Neuinszenierung der Verletzung werden“ (Butler 2006a: 158). Denn auch wenn verletzende Bezeichnungen durch Umdeutung gerade einer widerständigen Verwendung gegenüber geöffnet werden sollen, wird die verletzende Bedeutung dieser Begriffe in der Zitation zunächst erneut offenbar und wiederholt und trägt gerade darin immer noch ein verletzendes Potenzial.

Die veränderte Nutzung als ‚Fehlaneignung‘ beinhaltet so zentral auch eine Gefahr der Wiederholung der Verletzung, beispielsweise durch die Rekonstruktion der Zuordnung zu einer abgewerteten Subjektposition. Entscheidend zu betonen ist hinsichtlich der Ambivalenzen und Bedingungen ihres Widerstandspotenzials dementsprechend, dass Resignifizierungen stets auf Kontexte angewiesen sind, innerhalb derer die Umdeutung immer wieder bestätigt wird, und dass sich das verletzende Potenzial trotz Resignifizierungsversuchen erhält (vgl. auch Kleiner 2015: 88ff.). So sind Begriffe wie ‚dyke‘, ‚queer‘, ‚fag‘ oder ‚schwul‘ zwar einerseits widerständig angeeignet worden, *zugleich* aber eben immer noch auch als Schimpfwörter verbreitet und entfalten als solche verletzende Wirkung. Die Potenzialität der Umdeutung ist immer abhängig von spezifischen Kontexten als Gelingensbedingungen der Resignifizierung.

2.2 Zurückweisungsversuche: Verwehrungen als (scheiternder) Widerstand

Dass nicht alle Zuordnungen innerhalb von Resignifizierungsprozessen widerständig angeeignet werden (können), wird auch darin deutlich, dass verletzenden Anreden oder gefährlichen Begriffen oftmals durch Protest und Verwehrung zu entgehen versucht wird. Widerstand drückt sich dabei im Bemühen des Protests gegen eine verletzende Zuordnung aus und damit gerade in dem Versuch, eine spezifische Subjektposition abzuwehren. Ebenso wie Resignifizierungsprozesse sind deswegen Bemühungen der Verwehrung, das Ringen mit Verletzungen und das Scheitern der Aneignung als Ansatzpunkte von (Un-)Möglichkeiten von Widerstand in den Blick zu nehmen.

Butler beschäftigt sich mit diesem Thema insbesondere in sienem Buch ‚Haß spricht‘ (Butler 2006a). In diesem, wie auch an anderen Stellen, nimmt sier dabei auf Denise Riley Bezug, deren Werk sich immer wieder um die Frage dreht, wie Ansprachen an Subjekte wirkmächtig werden und wie sich Subjekte gegen solche zu wehren versuchen.[3] So widmet sich Riley in ihrem 2005 erschienenen Buch ‚Impersonal passion‘ (Riley 2005) unter anderem den Fragen, wie solche Ansprachen – bspw. in Bezug auf die Kategorie ‚Frau‘ – auch gegen die Verwehrung der Subjekte Wirkmächtigkeit erlangen und in welchem Verhältnis Aneignung sowie Verwehrung von Zurechnungen zu (Identitäts-) Kategorien und Widerstand stehen. Riley beschreibt und analysiert verschiedene Situationen, in denen (An-)Sprache nachhaltige Wirkung entfaltet. Unter anderem fragt sie dabei auch nach der Wirkmächtigkeit von Flüchen, wobei sie dies beispielhaft an einer Szene aus Shakespeares ‚Othello‘ verdeutlicht.[4]

In der zweiten Szene des vierten Akts von William Shakespeares Drama ‚Othello‘ wendet sich Desdemona, die Ehefrau des titelgebenden klassisch-tragischen Helden, nach einem Streit an dessen Fähnrich und – von ihr ungeahnt – heimlichen Widersacher Iago. In der vorangegangenen Handlung des Dramas hatte Iago – motiviert durch ein Gemisch aus Eifersucht, Enttäuschung und Geltungsdrang – Othello glauben gemacht, dass seine Ehefrau Desdemona eine Affäre mit einem von Othellos Untergebenen gehabt habe. Nachdem ihm Iago einen scheinbaren Beweis vorgelegt hat, konfrontiert Othello im Zorn Desdemona, wirft ihr Untreue vor und bezeichnet sie schließlich – da er ihren gegenteiligen Beteuerungen keinen Glauben schenkt – als ‚whore‘. Als Othello abgegangen ist, wendet sich Desdemona tief verzweifelt an Iago – von dessen

3 Butler hat Riley verschiedentlich als zentralen Referenzpunkt siener eigenen Arbeiten benannt (vgl. z.B. Butler 2009: 395).

4 Bereits Denise Rileys 1988 erschienene historische Studie „Am I that name? Feminism and the category of 'women' in history“ (Riley 1988) setzt sich mit eben dieser Szene auseinander. Die Studie stellte dabei einen entscheidenden Beitrag zur Dekonstruktion der Annahme dar, dass es der natürlichen Grundlegung des (biologischen) Geschlechts für feministische Forschung bedürfte.

Verstrickung in die gesamte Situation sie nichts ahnt – und dessen Frau Emilia. Nachdem Emilia ihren Mann wütend darüber unterrichtet hat, dass Othello Desdemona verleumdet hätte, indem er sie ‚bewhor'd' habe, fragt Desdemona an Iago gewandt, ob sie, da Othello sie als solche angerufen und bezeichnet habe, nun tatsächlich eine ‚whore' sei.[5]

Riley greift diese Szene auf und arbeitet an ihr die Wirkmächtigkeit der verletzenden Ansprache heraus. „There is an anxiety of interpellation, in which its subject ponders incessantly to herself, 'Am I that name? Am I really one of those?'" (Riley 2005: 15). Die Zuordnung als ‚whore' entfaltet für Desdemona Wirkung trotz ihrer Versuche, sie von sich zu weisen. Desdemona ringt nicht nur mit der Ansprache, sondern auch damit, dass der Name sie festlegt, obwohl sie diesen nicht auf sich selber beziehen will. Sie ist für Othello, gerade auch gegen ihre verzweifelten Versuche des Protests, ‚whore'. Dabei ist für Desdemona bereits die Benennung als solche der Ausdruck ihrer Verwerfung, da die Ansprache selbst Wirkung entfaltet – „I cannot say 'whore': It does abhor me now I speak the word" (Shakespeare 2013, Akt IV, Szene 2, Zeile 163–164). Bis zum letzten Moment, da Othello sie ermordet, versucht sie sich gegen die Zuordnung Othellos zu verwehren, da diese Benennung sie und ihr Schicksal bestimmt – am Ende wird sie trotz dieser Versuche durch Othello getötet. Othellos Aussage kann so als ein Beispiel der performativen Wirkmächtigkeit von Benennungen begriffen werden.

> „The word 'bewhored' indicates that Othello has done something with the word, has transformed his wife into a 'whore'. Being called a whore amounts to becoming a whore; calling Desdemona a whore amounts to making a whore of her." (Vienne-Guerrin 2016: 436f.)

Dabei treten innerhalb der Szene zwei Aspekte hervor, die bezüglich der Relation von Anrufung, Umwendung und Widerstand bedeutsam erscheinen: Zum einen zeigt sich, dass die in Othellos Sprechakt enthaltene Anrufung illokutionäre Wirkmächtigkeit entfaltet, auch wenn sich die Angerufene gerade nicht annehmend zu ihr umwendet. Zum anderen wird deutlich, wie sich ihr Widerstand in der verzweifelten Verwehrung gegen die Benennung ausdrückt. Auch wenn diese Verwehrung letztendlich scheitert, wird – gerade in diesem Scheitern – sichtbar, welche existenzielle Bedeutsamkeit der Versuch, sich gegen eine verletzende Bezeichnung zur Wehr zu setzen, haben kann.

Auch Desdemona versucht die Kluft zwischen Anrufung und Umwendung zu besetzen und verhält sich widerständig, indem sie sich gegen die Ansprache als ‚whore' zu verwehren versucht. Ihr Widerstand äußert sich hier jedoch gerade nicht in der „Aneignung, Umwertung, Unterwanderung oder Überschrei-

5 „Emilia: Alas, Iago, my lord hath so bewhor'd her, / Thrown such despite, and heavy terms upon her, / As true hearts cannot bear. // Desdemona: Am I that name, Iago? // Iago: What name, fair lady? // Desdemona: Such as she says my lord did say I was?" (Shakespeare 2013, Akt IV, Szene.2, Zeile 119–121).

tung" (Rose 2012: 143), sondern vielmehr im Versuch, die Ansprache zurückzuweisen.[6] Für Desdemona ist es nicht das Bemühen der Umdeutung, in dem sich ihr Widerstand äußert, sondern der Versuch, sich nicht dem Bild zurechnen zu lassen, das an sie herangetragen wurde. Indem sie sich gegen die Ansprache zur Wehr setzt, versucht sie der in der Anrufung enthaltenen Positionierung zu entkommen und auf diese Weise die Regeln des Denk- und Sagbaren zu verändern.[7]

3 Anrufungen und Positionierungen – Macht, Herrschaft, Widerstand, Subjektivierung

Macht- wie Widerstandsverhältnisse sind als immer schon relational, beweglich und gerade nicht *einem* organisierenden Prinzip unterworfen zu begreifen (vgl. z.B. Foucault 1994, Bublitz 2003, auch van Dyk 2012: 188f.). Nichtsdestotrotz darf über dieser Fokussierung auf die Brüchigkeit hinsichtlich der Strukturen der Macht nicht aus dem Blick geraten, dass sich diese beweglichen Relationen der Macht – wenn auch nur temporär und bis zu einem gewissen Grad – zu stillgestellten Herrschaftskonstellationen verdichten. Die grundsätzliche Prekarität von Resignifizierungspraktiken wie auch die Prozesse von Verwehrungen und Protest gegen Zuordnungen verweisen auf die Notwendigkeit, den positionierenden Charakter von Zuordnungen und die Einbettung von Anrufungen in gesellschaftliche Ordnungssysteme systematisch in die Betrachtung von Subjekt-Bildungen einzubeziehen. Gerade weil es entscheidend ist, das Verhältnis von Subjektivierungsprozess und Macht als ambivalent zu kennzeichnen, da die „Macht, die einem aufgezwungen wird, […] die Macht [ist], der man sein eigenes Erscheinen zu verdanken hat" (Butler 2010: 184), ist es essentiell, Subjektivierungsprozesse aus der Perspektive eines zweifachen Machtverständnisses zu betrachten. Macht muss sowohl als allumfassendes Charakteristikum von Diskursen wie auch als spezifisch wirksame Repression, eingelagert in Herrschaftsverhältnisse, einbezogen werden (vgl. Mecheril/Rose 2014: 148f.; siehe auch Messerschmidt 2015).

6 Dass dies auch in gegenwärtigen alltäglichen Praxen zu beobachten ist, lässt sich beispielsweise in der Verwehrung von Erwerbslosen und Empfänger_innen staatlicher Transferleistungen gegen eine Ansprache als ‚arm' feststellen (vgl. Künstler 2018).

7 Es finden sich dabei gegenwärtig jedoch durchaus Bemühungen von Sex-Arbeiter_innen, den Begriff ‚Hure' als Selbstbezeichnung anzueignen und zu resignifizieren, wobei sich auch hier, wie in Bezug auf die weiter oben bereits angesprochenen Begriffe, zugleich auch das verletzende Potenzial der Ansprache erhält. In Bezug auf Rileys Beispiel aus Othello ist klar, dass sich dieses verletzende Potenzial als zu wirkmächtig darstellt. In Anbetracht der gegenwärtigen Situation steht dies (immer noch und immer wieder) zur Klärung aus.

In Butlers Theorie der Subjektivierung stellt die Analyse von *unterschiedlichen* (Un-)Möglichkeiten von Individuen, zu Subjekten zu werden, ein explizites Anliegen dar. Fragen wie „Wer gilt als Person? Was gilt als kohärente Geschlechterzugehörigkeit? Wer ist als Bürger qualifiziert? Wessen Welt ist als reale legitimiert?“ (Butler 2006b, Absatz 30) müssen als abhängig von gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsstrukturen begriffen werden. Subjektwerdung bedeutet so einerseits immer die Unterordnung unter Machtverhältnisse, da man dieser Unterordnung erst die eigene Existenz zu verdanken hat. Zugleich bedeutet diese Unterwerfung dabei jedoch nicht (nur) die allgemeine Unterwerfung unter eine abstrakte, omnipotente Ordnung, sondern vielmehr die Unterwerfung unter spezifische gesellschaftliche Verhältnisse und die Positionierung in diesen.

Wenn die Unausweichlichkeit der Konstituierung des Subjektes in einem produktiv-machtvollen Prozess betont wird, darf also nicht der Blick auf „spezifische Subjekt-Macht-Konstellationen“ (Mecheril/Rose 2014: 148f.) verstellt werden. Subjektivierung ist immer als Prozess zu verstehen, der unterschiedliche (gesellschaftliche) Positionierungen als Effekte von Systemen unterschiedlicher Intelligibilität hervorbringt. So wie die Handlungsfähigkeit des Subjekts immer schon ein politisch erst hervorgebrachtes Privileg ist (vgl. Meißner 2010: 47), sind nicht alle Subjekte in gleichem Maße intelligibel. Butlers Augenmerk selbst richtet sich nicht vorrangig darauf, der sozialen Positioniertheit des Subjekts nachzugehen (vgl. ebd.: 21). Jedoch beschäftigt sier sich in sienen Schriften ausdrücklich mit solchen Anrufungen, die eine Herabwürdigung und Erniedrigung beinhalten, und mit deren konkreten Auswirkungen auf die (Un-)Möglichkeiten, Subjekt zu sein (vgl. bspw. Butler 2006a: 10ff., 99f.). Sier stellt heraus, dass die Anrede das Individuum sogar gegen dessen Einwand unterwirft und ihm einen spezifischen Platz zuordnet (Butler 2006a: 59).

Anrufungen können Individuen in *prekäre* Zugehörigkeiten rufen, auch da der Prozess der Subjektivierung als solcher in konstitutiver Weise darauf angewiesen ist, Zonen des ‚Nicht Lebbaren‘ des sozialen Lebens hervorzubringen, da das Normale „notwendig die Ausnahme, die Abweichung“ braucht (Lorey 2007: 282). Praktiken der Subjektivierung sind immer in soziale Ordnungen eingelassen, die von Gewalt und Ungerechtigkeit, von Ressourcenknappheit und Verteilungskämpfen geprägt sind (vgl. Rieger-Ladich 2012). Subjektivierung findet nicht unabhängig von gesellschaftlicher Positionierung und sozialer Ungleichheit statt, sondern vielmehr sind diese konstitutiv für die (Un-)Möglichkeiten von Individuen, Subjekte zu sein (vgl. auch Hark 1996; Lorey 1996; Kleiner/Rose 2014).

Nicht alle Anrufungen versprechen dabei gleichermaßen eine gesellschaftlich gesicherte Subjektposition. Vielmehr gibt es immer auch „die Lebewesen, die genau an der Grenze dessen leben, was (an)erkennbar ist“ (Butler 2001: 597), also existieren, „ohne am öffentlichen Leben teilzunehmen, nicht außer-

halb der Gesellschaft, aber auch nicht unsichtbar“ (ebd.). Dies trifft insbesondere auf Anrufungen im Kontext der ‚Zugehörigkeit‘ zu bestimmten Identitätskategorien zu:

> „Der Anruf als ‚Frau‘ oder ‚Jude‘ oder ‚Schwuler‘ oder ‚Schwarzer‘ oder ‚Chicana‘ läßt sich je nach Kontext als Bekräftigung oder als Beleidigung hören oder auffassen […]. Wird dieser Name gerufen, dann wird überwiegend gezögert, ob man antworten soll und wie, denn es geht hier darum, ob die durch den Namen performierte zeitweise Totalisierung politisch Kraft verleiht oder aber lähmt“ (Butler 2010: 92).

Auch wenn also betont werden muss, dass Diskurse in ihrer performativen Entfaltung notwendigerweise immer offen für Veränderungen und Umdeutungen sind, fungieren Anrufungen zugleich immer auch als „Platzanweiser im Feld des Normalen“ (Meißner 2010: 149f.). Auch wenn also Anrufungen in keiner Weise als Determinationen betrachtet werden können, ist es entscheidend zu betonen, dass diese zugleich als Ermöglichung *und* Zuweisung eines Platzes innerhalb der sozialen Ordnung wirken und darin Wirksamkeit erlangen.

Verschiedene Anrufungen gehen auch mit unterschiedlichen Platzzuweisungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen einher und Subjekten werden verschiedene Positionen zugewiesen, die mit unterschiedlichen Privilegien oder Marginalisierungen verbunden sind. Und dennoch ist auch dieses ‚Existieren an der Grenze‘ dabei stets in komplexer und widersprüchlicher Weise zu betrachten. Denn das Subjekt konstituiert sich auch durch die verletzende Anrufung oder die Zuweisung einer Position an der Grenze zuallererst in einem sozialen Dasein und erhält ein solches (vgl. Butler 2010: 99). Zugleich kann eben diese (soziale) existenzverleihende Anrede das Subjekt selbst auch verletzen und an den Rand der Legitimität drängen.

4 Fazit: (Un-)Möglichkeiten von Widerstand als (empirische) Forschungsfrage

Subjektivierung muss so als vielgestaltiger Prozess betrachtet werden: einerseits als solcher, in dem Subjekte Zuordnungen aneignen müssen, um überhaupt Intelligibilität zu erlangen – wobei jedoch innerhalb dieses Aneignungsprozesses immer auch Potenziale für widerständige Umdeutungen enthalten sind; andererseits jedoch auch als ein Prozess, in dem eben diese Zuordnungen die Subjekte auch auf prekäre Positionen verweisen können beziehungsweise gerade dadurch Individuen Möglichkeiten des Seins entzogen werden. Wenn also einerseits die Aneignung von Anrufungen als ‚Gründungsmoment‘ des Subjekts zu gelten hat, so resultieren andererseits durch Zuordnungen gerade auch Positionierungen an der Grenze des Intelligiblen, bei denen immer wieder versucht wird, sich gegen diese zu verwehren.

In diesem Sinne ist es neben der Art und Weise, wie sich Subjekte in performativer Weise widersprüchlich mit Anrufungen auseinandersetzen und bilden, ebenso notwendig, den positionierenden Charakter von Anrufungen und dessen Wirkmächtigkeiten im Subjektivierungsprozess in den Blick zu nehmen. Dies ist entscheidend, da verschiedene Anrufungen Subjekte in unterschiedlicher Weise und mit unterschiedlichen Konsequenzen verorten. Die Relation von Anrufung und Umwendung ist komplex, weswegen auch Widerstandspotenziale aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden müssen. Es reicht nicht herauszustellen, dass ein Widerstandspotenzial existiert, vielmehr muss genauer in den Blick genommen werden, welche verschiedenen Weisen von Widerstand existieren und was die (Un-)Möglichkeitsbedingungen für deren Gelingen sind. Dafür jedoch ist es notwendig, die verschiedenen Weisen der Umwendung und der (Art der) Wirksamkeit von Anrufungen in Subjekt-Bildungsprozessen weiterführend empirisch in den Blick zu nehmen.

Die Relevanz solcher Fragen nach dem Verhältnis von (ideologischer) Ordnung und Annahme bzw. Widerstand innerhalb der Diskurs- und Subjektvierungsforschung wird insbesondere virulent, wenn der aus der Perspektive der Geschlechterforschung eingebrachte ungleichheits- und herrschaftssensible Blickwinkel auf Subjekt-Bildungsprozesse sowie Macht-Wissens-Regime berücksichtigt wird. In ‚Die Macht der Geschlechternormen' widmet sich Judith Butler unter anderem der Frage, in welchen geschlechtlichen Grenzen Leben aktuell überhaupt möglich ist. Welche Konsequenzen es also beispielsweise hat, wenn sich ein Individuum gegen die Anrufung als ‚Mann' oder ‚Frau' zur Wehr zu setzen versucht, was es bedeutet, als nicht-real zu gelten, weil das eigene Geschlecht keiner von beiden Kategorien entspricht, und inwieweit es (un-)möglich ist, die verletzende Anrufung als ein falsches Geschlecht zurückzuweisen:

> „Manche haben mich gefragt, was denn der Nutzen wachsender Möglichkeiten für Gender ist. […] Ich meine, wir sollten nicht unterschätzen, was der Gedanke des Möglichen für diejenigen leistet, für die das Überleben die dringendste Frage ist." (Butler 2009: 53)

Die Frage nach der (Art der) Wirksamkeit von Anrufungen sowie den *verschiedenen* (Un-)Möglichkeiten von Widerstand in den Blick zu nehmen, erscheint folglich insbesondere dann notwendig, wenn – wie es Butler innerhalb siener Werke hinsichtlich der (Un-)Möglichkeiten der Intelligibilität, ein spezifisches geschlechtliches Subjekt zu sein, ausführt – empirische wie systematische Analysen von Subjekt-Bildungsprozessen soziale Differenzordnungen als ein machtvolles Raster der Subjektivierung ernst nehmen, „welches die Parameter dessen bestimmt, was im Sozialen möglich ist – und damit wirklich werden kann" (Meißner 2010: 30f.).

So verweist eine an Butler und die gesellschaftskritische Erkenntnispolitik der Geschlechterforschung anschließende Perspektive für die poststrukturalistische Diskursforschung gerade darauf, dass Subjektivierungsprozesse immer auch hinsichtlich gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse sowie angesichts

der sich in ihnen realisierenden Verhältnisse von Anrufung, Umwendung und Widerstand betrachtet werden müssen. Eine poststrukturalistische Subjektivierungsforschung, die sich gesellschaftskritisch positioniert, muss so

> „die kategoriale (ontologische) Differenz von konstitutiver Unabgeschlossenheit des Sozialen und je konkreter Verfestigung und Fixierung nicht als abstrakt-subversives Potenzial […] kultivieren, sondern in ihren empirisch-spezifischen Ausprägungen […] analysieren“ (van Dyk 2012: 201f.).

Gerade wenn Macht immer bereits Gegen-Macht enthält, stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen omnipräsente Widerstandspotenziale (nachhaltig) wirksam werden und bleiben. Denn innerhalb konkreter gesellschaftlicher Umstände ist ersichtlich, dass gerade nicht alle verletzenden Zuordnungen in gleichem Maße angeeignet, zurückgesendet und/oder umgedeutet werden, sondern vielmehr Begriffe und Anreden existieren, deren verletzende Wirkung (noch/aktuell/hier) nicht resignifizierbar scheint und/oder gegen die sich nicht verwehrt werden kann. Diskurs-, Subjekt- wie Geschlechterforschung sollten ihren Forschungsfokus also verstärkt auch auf die Frage der Wirksamkeit von Anrufungen im Subjektivierungsprozess legen und die *verschiedenen* (Un-) Möglichkeits*bedingungen* von Widerstand – etwa in Form von Verwehrung und Umdeutung – empirisch in den Blick nehmen.

Nicht nur steht noch zur Klärung aus, wie aus subjektivierungstheoretischer Perspektive der hier aufgezeigte Prozess verstanden werden kann, in dem Personen versuchen, sich gegen (spezifische) Anreden zur Wehr zu setzen, und wie Anrufungen in komplexer Weise auch gegen die Abwehr von Individuen Wirksamkeit erlangen. Sondern vor allem muss – empirisch und kontextspezifisch – untersucht werden, welche Bedingungen eigentlich ausschlaggebend dafür sind, dass Subjekte verletzende ‚Zugehörigkeiten‘ aneignen und umdeuten, und wann und wie sich Personen vielmehr gegen Zuordnungen und die damit verbundenen Positionierungen verwehren. Im Anschluss an die innerhalb dieses Artikels begrifflich und theoretisch entwickelte Perspektive muss in weiterer Forschung empirisch ausbuchstabiert werden, welche Umstände es gestatten, die Umdeutung verletzender Zuordnungen widerständig anzueignen, bzw. welche Bedingungen dazu führen, dass die Zurückweisung und Neubesetzung gelingen und gerade nicht lediglich die verletzende Wirkung wiederholt wird: Welche Umstände ermöglichen die „Besetzung eines Diskursschauplatzes der Verletzung?“ (Butler 2010: 99).

Literatur

Althusser, Louis (2010): Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg: VSA.

Balzer, Nicole/Ludewig, Katharina (2012): Quellen des Subjekts. Judith Butlers Umdeutung von Handlungsfähigkeit und Widerstand. In: Ricken, Norbert/Balzer, Nicole (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 95–124.

Bublitz, Hannelore (2003): Diskurs. Bielefeld: transcript.

Butler, Judith (1993): Für ein sorgfältiges Lesen. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (Hrsg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag, S. 122–132.

Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2001): Eine Welt, in der Antigone am Leben geblieben wäre. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 49, 4, S. 587–599.

Butler, Judith (2006a): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2006b): Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend. In: transversal - eipcp multilingual webjournal, H. 08, 47 Absätze (online unter http://eipcp.net/transversal/0806/butler/de [Zugriff: 05.03.2020]).

Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2010): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2014 [1991]): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1994): Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts. In: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul (Hrsg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Mit einem Nachwort und einem Interview mit Michel Foucault. Weinheim: Beltz, Athenäum, S. 243–261.

Hall, Stuart (2013): Bedeutung, Repräsentation, Ideologie. Althusser und die poststrukturalistischen Debatten. In: Ders.: Ideologie, Identität, Repräsentation. Hamburg: Argument Verlag (Ausgewählte Schriften, 4), S. 34–65.

Hark, Sabine (1996): Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität. Opladen: Leske und Budrich.

Höhne, Thomas/Kunz, Thomas/Radtke, Frank-Olaf (2005): Bilder von Fremden. Was unsere Kinder aus Schulbüchern über Migranten lernen sollen. Frankfurter Beiträge zur Erziehungswissenschaft, Bd. 3. Frankfurt am Main: Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, FB Erziehungswissenschaften.

Kleiner, Bettina (2015): subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und trans* Jugendlicher. Opladen: Barbara Budrich.

Kleiner, Bettina/Rose, Nadine (2014): Suspekte Subjekte? Jugendliche Schulerfahrungen unter den Bedingungen von Heteronormativität und Rassismus. In: Kleiner, Bettina/Rose, Nadine (Hrsg.): (Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag.

Judith Butlers Konzept der Subjektivation in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Opladen: Barbara Budrich, S. 75–96.
Künstler, [Phries] Sophie (2018): Nobody wants to be 'poor' – Power effects of Knowledge (Re-)Production and (Im-)Possibilities of Critique. In: Ahmad, Aisha-Nusrat/Fielitz, Maik/Leinius, Johanna/Schlichte, Gianna Magdalena (Hrsg.): Knowledge, normativity and power in Academia. Critical interventions. Frankfurt/New York: Campus, S. 63–83.
Kuzniar, Alice A. (2000): The Queer German Cinema. Stanford: Stanford University Press.
Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2015): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. 5., überarbeitete Auflage. Wien: Passagen.
Lorey, Isabell (1996): Immer Ärger mit dem Subjekt. Theoretische und politische Konsequenzen eines juridischen Machtmodells: Judith Butler. Tübingen: Edition Diskord.
Lorey, Isabell (2007): Als das Leben in die Politik eintrat. Die biopolitisch-gouvernementale Moderne, Foucault und Agamben. In: Pieper, Marianne/Atzert, Thomas/ Karakayali, Serhat/Tsianos, Vassilis (Hrsg.): Empire und die biopolitische Wende. Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri. Frankfurt am Main: Campus, S. 267–291.
Mecheril, Paul/Rose, Nadine (2014): Die Bildung der Anderen. Ein subjektivierungstheoretischer Zugang zu migrationsgesellschaftlichen Positionierungen. In: Thompson, Christiane/Jergus, Kerstin/Breidenstein, Georg (Hrsg.): Interferenzen. Perspektiven kulturwissenschaftlicher Bildungsforschung. Weilerswist: Velbrück, S. 130–152.
Meißner, Hanna (2010): Jenseits des autonomen Subjekts. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butler, Foucault und Marx. Bielefeld: transcript.
Messerschmidt, Astrid (2015): Machtreflexive Differenzorientierung in Ungleichheitsverhältnissen. In: Christof, Eveline/Ribolits, Erich (Hrsg.): Bildung und Macht. Eine kritische Bestandsaufnahme. Wien: Löcker, S. 101–113.
Ott, Marion (2011): Aktivierung von (In-)Kompetenz. Praktiken im Profiling – eine machtanalytische Ethnographie. Konstanz: UVK.
Perko, Gudrun (2005): Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens. Köln: PapyRossa.
Rancière, Jacques (2008): Zehn Thesen zur Politik. Zürich: diaphanes.
Ricken, Norbert/Rose, Nadine/Kuhlmann, Nele/Otzen, Anne (2017): Die Sprachlichkeit der Anerkennung. Eine theoretische und methodologische Perspektive auf die Erforschung von „Anerkennung“. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik 93, 2, S. 193–235.
Rieger-Ladich, Markus (2012): Judith Butlers Rede von Subjektivierung. Kleine Fallstudie zur „Arbeit am Begriff“. In: Ricken, Norbert/Balzer, Nicole (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 57–74.
Riley, Denise (1988): Am I that name? Feminism and the category of "women" in history. Minneapolis: University of Minnesota.
Riley, Denise (2005): Impersonal passion. Language as affect. Durham: Duke University Press.

Rose, Nicole (2012): Migration als Bildungsherausforderung. Subjektivierung und Diskriminierung im Spiegel von Migrationsbiographien. Bielefeld: transcript.
Rose, Nadine/Koller, Hans-Christoph (2012): Interpellation – Diskurs – Performativität. Sprachtheoretische Konzepte im Werk Judith Butlers und ihre bildungstheoretischen Implikationen. In: Ricken, Norbert/Balzer, Nicole (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 75–94.
Saar, Martin (2013): Analytik der Subjektivierung. Umrisse eines Theorieprogramms. In: Gelhard, Andreas/Alkemeyer, Thomas/Ricken, Norbert (Hrsg.): Techniken der Subjektivierung. Paderborn: Fink, S. 17–27.
Shakespeare, William (2013): Othello. Englisch/Deutsch. Durchgesehene und bibliographiert aktualisierte Ausgabe. Stuttgart: Reclam.
van Dyk, Silke (2012): Poststrukturalismus. Gesellschaft. Kritik. Über Potenziale, Probleme und Perspektiven. In: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 42, 2, S. 185–210.
Vienne-Guerrin, Nathalie (2016): Shakespeare's insults. A pragmatic dictionary. London/New York: Bloomsbury Arden Shakespeare.
Villa, Paula-Irene (2012): Judith Butler. Eine Einführung. 2., aktualisierte Auflage. Frankfurt am Main: Campus.
Wrana, Daniel/Ott, Marion (2014): Anrufung. In: Wrana, Daniel/Ziem, Alexander/Reisigl, Martin/Nonhoff, Martin/Angermüller, Johannes (Hrsg.): DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung. Berlin: Suhrkamp, S. 30–31.
Wrana, Daniel/Ott, Marion/Jergus, Kerstin/Langer, Antje/Koch, Sandra (2014): Diskursforschung in der Erziehungswissenschaft. In: Angermüller, Johannes/Nonhoff, Martin/Herschinger, Eva/Macgilchrist, Felicitas/Reisigl, Martin/Wedl, Juliette et al. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Bd. 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript, S. 224–238.

Verhältnisse von Autonomie und Heteronomie – Potenziale subjektivierungstheoretischer Perspektiven am Beispiel erziehungswissenschaftlicher Forschung zu Jungen

Thomas Viola Rieske

1 Einleitung

Eine Vielzahl empirischer und theoretischer Studien hat seit den 2000ern Prozesse der Bildung, Erziehung und Sozialisation von Jungen betrachtet. Mehrheitlich wurde dabei die Sichtweise vertreten, dass die Praktiken von und mit Jungen in Bildungskontexten von einem Souveränitätsideal geprägt seien, dessen erfolgreiche Verkörperung einerseits privilegierte gesellschaftliche Teilhabe verspreche, andererseits zum Verlust von Kompetenzen und Erfahrungsmöglichkeiten sowie Konflikten u.a. in schulischen Kontexten führe. Aufgrund von Ungleichheitsmechanismen sei die legitime Ausübung männlicher Souveränität zugleich nicht allen möglich und gestattet, so dass hierarchische Differenzierungen unter Jungen hergestellt würden und Ausgrenzungen von Personen geschähen, die souveräne Männlichkeit nicht verkörpern können oder sollen. (Männlichen) Erwachsenen werde eine Absicherung dieses Systems hegemonialer Männlichkeit u.a. in Form einer Sorge um vermeintlich benachteiligte Jungen nahegelegt; Abweichungen bzw. gegensätzliche Artikulationen würden marginalisiert und angegriffen (vgl. u.a. Budde 2005; Fegter 2012).

Einige Autor*innen haben diese Erzählung problematisiert und auf von ihr nicht erfasste Phänomene verwiesen. So berichten etwa Michalek/Fuhr (2008) von einer Gruppe von Jungen, deren Praxis nicht an hegemonialer Männlichkeit orientiert sei; Herschelmann (2009) zeigt in seiner Studie zum Verhältnis von Jungen zu deutschem GangstaRap die Vielfalt an Bedeutungen auf, die Jungen einem vermeintlich eindeutig bewertbaren kulturellen Feld zuweisen; Andrä (2019) betont die auch von Jungen mitgestaltbaren Möglichkeitsräume im „Spiel um Männlichkeit“ (ebd.: 455ff.). Dies weist auf einen Bedarf nach einer Weiterentwicklung der Theorien über Jungen und Bildung hin. Auch im englischsprachigen Diskurs zeigt sich dieser Bedarf, wo über die Interpretation neuer, bspw. Homosexualität inkludierender Praktiken von Jungen als hegemoniale Männlichkeit aufhebend oder erneuernd gestritten wird (vgl. Budde/Rieske 2019). Um den genannten Kritiken gerecht zu werden, müsste eine

solche Weiterentwicklung Handlungsspielräume von Jungen stärker anerkennen, ohne jedoch Vorstellungen einer von Machtverhältnissen befreiten Subjektivität zu nähren.

Der in erziehungswissenschaftlichen Diskursen zuletzt vermehrt verwendete subjektivierungstheoretische Ansatz könnte hierbei hilfreich sein. Er wird mit dem Anspruch vertreten, den verbreiteten Streit zwischen (vermeintlich) subjektivistischen und (vermeintlich) objektivistischen Ansätzen zu versöhnen und zugleich eine Kritikperspektive anzubieten, die gegenwärtigen Machtkonstellationen entspricht (vgl. z.B. Ricken 2019). Der folgende Text blickt daher auf die Potenziale des Subjektivierungskonzepts für eine erziehungswissenschaftliche Forschung zu Jungen. Er führt zunächst in subjektivierungstheoretische Perspektiven ein, um deren Anwendbarkeit auf die Forschung zu Jungen zu diskutieren. In einem weiteren Schritt problematisiert er die Grenzen dieses Konzepts insbesondere in der bisherigen Anwendung in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung und schlägt eine stärkere Anwendung einer relationalen Perspektive innerhalb von Subjektivierungsanalysen vor.[1]

2 Subjektivierungsanalyse als Rekonstruktion von Normalisierungen und Denormalisierungen

2.1 Subjektivierungsanalysen (in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung)

Das Konzept *Subjektivierung* basiert auf der Kritik poststrukturalistischer Denker*innen am neuzeitlichen Verständnis vom Subjekt als autonomer Grundlage von Handlungsfähigkeit. Kritiker*innen betonten die Relationalität von Subjektivität: Menschliches Leben sei in seinen Möglichkeiten vorstrukturiert, weil es zeitlich und körperlich begrenzt, von interpersonellen Abhängigkeiten gekennzeichnet und durch soziale Verhältnisse und die organische und anorganische Umwelt gerahmt sei. Zugleich sei es kontingent, da es diese Möglichkeiten mitgestalte und bei aller Abhängigkeit, Begrenztheit und Bezogenheit immer noch selbst gestaltet werden müsse (vgl. Ricken 1999). Subjektivierungsanalysen untersuchen daher die Hervorbringung und Transformation von Subjekten in von Abhängigkeit und Asymmetrie gekennzeichneten, historisch variablen Praktiken, an denen das Subjekt selbst partizipiert und aus denen es als handlungsfähiges – potenziell auch widerständiges – Subjekt mitsamt von Verletzungen, Brüchen und Ambivalenzen gekennzeichneter Psyche

1 Der Beitrag wurde im Rahmen des Forschungsprojekts „Jungen und Bildung“ entwickelt, welches vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert wird und sich der Frage widmet, wie Bildungsprozesse von Jungen gegenwärtig gestaltet sind.

hervorgeht. Sie betonen den Prozesscharakter von Subjektivität und deren interdependentes Verhältnis zu den Dynamiken und Ordnungen der sozialen Praxis sowie der nicht-menschlichen Umwelt (vgl. Saar 2013; Ricken 2013b).[2]

Innerhalb der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung wird sich in Umsetzung dieser Perspektive dabei vor allem auf Überlegungen von Judith Butler zu Subjektkonstitution und Geschlecht bezogen (vgl. insbes. Butler 1991, 1997, 2001). Butler zufolge setzt ein hegemonialer Geschlechterdiskurs, der im Kern von der Norm heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit gekennzeichnet ist, den Rahmen für eine anerkennungsfähige soziale Existenz in Form vielfältiger Adressierungen. Durch die wiederholte Zitation dieser Norm können sich legitime Subjektivitäten und Körper in legitimen Sozialbeziehungen performativ materialisieren; das Verfehlen der Zitation führt in den Bereich der Illegitimität. Doch diese Wiederholungen haben ein Moment der Diskontinuität – keine Zitation gleicht dem Original –, so dass der hegemoniale Geschlechterdiskurs zwar einen konstitutiven Zwang darstellt, zugleich aber instabil ist und in Form von verschiebenden Resignifizierungen verändert werden kann. Als möglicher Motor für eine Transformation gilt das Unbewusste, welches als Ort der durch normative Zwänge verworfenen Möglichkeiten verstanden wird, die als Verlustspuren weiterexistieren. Eine andere Quelle von Transformation ist für Butler der Umstand, dass es immer mehrere (Versionen von) Normen gibt, die miteinander im Widerstreit sind und von Subjekten ausgehandelt werden müssen (vgl. zum letzten Punkt Butler 2014: 186f.).

Empirische Studien haben mit dieser theoretischen Sensibilisierung eine anhaltende Dominanz einer heteronormativen hierarchischen Zweigeschlechtlichkeit rekonstruiert. In Bezug auf Jungen rekonstruieren etwa Jäckle et al. (2016) eine Identitätsnorm der aktiven und nach außen gerichteten Coolness, die zugleich mit Nett-Sein austariert werden müsse. Als Körpernorm für Jungen rekonstruieren sie Stärke und Sportlichkeit, als Interaktionsnorm Extrovertiertheit und aktive Raumeinnahme. Die Nicht-Erfüllung dieser Normen wird stigmatisiert und beschämt. Das männliche Normenbündel bzw. dieses verkörpernde Jungen seien auch Bezugsgröße für Mädchen, was die hegemoniale Position von Männlichkeit gegenüber Weiblichkeit belege (vgl. ebd.: 155). Des Weiteren wurde argumentiert, dass Heranwachsende sich auf entsprechende, kontextspezifisch variierende Adressierungen teils affirmierend, teils opponierend, teils ambivalent beziehen. Kleiner (2015) fand bspw. in auf

2 Aufgrund differierender Übersetzungen französischsprachiger Begriffe ins Englische und ins Deutsche sind inzwischen sowohl „Subjektivierung“ als auch „Subjektivation“ als Begriffe gebräuchlich (vgl. u.a. die Anmerkung zur Übersetzung in Butler 2001: 187). Während Ricken (2013a) angesichts der Verwendung des Subjektivierungsbegriffs im arbeitssoziologischen Diskurs für „Subjektivation“ plädiert, um eine diskurstheoretische Verortung klar zu verdeutlichen, wird im vorliegenden Text „Subjektivierung“ bevorzugt, weil dies die Prozesshaftigkeit des Phänomens eher ausdrückt als „Subjektivation“. Eine detaillierte Diskussion der Übersetzungsproblematik für den deutschen Sprachraum ist mir nicht bekannt; für den englischsprachigen Diskurs ist die Diskussion bei Chambers (2013: 98ff.) instruktiv.

Schulerfahrungen bezogenen narrativen Interviews mit jungen lgbt*q Erwachsenen die Erzählung eines Interviewpartners, der nach Jahren der homonegativen Diskriminierung durch Mitschüler*innen einen Unterrichtsvortrag als Gelegenheit zu einer Kritik an Mobbing und einer Selbstpositionierung als „schwul" nutzte, wonach die Diskriminierungen aufgehört hätten. Kleiner betont in Erweiterung der Butler'schen Perspektive, dass solche Verschiebungen – die Selbstpositionierung als „schwul" ersetzte bspw. im genannten Fall das bislang gegen den Jungen verwendete Schimpfwort „Schwuchtel" – bestimmte Bedingungen benötigen wie etwa das Vorhandensein ökonomischen, sozialen und kulturellen Kapitals oder spezifischer Gelegenheiten wie etwa das Sprechen über literarische Texte, die eine Bezugnahme auf die eigene Lebenswelt ermöglichen.

2.2 Potenziale der Rekonstruktion von (De)Normalisierungen für die Jungenforschung

Eine derart verstandene subjektivierungstheoretische Forschung kann Prozesse der (De-)Normalisierung von Geschlecht (und Begehren) rekonstruieren: Sie macht Formen und Inhalte der (Re-)Produktion von Geschlechternormen sichtbar, zeigt Potenziale der Veränderung der normativen Regulierung von Körpern, Beziehungen und Selbstverhältnissen auf und kann durch den Blick auf die Bedingungen solcher Transformationen eine Ressource für pädagogische Konzeptionen sein. Mit der Kritik an den mit normativen und normalisierenden Praktiken einhergehenden Verletzungen und Ausschlüssen bietet sie zugleich eine Orientierung für pädagogische Programmatiken auf Basis der Anerkennung von intersubjektiven Abhängigkeiten und Verletzbarkeiten (vgl. Fritzsche 2012).

In Bezug auf Jungen ermöglicht diese Perspektive insofern eine Weiterentwicklung der bisherigen Forschung, als der aus Vereinseitigungen entstehende Widerstreit zwischen Eigensinnsoptimismus und Reproduktionspessimismus produktiv gewendet werden könnte. Es könnte einerseits anerkannt werden, dass weiterhin vielfach Praktiken bestehen, die an einer Norm heterosexueller, im zweigeschlechtlichen Rahmen kohärenter männlicher Souveränität orientiert sind. Es könnte andererseits anerkannt werden, dass die Selbstpositionierungen von Jungen durch Konflikte und Ambivalenzen mit dieser Norm gekennzeichnet sind und dass es unterschiedliche Selbstpositionierungen gibt, die die Normen teils weitertragen, teils verändern. Anstelle eines Entweder-oder mit Blick auf die Transformation hegemonialer Männlichkeit (vgl. Budde/Rieske 2019) könnte ein Sowohl-als-auch treten, welches die begrenzten Spielräume von Jungen in ihrer Dynamik rekonstruiert. Besonders produktiv wären dafür Studien, die verschiedene Materialsorten miteinander kombinieren und auf den Zusammenhang zwischen normativen Anrufungen und da-

rauf bezogenen Resignifizierungen blicken. Als Grundlage können die von Kleiner (2015: 99ff. und 128f.) formulierten Forschungsfragen im Anschluss an Butlers Theorie und an bildungstheoretische Überlegungen von Koller (2018) dienen. Dann wäre etwa zu untersuchen,

- welche Lebensweisen und Subjektivitäten in einem bestimmten Kontext (un-)sichtbar und (un-)sagbar gemacht werden,
- wer in welchen Kontexten wie angesprochen wird, welche Positionierungen und Verhältnisse damit hergestellt werden und wie die Angesprochenen damit umgehen sowie
- unter welchen Bedingungen Transformationen von Subjektivitäten und diskursiven Ordnungen geschehen, bei denen Geschlechternormen infrage gestellt werden.

Bei der methodischen Umsetzung wäre darauf zu achten, dass marginalisierte Stimmen Eingang in die Forschung finden und „nicht nur werdende und seiende, sondern auch verworfene bzw. in unterschiedlichen Kontexten in verschiedener Weise doch lebbare nicht-normative geschlechtliche und sexuelle Praxen und Existenzweisen sichtbar“ (Hartmann 2015: 64) werden.

Zentral wären dabei essenzialismuskritische Reflexionen der Kategorien „Junge“ und „Männlichkeit“, deren Verwendung die zweigeschlechtliche Ordnung wiederholt. Einige Autor*innen bevorzugen die Schreibweise Jungen_ bzw. Jungen*, um das „Nicht-Sagbare, Nicht-Definierte, Widersprüchliche und über Zweigeschlechtlichkeit hinausweisende deutlich zu machen“ (Busche/Cremers 2009: 26). Jenseits der Frage der Schreibweise gilt es zumindest zu klären, wer in der Rede von „Jungen“ impliziert und wer ausgegrenzt wird und inwiefern in der Jungenforschung die selbstverständliche Verwendung des Begriffs „Männlichkeit“ nicht die Norm kohärenter Geschlechtsidentitäten wiederholt (vgl. hierzu bereits Krabel/Stuve 2000; zu queeren Perspektiven auf Jungen(-arbeit) siehe auch Rieske 2020). Die kritische Reflexion konzeptueller Ausschlüsse würde zwar die Leichtigkeit, mit der manche These zu Jungen formuliert wird, erschweren und in empirischen Studien und deren öffentlicher Kommunikation zahlreiche Herausforderungen und Konflikte mit sich bringen. Doch sie könnte jene „transformatorischen Denkbewegungen“ (Hartmann 2015: 53) ermöglichen, die eine kritische Geschlechterforschung ausmachen.

Allerdings entstehen in der Anwendung subjektivierungstheoretischer Überlegungen auf Bildungsprozesse von Jungen auch einige Probleme, da manches Wissen der bisherigen Jungenforschung dem Risiko ausgesetzt wäre, vergessen zu werden. Diese Probleme werden im folgenden Abschnitt diskutiert.

2.3 Kritik des Fokus auf (De-)Normalisierung

Die vorgestellten Analysen sind im Wesentlichen Analysen von (De-)Normalisierungen. Sie rekonstruieren zum einen heteronormativ regulierte und regulierende Adressierungen und Selbstpositionierungen. Zum anderen rekonstruieren sie diesen normativen Regulierungen gegenüber ambivalente oder oppositionelle Positionierungen und deren Möglichkeitsbedingungen. Dabei findet jedoch eine problematische Konzipierung des Verhältnisses von Subjekten zum Sozialen statt. Jäckle et al. (2016) unterscheiden bspw. zwischen einerseits Geschlechternormen sowie Geschlechterfiguren als „diskursive Konfigurationen" (ebd.: 112) und andererseits Geschlechterpositionierungen als „diskursive Verortung […] mit Bezug auf angebotene Geschlechterfiguren" (ebd.).[3] Sie rekonstruieren aus ihrem Material akzeptierende, verweigernde/oppositionelle und eigensinnig-subversive Positionierungen von Schüler*innen, aber nur für die erste Positionierung werden diskursive Geschlechterfiguren beschrieben, auf die sich die Positionierungen beziehen. Bei den anderen Positionierungstypen wird zwar vereinzelt auch auf Bezüge zu Geschlechterfiguren eingegangen, doch die Differenz zu den akzeptierenden Positionierungen besteht nicht in der Verbindung mit einer anderen, bspw. als feministisch bezeichneten Geschlechterfigur, sondern in einer als oppositionell bzw. eigensinnig verstandenen Kombination von diskursiven Bezügen. Normenkritischen Positionierungen wird somit ein Eigensinn zugeschrieben, der einer akzeptierenden Positionierung nicht zugestanden wird – letztere wiederholt die Norm scheinbar identisch, was jedoch der Theorie von den nie-identischen Wiederholungen genauso widerspricht wie die Charakterisierung normenkritischer Positionierungen als eigensinnig. Nicht-heteronormative Positionierungen erhalten damit den Charakter von nicht-performativen Äußerungen. Sie wiederholen keine Normen, sondern unterlaufen, verschieben oder kritisieren diese und kreieren Neues.[4]

Die Identifizierung bestimmter Praktiken als oppositionell oder subversiv beruht zudem auf einer Konzeption des diskursiven Feldes als vorrangig heteronormativ reguliert. Zwar wird vereinzelt von „hegemonialen Geschlechternormen" (Jäckle et al. 2016: 84) gesprochen, doch nicht-hegemoniale Normen werden nicht als Teil des diskursiven Feldes rekonstruiert, sondern als Element

3 Die Unterscheidung zwischen Geschlechternormen und Geschlechterfiguren wird in der Studie nicht klar erläutert. Geschlechterfiguren werden zunächst im Sinne normativer Anrufungen bzw. Nahelegungen vorgestellt, die „verinnerlicht, kritisiert, parodisiert werden könnten" (Jäckle et al. 2016: 113). Im weiteren Text wird der Begriff allerdings nur in der Diskussion von Aussagen aufgegriffen, die als Normen akzeptierend eingeordnet werden. Hier werden sie somit eher im Sinne von diskursiven Grundlagen einer normgerechten Selbstpositionierung behandelt.

4 Auch bei Kleiner (2015) findet sich ein Abschnitt über „eigensinnige und kreative Handlungspotenziale" (Kleiner 2015: 331), die sich durch Kritik an bzw. Abweichung von den Normen Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit auszeichnen

der Artikulationen z.B. von Schüler*innen. Es erscheint so, als gäbe es keine (marginalisierten) feministischen Diskurse oder Gleichheitsrhetoriken, die ja immer auch Subjektivierungsfiguren modellieren oder Anrufungen wie „sei gleichberechtigt!“ beinhalten. Auch die durchaus beobachtbaren Veränderungen von Geschlechternormen und -verhältnissen (vgl. Rendtorff/Riegraf/Mahs 2019) finden hier kaum eine Berücksichtigung.

Zudem wird in beständiger Wiederholung der Butlerschen These der heterosexuellen Matrix die normative Dimension von Geschlechterverhältnissen fokussiert. Zwar wird zuweilen auch von einer „hierarchischen Geschlechterordnung“ (Kleiner 2015: 254) gesprochen und im empirischen Material die anhaltende Privilegierung einer normgerechten Männlichkeit gegenüber anderen Männlichkeiten und Weiblichkeiten durchaus rekonstruiert. Trotzdem wird souveräne Männlichkeit nicht konsequent und durchgängig neben Heterosexualität und geschlechtlicher Eindeutigkeit/Kohärenz im binären Raster als drittes Element der hegemonialen Geschlechterkonfiguration genannt.[5] Die Interdependenz von Geschlechter- mit anderen Ungleichheitsverhältnissen hat ebenfalls den Status einer nachrangigen, nur gelegentlichen Erwähnung, obwohl– oder weil? – damit die These einer heterosexuellen Norm in dieser Einfachheit nicht mehr vertretbar ist (vgl. Haritaworn 2007). Dementsprechend fokussieren programmatische Aussagen auf den Abbau von Normen bzw. eine Erweiterung von Handlungsspielräumen im Sinne einer „Bewegung zu mehr Freiheit“ (Hartmann 2015: 73). Eine sich aus der Diagnose von Privilegierungen ergebende Anvisierung etwa solidarischerer Verhältnisse oder eine Forderung auch nach der Beschränkung von Handlungsspielräumen (etwa hinsichtlich der Möglichkeit zur Gewalt oder im Sinne einer Mitzuständigkeit für Reproduktionsarbeit) werden nicht in gleicher Weise formuliert.

3 Zur relationalen Dimension von Subjektivierungsanalysen

Um die beschriebenen Probleme zu überwinden, wäre es hilfreich, innerhalb von Subjektivierungsanalysen die Dimension der Relationierungen stärker auszuarbeiten. Dies wäre durchaus in der Tradition des Subjektbegriffs: Das lateinische Wort *Subjekt* (‚das Unterworfene‘) ist eine Lehnübersetzung des griechischen *hypokeímenon* (‚das Zugrundeliegende‘), welches in der aristotelischen Philosophie eine formbare Materie bezeichnet, die selbst eigenschafts-

5 In der Studie von Jäckle et al. (2016) ist dies besonders frappierend, da in den Materialanalysen vielfach eine Dominanz von Männlichkeit gegenüber Weiblichkeit verdeutlicht wird – es ist also nicht so, dass diese im Rahmen des Subjektivierungsansatzes nicht thematisierbar wäre. Abschließend wird jedoch als Ergebnis der Studie lediglich eine Wirksamkeit von Geschlechternormen benannt, ohne Verweis auf deren hierarchische Relation (vgl. Jäckle et al. 2016: 211).

los und daher Trägerin von Eigenschaften ist (vgl. Kible 1998). Darin kommt ein figuratives Denken zum Ausdruck, welches die Analyse von Interdependenzen und Dynamiken nahelegt: Etwas, das zugrunde liegt, ist zugleich bestimmend und bestimmt, es ist ein Zusammenhang „ohne Anfang und Ende, Ursache und Wirkung“ (Ricken 2013b: 35). In diesem Sinne wird Subjektivierungsanalyse auch vorgestellt, mitsamt der Forderung, nicht in einen „subjekttheoretischen Dualismus von ‚sich machen‘ und ‚gemacht werden‘ zurückzufallen“ (ebd.: 47).

Doch dieser Anspruch wird in den diskutierten Subjektivierungsanalysen wie auch darauf bezogenen theoretischen Ausführungen nur teilweise umgesetzt. Meist wird sich mit den Begrenztheiten individueller Subjekte beschäftigt und in der Folge wiederum nach dennoch bestehenden Handlungsspielräumen gesucht; die analytische Arbeit gilt als „Theoretisierung des Spannungsverhältnisses von Autonomie und Heteronomie“ (Hartmann 2015: 73). Klassentheoretische, feministische und postkoloniale Studien argumentieren jedoch, dass keineswegs alle Subjektpositionen in gleicher Weise von normativen Beschränkungen und Nahelegungen gekennzeichnet sind. Vielmehr wird der Status des autonomen Subjekts entlang von Macht- und Herrschaftsverhältnissen nur bestimmten Personen gewährt, während andere den Status der „Präsouveränität“ (Geipel/Mecheril 2014: 47) zugewiesen bekommen. Arbeiter*innen, Frauen, Migrant*innen und People of Colour wurden und werden im globalen Norden weiterhin vielfach einerseits als ihrem Körper/ihrer Kultur unterworfen und andererseits als (gewissermaßen hyper-souverän) die Freiheit anderer gefährdend konzipiert. Darüber werden wiederum militärische, rechtliche oder erzieherische Maßnahmen legitimiert, die diese Personen tatsächlich in einer stärkeren ökonomischen und politischen Fremdbestimmung situieren als ihre als autonom(er) positionierten männlichen, weißen, wohlhabenden Gegenüber des Globalen Nordens. Zwischen diesen Positionierungen besteht wiederum ein Zusammenhang: Die vermeintliche Autonomie/Freiheit der einen beruht auf der Prekarisierung und Fixierung anderer (dies zeigen u.a. Analysen zur Organisation von Reproduktionsarbeit [Aulenbacher/Dammayr/Décieux 2014] und zu Diskursen über Gewalt [Mecheril/van der Haagen-Wulff 2016]).

Subjektivierung ist aus dieser Perspektive heraus nicht nur als Spannung zwischen Autonomie und Heteronomie innerhalb einzelner Subjekte zu begreifen, sondern potenziell auch als Aufspaltung und differentielle Verteilung von aufeinander bezogenen Handlungsmöglichkeiten und -zwängen. Eine Analyse von Subjektivierungspraktiken müsste dann auch eine Analyse dieser Verteilung sein, wobei unter Annahme von Interdependenzen nicht nur auf Handlungsmöglichkeiten einzelner Individuen oder Kollektive und deren Transformation geblickt würde, sondern auch auf deren jeweilige Voraussetzungen und Verflechtungen – auf die Reproduktion und Transformation von Autonomie-Heteronomie-Verhältnissen. In konkreten Analysen könnte dies zur Konse-

quenz haben, in Bezug auf Handlungsspielräume nach der Bedeutung von Repositionierungen der einen für die Positionierungsmöglichkeiten anderer zu fragen. Eine weitere Frage bezöge sich auf Verhältnisse (der Abhängigkeit, der Dominanz, der Ausbeutung, der Solidarität, der Unverbundenheit …) und deren Transformation. Derartige Fragen wären für diskursanalytisches Denken keineswegs neu – in seinen methodologischen Ausführungen zu seinen Studien betonte Foucault immer wieder, dass die Rekonstruktion etwa von Subjektpositionen oder Gegenständen eines Diskurses nur einen Zwischenschritt darstelle; zentral sei die Rekonstruktion von Beziehungen zwischen diesen (z.B. Foucault 1981: 64ff.).

Zur Veranschaulichung sei erneut auf Ergebnisse der Studie von Jäckle et al. (2016) eingegangen. Darin wurden Schüler*innen in neunten und zehnten Klassen bayrischer Gymnasien gebeten, auf vier Fragen schriftlich zu antworten, die sich auf Selbst- und Fremdwahrnehmungen von Jungen bzw. Mädchen sowie auf Erwartungen an diese bezogen. Ein Ergebnis der Studie waren die oben genannten Geschlechternormen, darüber hinaus wurden die Selbstpositionierungen insbesondere in den Antworten auf die Frage analysiert, wie sich die Person selbst als Junge bzw. Mädchen sehe.[6] Bei jenen Selbstpositionierungen der Jungen, in denen keine Konflikte mit den oben genannten Identitäts-, Körper- und Interaktionsnormen artikuliert wurden, identifizieren die Forscherinnen zwei Geschlechterfiguren, auf die sich die Jungen dabei bezogen: erstens eine sexualisierte, kompetitive, Weiblichkeit abwertende Figur, die mit der Ablehnung schulischer Verhaltensanforderungen einhergeht, und zweitens eine als traditionell-modern bezeichnete Figur, die an einem hohen beruflichen Status sowie der Position des Familienernährers orientiert ist und Schule als Qualifikationsort dafür akzeptiert. Für die Diskussion um Jungen und Bildung ist dabei u.a. bereichernd, dass für die zweite Diskursfigur keineswegs ein Konflikt zwischen Männlichkeits- und schulischen Anforderungen rekonstruiert wird, wie dies gelegentlich grundsätzlich für Jungen behauptet wird (vgl. Rieske 2011). Schulangepasstes Verhalten tritt im Kontext mancher Subjektpositionen – und Klassenpositionen, wie gleich dargelegt wird – vielmehr als Voraussetzung anerkennungsfähiger Männlichkeit in Erscheinung (Jäckle et al. 2016: 197; zu Möglichkeiten einer Passung zwischen männlichem Habitus und Schulkultur vgl. auch Budde 2015).

6 Das Studiendesign von Jäckle et al. (2016) ist sicherlich diskussionswürdig, da für Mädchen und Jungen unterschiedliche Fragebögen erstellt wurden. Die Fragen glichen einander inhaltlich, doch sie wurden mit unterschiedlichen Adressierungen im binären Raster versehen (z.B. „Wie siehst Du Dich als Junge?“ im einen Fragebogen, „Wie siehst Du Dich als Mädchen?“ im anderen). Aus forschungsethischer Perspektive wäre zu klären, ob eine wissenschaftliche Forschung die Adressierungspraxis der zweigeschlechtlichen Kultur reproduzieren oder nicht vielmehr eine andere, geschlechtliche Selbstbestimmung stärker anerkennende Kultur zum Ausgangspunkt ihrer Methodenkonstruktion machen sollte. Allerdings hatten die Teilnehmer*innen der Studie aufgrund der offenen Struktur der Antworten die Möglichkeit, sich kritisch auf diese Kategorien zu beziehen – und einige kritisierten in der Tat den Fragebogen.

Mit einer stärker relationalen Perspektive ließe sich zusätzlich nach dem Verhältnis zwischen diesen Figuren fragen. Die erste Figur ähnelt stark dem als „protestierende Männlichkeit“ (Connell 1999: 132) bezeichneten Praxismuster von Jungen und Männern, welches mit einer marginalisierten Lebenslage verbunden ist: am Dominanzversprechen von Männlichkeit orientiert, aber aufgrund von Ressourcenmangel ohne Möglichkeit, dieses gänzlich einzulösen, fokussiert es eine Dominanz im engeren Umfeld. Aufgrund des Verfehlens von Mittelschichtsnormen begründet es zugleich eine anhaltende soziale Marginalisierung.[7] Die zweite Figur hingegen erinnert wiederum an Orientierungen aufstiegsorientierter Milieus, wobei die Selbstinszenierung als „vernünftiger junger Mann“ (Jäckle et al. 2016: 163) als symbolisches Kapital einen Zugang zu statushöheren, relativ autonomeren beruflichen Positionen ermöglicht, als dies für protestierende Männlichkeit der Fall ist. Letztere ist somit in doppelter Weise notwendige Voraussetzung für die ‚vernünftige Männlichkeit‘: Sie dient erstens als Abgrenzungsfolie im Rahmen jener klassenbezogenen männlichen Binnenrelation, die Connell (1999: 133ff.) mit den Begriffen Ermächtigung und Marginalisierung fasste. Sie ist jedoch zweitens auch eine Voraussetzung dafür, dass die ‚vernünftige Männlichkeit‘ von schlechter entlohnten Tätigkeiten befreit sein kann. Die Abgrenzung vernünftiger von protestierender Männlichkeit hängt zusammen mit einer scheinbar akzeptableren Variante der Dominanz von Frauen. Attestieren die Autor*innen der ersten Figur aufgrund der expliziten sexualisierten Objektivierung von Frauen noch eine Dominanz und Abwertung des Weiblichen, sehen sie in der zweiten Figur „keine klar dominierende, überlegene Position des Mannes/Jungen“ (Jäckle et al. 2016: 163), sondern eher eine starke Dichotomie mit einer Verankerung der Geschlechter „in einem klar dichotomen, heteronormativen Schema“ (ebd.). Doch auch die zweite Figur enthält eine Präferenz für Mädchen und Frauen, die Schönheitsnormen entsprechen und Sozialkompetenz aufweisen. Damit ist eine Zuständigkeit dieser für Reproduktionsarbeit implizit ebenso angelegt wie ihre tendenzielle sexuelle Verobjektivierung. Erneut also setzen die rekonstruierten Subjektivierungsweisen jeweils andere, marginalisiertere Subjektivierungsweisen voraus. Beiden Figuren gemeinsam ist jedoch die – unterschiedlich ausgestaltete – Betonung von Selbstbestimmung und Dethematisierung einer eigenen Eingebundenheit in Fremdbestimmung oder Konstellationen der Unverfügbarkeit. Auch andere Positionierungen, die eine explizite Kritik an Geschlechternormen beinhalten, sind bei den Antworten der Jungen tendenziell von einer Einnahme einer handlungsfähigen Position gekennzeichnet („Wie sehe ich mich als Junge? Bescheuerte Frage! Ich sehe mich als Menschen und

7 Zum Zusammenhang zwischen (un-)angepasstem Verhalten von Jungen, symbolischem Kapital und Klassenposition vgl. z.B. Budde (2011); einige kritische Überlegungen mit Blick auf einen heteronormativen Bias des Konzepts der Protestmännlichkeit finden sich bei Rieske (2020).

genauso würd ich mich sehen, wäre ich ein Mädl!“, zit. S. 172), während normenkritische Antworten von Mädchen eher die Verortung von Handlungsfähigkeit bei anderen beinhalten (z.B. „Außerdem wird man als Mädchen entweder als brav oder als Schlampe gesehen.“, zit. S. 174). Diese differentielle Verteilung von Handlungsmächtigkeit und -ohnmacht ist ein wesentlicher Aspekt von Geschlechterverhältnissen und ist aufgrund ihrer Interdependenz nicht ausreichend benannt, wenn sie als Aspekt von Geschlechternormen bezeichnet wird.

4 Ausblick

Die vorgestellten Überlegungen zur Analyse von Subjektivierung als Untersuchung der Hervorbringung und Transformation von Autonomie-Heteronomie-Verhältnissen sind ein Vorschlag, gegenwärtige Perspektiven der Jungenforschung sowie der subjektivierungstheoretischen erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung weiterzuentwickeln. Für die Jungenforschung bringt dieser Ansatz das Potenzial, dem Streit über die Einschätzung der Situation von Jungen und über eine darauf bezogene Pädagogik neue Impulse zu geben. Der Blick auf normative Beschränkungen, Gestaltungsmöglichkeiten, Unbestimmtheiten und Unbestimmbarkeiten sowie auf die differentielle Verteilung von Handlungsfähigkeit, kann das Sicht- und Sagbare in spannenden Weisen neu organisieren. Das Neue besteht dabei vielleicht – ganz im Sinne der Theorie von Transformation als Resignifikation – weniger in bislang ungedachtem Wissen als vielmehr in einer neuen Relationierung längst vorhandener Diskurselemente, die in neuer Weise anerkannt werden.

Zugleich könnten die vorgestellten Überlegungen möglicherweise eine Ressource für eine geschlechtertheoretisch informierte Diskussion des Subjektivierungsbegriffs in den nicht auf Geschlecht fokussierten Teildiskursen der Erziehungswissenschaft sein. Dort findet sich die Erzählung des zu lange als autonom konzipierten, nunmehr relational zu sehenden Subjekts, ergänzt durch Hinweise auf die Verwobenheit von Subjektivierung mit der Reproduktion von Herrschaftsstrukturen (z.B. Rieger-Ladich 2020). Der Blick auf die differenzielle Verteilung von Selbst- und Fremdbestimmung und deren Interdependenzen könnte besagte Hinweise elaborieren und der zuweilen arg fokussierten Frage nach der Möglichkeit von Handlungsfähigkeit und Kritik die Frage nach sozialen Ungleichheiten hinzugesellen. Auch an die in bildungstheoretischen Diskursen vorfindliche Rede von Selbst-, Anderen- und Weltverhältnissen könnte angeschlossen und deren Konzeption (wie etwa bei Koller 2018) erweitert werden.

Ein letzter möglicher Anschluss besteht in der Auseinandersetzung zwischen diskurstheoretischen und differenztheoretischen Konzeptionen der Subjektwerdung. Neben dem in diesem Beitrag fokussierten diskurs- und insbesondere performativitätstheoretischen Ansatz Butler'scher Prägung sind auch davon divergierende, an die Schriften Lacans und Irigarays anschließende Überlegungen zur Subjektwerdung in Gebrauch, die jedoch weniger mit dem Label der Subjektivierung versehen werden als mit dem der Differenztheorie (vgl. z.B. Rendtorff 2020). Von dort aus wird ebenfalls ein Fokus auf die normative Dimension von Geschlechterverhältnissen kritisiert, allerdings mit einer deutlicheren Skepsis gegenüber der Kritik an geschlechtlichen Zuschreibungen und der Norm der Zweigeschlechtlichkeit, als dies im vorgelegten Beitrag der Fall ist. Ein Austausch über das Potenzial relationaler Analysen mag diesen Widerstreit nicht auflösen, aber er könnte ihn in produktiver Weise in Bewegung halten.

Literatur

Andrä, Markus (2019): Die Konstruktion von Männlichkeit in kindheitspädagogischen Interaktionen. Eine videographische Studie in Kindertagesstätten. Wiesbaden: Springer VS.

Aulenbacher, Brigitte/Dammayr, Maria/Décieux, Fabienne (2014): Herrschaft, Arbeitsteilung, Ungleichheit – Das Beispiel der Sorgearbeit und des Sorgeregimes im Gegenwartskapitalismus. In: PROKLA – Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 44, 2, S. 209–224.

Budde, Jürgen (2005): Männlichkeit und gymnasialer Alltag. Doing Gender im heutigen Bildungssystem. Bielefeld: transcript.

Budde, Jürgen (2011): „Und der Valentin dürfte auf alle Fälle bisschen schon auf Kontra aus sein …" – Bildungsungleichheiten als kulturelle Passungsprobleme zwischen Habitus und Schulkultur. In: Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (Hrsg.): Bulletin Texte, Nr. 37, S. 8–19.

Budde, Jürgen (2015): „Immer gut dabei, Vito zum Beispiel …" Herstellung passförmiger Männlichkeit in Schule. In: Bräu, Karin/Schlickum, Christine (Hrsg.): Soziale Konstruktionen in Schule und Unterricht. Zu den Kategorien Leistung, Migration, Geschlecht, Behinderung, soziale Herkunft und deren Interdependenzen. Opladen: Barbara Budrich, S. 167–179.

Budde, Jürgen/Rieske, Thomas Viola (2019): Auseinandersetzungen mit (neuen) Theorien für die erziehungswissenschaftliche Forschung zu Männlichkeiten. In: Kubandt, Melanie/Schütz, Julia (Hrsg.): Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Barbara Budrich, S. 234–256.

Busche, Mart/Cremers, Michael (2009): Jungenarbeit und Intersektionalität. In: Pech, Detlef (Hrsg.): Jungen und Jungenarbeit – eine Bestandsaufnahme des Forschungs- und Diskussionsstandes. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 13–31.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2014): Epilog. In: Kleiner, Bettina/Rose, Nadine (Hrsg.): (Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivierung in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Opladen: Barbara Budrich, S. 181–187.

Chambers, Samuel Allen (2013): The Lessons of Rancière. Oxford: Oxford University Press.

Connell, R. W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich.

Dudenredaktion (2019): -ation/-ierung. In: Duden online. https://www.duden.de/rechtschreibung/_ation__ierung [Zugriff: 01.01.2020].

Fegter, Susann (2012): Die Krise der Jungen in Bildung und Erziehung. Diskursive Konstruktion von Geschlecht und Männlichkeit. Wiesbaden: Springer VS.

Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Fritzsche, Bettina (2012): Subjektivationsprozesse in Domänen des Sagens und Zeigens. Butlers Theorie als Inspiration für qualitative Untersuchungen des Heranwachsens von Kindern und Jugendlichen. In: Ricken, Norbert/Balzer, Nicole (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: Springer VS, S. 181–206.

Geipel, Karen/Mecheril, Paul (2014): Postsouveräne Subjektivität als Bildungsziel? Skeptische Anmerkungen. In: Kleiner, Bettina/Rose, Nadine (Hrsg.): (Re-)Produktion von Ungleichheiten im Schulalltag. Judith Butlers Konzept der Subjektivierung in der erziehungswissenschaftlichen Forschung. Opladen: Barbara Budrich, S. 35–54.

Haritaworn, Jin (2007): (No) Fucking Difference? Eine Kritik an ‚Heteronormativität' am Beispiel von Thailändischsein. In: Hartmann, J. et al. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 269–289.

Hartmann, Jutta (2015): Transformatorische Denkbewegungen – Weiterentwicklung von Sozialisationstheorien im Anschluss an Judith Butlers diskurstheoretisches Verständnis von Geschlecht. In: Dausien, Bettina/Thon, Christine/Walgenbach, Katharina (Hrsg.): Geschlecht—Sozialisation—Transformationen. Opladen: Barbara Budrich, S. 53–76.

Herschelmann, Michael (2009): Jungen und deutscher (Gangsta)Rap—Sinnrealisation in (stereotypen) Bedeutungen. In: Pech, Detlef (Hrsg.): Jungen und Jungenarbeit – eine Bestandsaufnahme des Forschungs- und Diskussionsstandes. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 171–187.

Jäckle, Monika et al. (2016): Doing Gender Discourse. Subjektivation von Mädchen und Jungen in der Schule. Wiesbaden: Springer VS.

Kible, Brigitte (1998): Subjekt I. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 10: St—T. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 373–383.
Kleiner, Bettina (2015): subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher. Opladen: Barbara Budrich.
Koller, Hans-Christoph (2018): Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. 2., aktualisierte Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.
Krabel, Jens/Stuve, Olaf (2000): Der Begriff der männlichen Identität in der Männerforschung. Ansätze einer nicht-identitären Jungenarbeit. In: Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Praxis 22, S. 52–68.
Mecheril, Paul/van der Haagen-Wulff, Monica (2016): Bedroht, angstvoll, wütend. Affektlogik der Migrationsgesellschaft. In: Castro Varela, María do Mar/Mecheril, Paul (Hrsg.): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: transcript, S. 119–143.
Michalek, Ruth/Fuhr, Thomas (2008): Hegemonialität und Akzeptanz von Abweichungen in Jungengruppen. Empirische Studien zum Umgang mit Opposition. In: Prengel, Annedore/Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Kinder und ihr Geschlecht. 4. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Barbara Budrich, S. 121–133.
Rendtorff, Barbara (2020): Wo hat Geschlecht seinen Ort? im Kopf? im Leib? oder stößt es uns von außen zu? In: Forster, Edgar et al. (Hrsg.): Geschlecht-er denken. Theoretische Erkundungen. Opladen: Barbara Budrich, S. 151–189.
Rendtorff, Barbara/Riegraf, Birgit/Mahs, Claudia (2019): Struktur und Dynamik – Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis. Wiesbaden: Springer VS.
Ricken, Norbert (1999): Subjektivität und Kontingenz. Pädagogische Anmerkungen zum Diskurs menschlicher Selbstbeschreibungen. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik 75, 2, S. 208–237.
Ricken, Norbert (2013a): Anerkennung als Adressierung. Über die Bedeutung von Anerkennung für Subjektivationsprozesse. In: Alkemeyer, Thomas/Budde, Gunilla/Freist, Dagmar (Hrsg.): Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung. Bielefeld: transcript, S. 69–99.
Ricken, Norbert (2013b): Zur Logik der Subjektivierung. Überlegungen an den Rändern eines Konzeptes. In: Gelhard, Andreas/Alkemeyer, Thomas/Ricken, Norbert (Hrsg.): Techniken der Subjektivierung. München: Wilhelm Fink, S. 29–47.
Ricken, Norbert (2019): Bildung und Subjektivierung. Bemerkungen zum Verhältnis zweier Theorieperspektiven. In: Ricken, Norbert/Casale, Rita/Thompson, Christiane (Hrsg.): Subjektivierung: Erziehungswissenschaftliche Theorieperspektiven. Weinheim: Beltz Juventa, S. 95–118.
Rieger-Ladich, Markus (2020): Subjektivierungspraktiken analysieren und Übergänge erforschen. Grundlagentheoretische Überlegungen. In: Walther, Andreas et al. (Hrsg.): Reflexive Übergangsforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Herausforderungen. Opladen: Barbara Budrich, S. 207–230.
Rieske, Thomas Viola (2020): Kann Jungenarbeit queer sein? Überlegungen zu einer heteronormativitätskritischen Pädagogik mit Jungen. In: Sozial extra 44, 6. https://doi.org/10.1007/s12054-020-00339-7.

Rieske, Thomas Viola (2011): Bildung von Geschlecht. Zur Diskussion um Jungenbenachteiligung und Feminisierung in deutschen Bildungsinstitutionen. Frankfurt/Main: GEW. https://www.gew.de/index.php?eID=dumpFile&t=f&f=25095&token=bdd1ede5c7704ccf26bb9750341994f828dba35d&sdownload=&n=Bro_Bildung_von_Geschlecht_web.pdf.
Rieske, Thomas Viola (2020): Privilegierung und Beschämung im Bildungsaufstieg – Didier Eribons Hontoanalyse aus Perspektive einer intersektionalen Jungen- und Männlichkeitsforschung. In: Kalmbach, Karolin/Kleinau, Elke/Völker, Susanne (Hrsg.): Eribon revisited – Perspektiven der Gender und Queer Studies. Wiesbaden: Springer VS, S. 159–174.
Saar, Martin (2013): Analytik der Subjektivierung. Umrisse eines Theorieprogramms. In: Gelhard, Andreas/Alkemeyer, Thomas/Ricken, Norbert (Hrsg.): Techniken der Subjektivierung. München: Wilhelm Fink, S. 17–27.

Who cares? Vergeschlechtlichende Subjektivierungen in antizipatorischen diskursiven Praktiken

Karen Geipel

1 Einführung

Zeitlichkeit stellt ein bedeutsames Moment in der erziehungswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Bildung als Konstitution und Transformation von Selbst-, Anderen- und Weltverhältnissen (vgl. Koller 2012) dar. In der qualitativen Bildungsforschung wird der Blick bislang vor allem auf das *Gewordensein* von Subjekten gerichtet. Mittels der Biographieforschung als Forschungszugang wird primär das erzählte Leben in retrospektiven Darstellungen untersucht und dementsprechend die Zeitebene der Vergangenheit fokussiert (vgl. Rosenthal 2014: 512). Diese Forschungsperspektive hat sich ebenfalls in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung zur Analyse von Geschlechtsidentitäten im Modus des Gewordenseins etabliert (vgl. etwa Dausien 1996; Thon 2008). Auch in der *erziehungswissenschaftlichen Diskurs- und Subjektivierungsforschung* (vgl. Fegter et al. 2015a; Ricken/Casale/Thompson 2019), in der Bildung als Subjektivierungsgeschehen in den Blick genommen wird, spielt Zeitlichkeit eine Rolle, wie etwa in der empirischen Analyse von Vergeschlechtlichungen in vergangenen, erzählten sowie aktuellen Anrufungen in der Interviewsituation (vgl. Kleiner 2015). Entwürfe von Zukunft werden hingegen vor allem im Rahmen von Studien zu Berufswahlen und Lebensplanungen in der Geschlechterforschung untersucht (vgl. etwa Geissler/Oechsle 1996; Oechsle et al. 2009; Allmendinger 2009; Schwiter 2011; Micus-Loos/Plößer 2015). In subjektivierungstheoretischer Perspektive werden Berufs- und Lebensentwürfe mit dem Fokus auf Geschlechternormen zum Gegenstand empirischer Forschung (vgl. Micus-Loos et al. 2016; Geipel 2021/i.E.).

Ausgehend von diesen Arbeiten wird *Zukunft als zeitliche Dimension* in Prozessen der Subjektbildung in den folgenden Ausführungen in den Fokus gerückt. Genauer besteht das Anliegen dieses Beitrags darin, systematisch darüber nachzudenken, wie sich ein Sprechen, das auf die Zukunft ausgerichtet ist, als Praktik der vergeschlechtlichenden Subjektivierung theoretisch und methodologisch fassen sowie empirisch untersuchen lässt. Damit stellen sich die Fragen: Was wird wie im Hinblick auf die Zukunft gesagt bzw. nicht gesagt? Wie wird in diesem Sprechen Geschlecht geordnet? Welche Bedeutung hat das (Un-)Gesagte in zukunftsbezogenen Äußerungen für die Frage danach,

was jemand sein bzw. werden kann? Der Beitrag schließt mit diesem Zugang an Entwicklungen in der Diskursforschung an, in der zunehmend Äußerungen von Sprecher*innen als Materialsorte genutzt werden (vgl. Fegter et al. 2015b: 31ff.; Geipel 2019; Fegter et al. 2020).

Im Weiteren werden zunächst wesentliche diskurs- und subjektivierungstheoretische Prämissen im Anschluss an Arbeiten von Judith Butler skizziert, mittels derer sprachliche Äußerungen als performative Akte der Subjektbildung perspektiviert werden können (2.). Diese Überlegungen spitze ich dann hinsichtlich des Zukunftsmoments zu: Angeregt durch Ausführungen von Ingrid de Saint-Georges zu Anticipatory Discourse fasse ich prospektives Sprechen, in dem die Dimension des Zukünftigen deutlich wird, als antizipatorische diskursive Praktik (3.). Anschließend werden anhand von Auszügen aus einer Gruppendiskussion mit Jugendlichen am Übergang Schule/Beruf empirische Befunde dazu aufgezeigt, wie sich vergeschlechtlichende Subjektivierungen im Sprechen über Zukunft vollziehen (4.). Anhand des Entwerfens einer künftigen Verbindung von Berufstätigkeit und Familie sowie des Vorwegnehmens einer primären Fürsorgeverantwortung stelle ich heraus, was in Bezug auf die Zukunft gesagt wird und was zwecks der Anerkennbarkeit als weibliches Subjekt nicht oder nur schwerlich gesagt werden kann. Mit Bezügen zu geschlechtertheoretischen Debatten um Care lässt sich sichtbar machen, in welcher Weise in diesem antizipierenden Sprechen Geschlechterordnungen hervorgebracht werden. Ausgehend von der Empirie denke ich im Anschluss (5.) vertiefend über den theoretischen Zusammenhang von Performativität und Antizipation nach und reflektiere damit die Spezifik zukunftsbezogenen Sprechens als diskursive Praktik der Produktion von Möglichkeiten eines zukünftigen Subjektwerdens. Im Resümee (6.) werden vor dem Hintergrund der empirischen Befunde zum einen der Zusammenhang von geschlechtlichen Normen und der zeitlichen Dimension des Sprechens kritisch in den Blick genommen sowie zum anderen Einsatzstellen für eine weitere erziehungswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Zukunftsbezügen als Bestandteil von Prozessen der Subjektbildung markiert.

2 Theoretische Prämissen zu vergeschlechtlichenden Subjektivierungen

Wie lässt sich nun ein Sprechen über Zukunft als Praktik der vergeschlechtlichenden Subjektbildung fassen? Zur Klärung dieser Frage werden im Folgenden wesentliche Denkfiguren einer diskurs- und subjektivierungstheoretischen Perspektive im Anschluss an Butler (2006, 2013) skizziert, mit denen sich zunächst sprachliche Äußerungen allgemein als performative Akte begreifen las-

sen. Grundlegend dafür ist ein spezifisches Verständnis von sozialer Wirklichkeit, die als durch Sprache erzeugt gilt. Damit ist zugleich die Annahme verbunden, dass der Mensch nicht immer bereits ein geschlechtliches Subjekt ‚ist' oder dieses ‚sein' kann, sondern fortlaufend als solches hervorgebracht wird und werden muss. Diskurse sowie die in sie eingelassenen Geschlechter-Normen bedingen als Kontexte des Denk- und Sagbaren den menschlichen Zugang zur Welt und damit das Werden und die soziale Existenz von Subjekten. Butler formuliert dazu: Diskurse „befinden darüber, was es heißt, ein achtbares, anerkennenswertes und erhaltenswertes Menschenleben zu sein" (2012: 122). Damit wird die heterosexuelle Matrix als regulierendes Prinzip der Geschlechtskonstitution markiert, das intelligible Subjektpositionen produziert (vgl. Butler 1991: 220). Normative Bedeutungen der geschlechtlichen Anerkennbarkeit sind vor diesem Hintergrund auf die Produktion und Existenz (nicht-)anerkennbarer Positionen angewiesen und gerade durch die Abgrenzung und den machtvollen Ausschluss definiert.

Für das Nachdenken darüber, wie sich zukunftsbezogenes Sprechen als diskursive, subjektbildende Praktik begreifen lässt, sind die performativitätstheoretischen Überlegungen in Butlers Arbeiten bedeutsam. Diese ermöglichen es, zunächst einmal situierte Sprechakte als Praktiken begreifbar zu machen, in denen soziale Wirklichkeit hervorgebracht und strukturiert wird. So können mit Bezug auf das Konzept der *Performativität* von Sprache Vollzüge des Sprechens über etwas als *ein* Bereich der diskursiven Produktion von Geschlecht verstanden werden (vgl. Butler 1997: 154f.). Äußerungen sind performativ, insofern sie Wirklichkeit im praktischen Vollzug produzieren. Jedoch erst indem Bedeutungen fortlaufend in Akten „des Zitierens oder mimetischen Nachahmens der Norm" (ebd.: 156) wiederholt bzw. iteriert werden, kann sich die „Kraft der performativen Äußerung" (Butler 2006: 231) entfalten. In diesem Sinne hält Butler auch mit Blick auf Subjektbildung fest: „diese Wiederholung ist das, was ein Subjekt ermöglicht und was die zeitliche Bedingtheit für das Subjekt konstituiert" (Butler 1997: 139). Und genau in dieser fortwährenden Wiederholung und dem Moment der Wiederholbarkeit lokalisiert Butler im Anschluss an Derrida ein Potenzial für *Resignifizierungen* (vgl. Butler 2006: 229) – d.h. für die Verschiebung und Transformation von normativen Bedingungen des Subjektseins in Wiederholungen, die „die bestehenden Formen der Legitimität herausfordern und damit die Möglichkeit zukünftiger Formen eröffnen" (ebd.: 230) können. Subjekt und Norm sind damit in dieser Perspektive relational konzeptualisiert; in performativen Anrufungen und Umwendungen vollziehen sich ihr zufolge Prozesse der Subjektkonstitution.

Zeitlichkeit ist insofern in dem hier eingebrachten Subjektverständnis bereits angelegt, als dieses *im Werden* konzeptualisiert wird (vgl. Jergus 2013: 203). Eine subjektivierungstheoretische Perspektive stellt damit auf die Prozessualität ab. Die Spezifik dieses Zugangs bringt Martin Saar folgendermaßen auf den Punkt:

> „Wer nach der Subjektivierung fragt, nach dem Subjekt-werden von Subjekten, will nicht wissen, wer oder was das Subjekt ist, sondern, *wie es geworden ist.* (…) Die Theorie der Subjektivierung ist also, mit anderen Worten, keine (klassische) Subjektphilosophie, sondern eine Perspektive, der es um das *(konkrete) Werden und Gewordensein* von (konkreten) Subjekten geht." (Saar 2013: 17; Herv. K.G.)

Wird in diesen Ausführungen die zeitliche Dimension von Subjektivierung als Vergangenheits- und Gegenwartsbezug angesprochen, so soll es im Weiteren darum gehen, den Blick auch auf die zeitliche Ebene des Zukünftigen zu richten.

3 Zukunftsbezogenes Sprechen als antizipatorische diskursive Praktik

Wie lässt sich aus dieser diskurs- und subjektivierungstheoretischen Perspektive nun ein Sprechen über Zukunft begreifen? Anregungen für ein Nachdenken über diese Frage bieten methodologische Überlegungen, die im englischsprachigen Bereich unter dem Begriff „Anticipatory Discourse" entstanden sind (vgl. Saint-Georges 2012; Scollon/Scollon 2000). Ingrid de Saint-Georges bestimmt die Analyse von antizipatorischen Diskursen folgendermaßen:

> „1. First, anticipatory discourse can be defined as the study of texts or utterances that are oriented toward future events, actions, or states. 2. Second, the study of anticipatory discourse is often concerned with discursive strategies which open or shut down particular lines of action at particular moments for particular individuals or social groups." (Saint-Georges 2012: 2)

Anticipatory discourse analysis wird laut de Saint-Georges durch die zentrale Annahme fundiert, dass Zukunft eine konstitutive Dimension des Sprechens, Schreibens und gesellschaftlichen Lebens darstellt: „futurity is an inevitable component of text, talk, and more largely of social life, because human action has an intrinsically forward-looking nature" (ebd.: 1). Das analytische Interesse von Forschenden ist entsprechend darauf gerichtet, „how individuals, texts, or utterances project representations of future events, states, or relations" (ebd.). Genauer kennzeichnet diesen Zugang „research on any forward-looking behaviors, such as intention, action, planning, negotiating, decision making, and so forth" (ebd.). Aus dieser Forschungsperspektive wird der Fokus dezidiert auf Texte oder Äußerungen gelegt, die auf zukünftige Ereignisse, Handlungen oder Zustände ausgerichtet sind. Entsprechend wird zum einen der Frage nachgegangen, wie mittels verschiedener Formen vorausschauenden Verhaltens Darstellungen von Zukünftigem erfolgen. Zum anderen geht es darum, welche Handlungsmöglichkeiten durch diskursive Strategien für bestimmte Menschen oder Gruppen eröffnet bzw. auch verschlossen werden.

In Verbindung mit der zuvor skizzierten diskurs- und subjektivierungstheoretischen Perspektive im Anschluss an Butler lässt sich ein Sprechen, das Dimensionen der Zukunft evoziert, auch als diskursive, performative Praxis der Subjektbildung begreifen. Das bedeutet dann, Zukunftsbezüge nicht als selbstverständliche, ‚natürliche' Grundkonstante menschlichen Seins, im Sinne einer „forward-looking nature" (ebd.) vorauszusetzten und damit nicht von einem bereits immer schon auf die Zukunft bezogenen Subjekt auszugehen. Zukunftsbezogenes Sprechen als performative Praxis zu begreifen bedeutet vielmehr, Zukunftsbezüge als spezifische Praxis der Bedeutungsproduktion zu verstehen und damit den Blick auf die Hervorbringung von Zukünften in situierten Vollzügen zu richten. Das heißt damit verbunden, diese als Praktiken zu fassen, in denen Prozesse der Subjektwerdung erfolgen. Die Überlegungen zu anticipatory discourse sensibilisieren in dem vorliegenden Beitrag insofern heuristisch für ein sprachliches Vorwegnehmen und Entwerfen von Zukünftigem. Im Folgenden wird anhand empirischen Materials aus einer Gruppendiskussion[1] aufgezeigt, *wie* sich zukunftsbezogenes Sprechen als antizipatorische diskursive Praktik vollzieht und *wie* Subjekte dadurch als solche entstehen. Im Zentrum steht dabei die Frage, wie sich in den Äußerungen Geschlechterkonstruktionen diskursiv ereignen und diese Praktiken folglich vergeschlechtlichend subjektivieren.

4 Who cares? – Vergeschlechtlichungen in der Vorwegnahme von Fürsorgeverantwortung

Vor dem Hintergrund dieser theoretischen Überlegungen zu sprachlichen Äußerungen, die auf die Zukunft gerichtet sind, steht nun im Weiteren zur Frage: Was wird wie im Hinblick auf die Zukunft gesagt? Wie wird in diesem antizipatorischen Sprechen Geschlecht geordnet? Und welche Bedeutung hat das (Un-)Gesagte über Geschlecht in zukunftsgerichteten Äußerungen für die Frage danach, was jemand sein bzw. werden kann? Anhand von Äußerungen aus einer Gruppendiskussion[2] stelle ich empirische Befunde dazu vor, wie Bedeutungen zukünftigen Lebens und anerkennbaren, geschlechtlichen Subjekt-werdens

1 Der Beitrag schließt damit an methodologische Entwicklungen an, Gruppendiskussionen diskurs- und subjektivierungstheoretisch zu perspektivieren, vgl. Geipel (2019); Fegter et al. (2019); Fegter/Geipel/Hontschik et al. (2020). Zur Spezifik dieser Perspektive auf Material aus Gruppendiskussionen auch im Vergleich zu Interviews vgl. Kleiner/Geipel (2021/i.E.).

2 Die Daten stammen aus dem Forschungsprojekt „AN[N]O 2015 – Aktuelle normative Orientierungen, Geschlechteridentitäten und Berufswahlentscheidungen junger Frauen", das von 2011 bis 2014 unter der Leitung von Prof. Dr. Melanie Plößer und Prof. Dr. Christiane

darin maßgeblich über ein Antizipieren der Verbindung von Berufstätigkeit und Fürsorgeverantwortung hervorgebracht werden (vgl. Geipel 2021/i.E.).

Antizipieren von Berufstätigkeit und Sorge um Andere in der Zukunft

Claudia: Dass man vor allen Dingen auch seinen Beruf halt, also seine Ausbildung erst mal abgeschlossen hat und en bisschen Geld verdient hat, bevor man dann sich um Familie kümmert, sag ich [mal] oder en Kind zulegt …
NZS: [Hmhm.]
Claudia: … weil [ich glaub …]
[((mehrere lachen))]
NZS: [(unv.) Ja.]
Claudia: [Weil ich hätte keine Lust,] glaub ich, oder es wäre dann ja noch anstrengender, wenn man WÄHREND man studiert oder so, oder ne Ausbildung macht, dann …
Dana: Ja, [das ist aber auch] mein Plan [zwei, drei …]
Claudia: [… schon en KIND …] [bekommt.]
Dana: … Jahre arbeiten und dann …
Claudia: Ja.
Dana: … und dann zwei, drei Jahren warten und dann …

Zukünftiges Leben wird in diesem Auszug über das Vorwegnehmen eines berufstätigen und fürsorgenden Selbst konstruiert („sich um Familie kümmert; ein Kind zulegt). Lohnarbeit und Familie werden in diesem Zusammenhang als selbstverständliche Sphären des kommenden Lebens antizipiert. Auf diese Weise wird der Entwurf, Berufstätigkeit und Familie zu vereinen, als normative Anforderung hervorgebracht („man vor allen Dingen seinen Beruf halt, seine Ausbildung), zu der sich die Sprechenden im Weiteren individualisierend ins Verhältnis setzen („ich hätte keine Lust“, „das ist auch mein Plan“). Indem eine Verbindung von Berufstätigkeit und Familie bzw. Mutterschaft als Ziel markiert wird, vollzieht sich das Sprechen im Modus des Planens: Hierbei werden die Äußerungen zu Berufstätigkeit und Familie/Mutterschaft in ein Ablaufmodell des zeitlichen Nacheinanders übersetzt. Dadurch wird nicht nur das antizipierte Werden in der Zukunft als bedingt hervorgebracht, sondern es werden zugleich Bedingungen dafür entworfen, künftig ein fürsorgendes und berufstätiges Subjekt sein zu können. Hiernach sollte erst eine angemessene Berufswahl und -ausbildung mit anschließender erster Berufstätigkeit erfolgen, um dann eine Familie zu gründen, Kinder zu bekommen („zwei, drei Jahre warten und dann …“). Diese Abfolge wird mithin als Möglichkeit konstruiert, einer übermäßig belastenden Situation vorzubeugen: Die Aussage „es wäre

Micus-Loos an der Fachhochschule Kiel durchgeführt wurde, vgl. Micus-Loos/Plößer/Geipel/Schmeck (2016). Gefördert wurde das Projekt aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und aus dem Europäischen Sozialfonds der Europäischen Union.

dann ja noch anstrengender …" nimmt eine verstärkte Belastung durch die Gleichzeitigkeit von Berufsausbildung und Familie bzw. Kindern als wahrscheinlich vorweg. Dies impliziert zugleich, dass das Kümmern um die Familie bzw. ein Kind als etwas antizipiert wird, das mit Sicherheit die eigenen Kräfte beanspruchen wird.

Diese Figur des Antizipierens von Beruf und Fürsorge trifft Befunde, die Geissler/Oechsle (1994, 1996) bereits in den 1990er Jahren in Analysen zur Modernisierung weiblicher Subjektivität herausgestellt haben. In ihrer Studie zu „Lebensplanung junger Frauen" (1996) bilanzieren sie die Abkehr von einem traditionell „familienzentrierten Lebenslauf, in dem die Verantwortung für den Lebensunterhalt mit der Eheschließung an den Mann übergeht" (1994: 148). Sie halten fest: „Als neue Norm sind sie mit der Anforderung konfrontiert, perspektivisch auf beide Lebensbereiche zu blicken und sie in einer doppelten Lebensführung zu vereinbaren" (ebd.). Diskurs- und subjektivierungsanalytisch reformuliert, lässt sich das Antizipieren von Berufstätigkeit und vor allem einer zukünftigen Sorge um andere, im Anschluss an diese geschlechtertheoretischen Überlegungen, als eine diskursive Operationsweise beschreiben, die normative Bedeutungen weiblichen Subjektwerdens hervorbringt. Denn wenn „Weiblichkeit (…) nicht das Ergebnis einer Wahl, sondern das zwangsweise Zitieren einer Norm [ist]" (Butler 1997: 318), dann kann auch das planende Vorwegnehmen einer zukünftigen Berufs- und Sorgetätigkeit als ein solches subjektivierendes Zitieren der „doppelten Vergesellschaftung" (Becker-Schmidt 2008) gelesen werden, die gleichsam in diesem Sprechen als Norm des intelligiblen weiblichen Subjekt-Werdens re-produziert wird (vgl. Thiessen/Villa 2009: 10).

Diese Befunde lassen sich an Überlegungen von Catherine Rottenberg (2017) anschließen, die eine zunehmende Betonung von Zukunft und zukünftiger Erträge als neue Technologie des Selbst im Zusammenhang der besonderen Zeitlichkeit neoliberaler Rationalität thematisiert. Sie weist darauf hin, dass diese spezifische Zeitlichkeit bislang nur wenig Aufmerksamkeit in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen gefunden hat:

> „While many political and cultural theorists have convincingly illustrated how neoliberal rationality is producing subjects as entrepreneurial actors who are calculating and self-regulating (…), much less attention has been paid to the *particular temporality of neoliberal rationality* and how an avowed emphasis on *futurity or future returns* may increasingly be serving as a new modality of what Michel Foucault (1988) has famously called 'technologies of the self'." (Rottenberg 2017: 388f.; Herv. K.G.)

Rottenberg stellt dabei heraus, wie die einer neoliberalen Rationalität folgenden verstärkten Zukunftsbezüge geschlechtliche Subjekte erzeugen, indem die Balance von Familie und Beruf als Weiblichkeitsnorm zu einer individuell zu lösenden Planungsanforderung werde: „women are responsible for crafting their own personal and felicitous equilibrium between career and family" (ebd.: 335). Angesichts dessen kommt sie zu dem Schluss: „The only way

women can do this is by sequencing and planning well for their future“ (Rottenberg 2017). Demgegenüber gelte für die Konstitution als männliches Subjekt: „the operation of futurity is (…) rendered less perceptible in the address to men“ (ebd.: 339).

Wie diese Sorge um andere als Primärverantwortung antizipiert wird, macht die folgende Sequenz deutlich. Darin wird das Kümmern um die Familie/das Kind nicht mehr nur als eigener Wunsch oder „Plan“, sondern zugleich und vor allem als Notwendigkeit konstruiert: Vorweggenommen wird ein Szenario möglicher Adressierungen von Partnern innerhalb heterosexueller Beziehungen.

Antizipieren einer primären Fürsorgeverantwortung

Claudia:	Die können dann sagen, ja, hm …
	((mehrere lachen))
Anne:	[Ist ja nicht mein Problem.]
	[((mehrere lachen))]
Anne:	[Mach mal.]
	[((mehrere lachen))]
Claudia:	[Kümmer dich mal.]
Dana:	Sist dein Bier.
Anne:	Dein Kind.
Bettina:	((lacht)) Ja.

In den Äußerungen wird die Möglichkeit konstruiert, in der Zukunft von männlichen Partnern (um die es in den vorangehenden, hier nicht abgebildeten, Sequenzen geht) als Fürsorgeverantwortliche adressiert und positioniert zu werden, und zwar insofern, als ihnen das Sorgetragen für Kinder selbstverständlich zugeschrieben wird. Innerhalb des Szenarios werden die Spielräume des Sagen-Könnens in der Zukunft als ungleich im Hinblick auf Geschlecht antizipiert („Die können dann sagen …“). Die männliche Position wird in zitierender Weise damit verknüpft, über die Freiheit zu verfügen, sowohl Verantwortung für die Sorge um das Kind zurückweisen zu können („Ist ja nicht mein Problem“), als auch die Zuständigkeit legitimerweise delegieren und zuschreiben zu können („Kümmer dich mal“, „Sist dein Bier“, „Dein Kind“). Dies erzeugt im Umkehrschluss einen Entwurf von Zukunft, wonach diese Möglichkeit von weiblich positionierten Subjekten potenziell nicht beansprucht werden kann und diese als nicht in gleicher Weise dazu berechtigt konstruiert werden. Im Ergebnis zeigt sich: Indem *nicht* über Männer als selbstverständlich Fürsorgende in der Zukunft gesprochen wird, sondern sorgende Männlichkeiten vielmehr eine Leerstelle im Diskurs bilden (vgl. Geipel 2021/i.E.; Micus-Loos et al. 2016: 121ff.), wird erwachsene Weiblichkeit in der Antizipation über die

Verknüpfung mit primärer und unhinterfragbarer Fürsorgeverantwortung[3] hervorgebracht. Das verantwortlich-Sein wird auf diese Weise in seiner Nichthinterfragbarkeit erzeugt.

Bindet man diese Überlegungen an geschlechtertheoretische Debatten um Care und den „gender care gap“ (vgl. Sachverständigenkommission zum Zweiten Gleichstellungsbericht 2017: 38f.), wird deutlich, dass und wie die antizipierte Fürsorgeverantwortung aus der gegenwärtigen Situation entworfen wird. Denn Sorgearbeit ist gegenwärtig geschlechtlich stark segregiert, d.h. große Teile von Hausarbeit und Kinderbetreuung werden nach wie vor weitgehend von Frauen unbezahlt übernommen (vgl. Winker 2015). In der Vorwegnahme solcher Adressierungsszenarien und damit antizipierten Subjektpositionen werden Geschlechterverhältnisse der Gegenwart wiederholt und in die Zukunft projiziert. Zitiert wird eine gegenwärtige, heteronormative und zweigeschlechtliche sowie im Hinblick auf Sorgearbeit asymmetrische Geschlechterordnung, die zugleich in diesem Sprechen über Zukunft erneut ins Leben gerufen wird. Die Befunde zeigen entsprechend, wie die Norm der doppelten Vergesellschaftung und des „gender care gap“ nicht allein in der konkreten Situation einer unmittelbaren Sorge um Andere, d.h. nicht erst in einer tatsächlichen Fürsorgebeziehung und dem Organisieren des Familienlebens produktiv wird, sondern bereits im Zukunftsentwurf: in der Konstruktion einer spezifischen Zukunft und damit antizipierten Subjektpositionen. Und „diese Zitierung der geschlechtlichen Norm“ (Butler 1997: 319) setzt vergeschlechtlichende Subjektivierungsprozesse in Gang. Denn das Entwerfen als zukünftig Fürsorgeverantwortliche bringt die Sprechenden gegenwärtig als weibliche Subjekte hervor; d.h. es lässt sie als die Zukunft planende, Fürsorgeverantwortung vorwegnehmende Mädchen/bald-Frauen anerkennbar werden, worüber sie gewissermaßen ihren Platz innerhalb der sozialen Ordnung erhalten.

Im Ergebnis zeigt sich dabei zudem, wie die antizipierte Fürsorgeverantwortung als eine Referenz in der Konstruktion einer normativen Weise fungiert, wie gegenwärtig auf die Zukunft Bezug zu nehmen ist; nämlich planend, vorausschauend und nicht planlos, auf-sich-zukommen-lassend. Denn der Zusammenhang, der in den Äußerungen konstruiert wird, ist der: Um in der Zukunft ein entsprechendes geschlechtliches Subjekt sein zu können, welches die primäre Fürsorgeverantwortung übernehmen und diese mit Berufstätigkeit vereinen kann, bedarf es – wie auch an der ersten Sequenz deutlich wird – bereits *gegenwärtig* einer zeitlichen Vorwegnahme und Planung des zukünftigen Lebens,[4] d.h. auch der Care-Arbeit (vgl. Geipel 2021/i.E.). Diese Planung

3 Interessanterweise finden sich in den Gruppendiskussionen kaum Momente des Widerständigen zum Lebensentwurf der Fürsorge, vgl. Micus-Loos et al. (2016). Vielmehr erweisen sich das Antizipieren von Fürsorgeverantwortung und die planende Bezugnahme auf ebenjene in der Zukunft in dem untersuchten zukunftsbezogenen Sprechen als ein wesentlicher Modus des Werdens zum weiblichen Subjekt, vgl. Geipel (2021/i.E.).

4 Aus der zuvor eingeführten diskurs- und subjektivierungstheoretischen Perspektive (2.) sind die in der Gruppendiskussion produzierten Zukunftsentwürfe als mithervorgebracht durch

kann als eine Antwort gelesen werden, die im Umgang mit der antizipierten normativen Anforderung konstruiert wird, Beruf und Familie bzw. primäre Fürsorgeverantwortung zukünftig zu vereinen. Produziert werden auf diese Weise nicht allein vergeschlechtlichte Zukünfte, sondern damit verbunden auch geschlechterdifferente, ungleiche Anforderungen und Möglichkeiten im Hinblick auf das gegenwärtige Vorwegnehmen von Zukunft. So wird das Antizipieren von Fürsorgeverantwortung als vergeschlechtlichende, ungleichheitsbedingende Dimension im Prozess des gegenwärtigen Werdens zum Subjekt produktiv.

An dieser Stelle bieten sich Anschlüsse an öffentlich mediale Debatten an, die seit jüngster Zeit unter dem Begriff des *Mental Load* geführt werden. Angestoßen durch den feministischen Comic „You should've asked" (Emma 2018), wird dieser Begriff zunehmend genutzt, um das Phänomen einer unsichtbaren Belastung durch ein permanentes Daran-Denken und Planen im Zuge der Organisation von Familienalltag und Haushaltstätigkeiten zu beschreiben. Genauer wird damit auf eine geschlechterungleiche Verteilung von Aufgaben und Verantwortung in diesem Zusammenhang hingewiesen – auf die Belastung von (meistens) Frauen bzw. Müttern durch das „Managen" der Fürsorgearbeit und das „helfende" zur Seite stehen von (vor allem) Männern in heterosexuellen Familienkonstellationen (vgl. ebd.: 8f.; Cammarata 2020). So lässt sich auch bereits das gegenwärtige, planende Vorwegnehmen einer zukünftigen Vereinbarung von Familie und Beruf, unter der Bedingung einer antizipierten primären Fürsorgeverantwortung, als diskursive Konstruktion eines solchen Mental Load beschreiben, die intelligible weibliche Subjektivität hervorbringt. Mental Load wird also nicht allein im Sinne einer Last durch das Managen eines tatsächlichen Familienalltags verstanden. Ausweitend kann zu dieser Denkarbeit auch ein gegenwärtiges Vorwegnehmen von Care-Arbeit in der Zukunft, das Planen und Bestimmen von zu erfüllenden Schritten auf dem Weg, sowie das ‚Durchspielen' möglicher Adressierungsszenarien als Fürsorgeverantwortliche gezählt werden.

Auf die Frage „Who cares?", mit der dieser Beitrag überschrieben ist, lässt sich angesichts der empirischen Befunde antworten: In Vollzügen des gegenwärtigen Antizipierens einer künftigen Verbindung von Berufstätigkeit und primärer Fürsorgeverantwortung im Modus des Planens werden Geschlechterordnungen wiederholend hervorgebracht, die subjektivieren.

die Forschungspraxis zu reflektieren. Das bedeutet etwa, den Eingangsimpuls in der Gruppendiskussion, mit dem die Teilnehmenden dazu aufgefordert wurden, über die Zukunft nachzudenken, subjektivierungstheoretisch als Anrufung zu begreifen (vgl. Geipel 2019). Aus diskursanalytischer Perspektive ist dann jedoch vielmehr die Frage danach interessant, *wie* dieser Impuls im Sprechen aufgegriffen und in welcher Art und Weise im Äußerungsgeschehen daran angeschlossen wird. Für eine ausführlichere Reflexion des forschungspraktischen Vorgehens im Rahmen der Studie vgl. Geipel (2021/i.E.).

5 Performativität und Antizipation – Zum Werden im Modus des Zukünftigen

Die zuvor angestellten Überlegungen zu Praktiken, die die zeitliche Dimension der Zukunft evozieren, regen dazu an, sie auf Butlers Theorie zur Performativität zurückzuführen und diese hinsichtlich des Zukunftsmoments zu präzisieren und zu erweitern. Ausgehend von der Empirie (vgl. 4.) sowie den zuvor skizzierten Prämissen zu ‚anticipatory discourse' (vgl. 3.), geht es daher hier darum, vertiefend über den Zusammenhang von Performativität und Antizipation nachzudenken und zu reflektieren, wie sich das herausgestellte Sprechen über Zukunft als ein spezifischer Modus der Subjektivierung begreifen lässt. In der Annahme Butlers, dass performative Sprechakte ihre Wirkung aus einer Wiederholbarkeit von Zeichen und einer Kette von Wiederholungen erlangen (vgl. 2.), ist ein zukünftiges Moment insofern bereits angelegt, als diese Wiederholungen immer über den einzelnen Akt hinausweisen und die Möglichkeit beinhalten, „Kontexte zu inaugurieren, die erst noch wirklich werden müssen" (Butler 2006: 236).

Für ein Nachdenken über das Werden als/zum Subjekt ist nun am Sprechen über Zukunft interessant, dass und wie dieses als diskursive Praktik explizit Zukünftiges hervorbringt. Die Vollzüge des Sprechens in situ entfalten in gewisser Weise eine *doppelte Performativität*: So sind die sprachlichen Äußerungen auf eine noch kommende Zeit gerichtet, die in der Situation des Sprechens noch nicht ist; das heißt, der Entwurf (un-)möglicher Zukünfte des Selbst, Anderer und der Welt erfolgt, ohne jedoch zeitlich bereits Gegenwart zu sein. Mit anderen Worten sind sie genau auf eine Zeit gerichtet, die erst noch wirklich werden muss. Jene Zeit wird in dieser Form des Sprechens gewissermaßen vor-gedacht und -geschrieben. Zukunftsbezogenes Sprechen lässt sich insofern als performativ begreifen, als es „sprachliche Gelegenheit[en] des Individuums" (Butler 2013: 15) in der Zukunft erzeugt. Wie anhand der Materialauszüge aus der Gruppendiskussion verdeutlicht, werden im Hier und Jetzt Vorstellungen eines zukünftigen Lebens hervorgebracht, indem auf ein zukünftiges Selbst Bezug genommen wird. Das bedeutet, dass in Vollzügen der Antizipation ein spezifisches Wissen über Zukunft und Möglichkeiten eines zukünftigen Subjekt-Werdens konstruiert werden. Damit werden Räume des Denk- und Sagbaren produziert und abgesteckt, die die soziale Existenz als Subjekt im Werden bedingen können, indem sie Handlungsspielräume eröffnen oder auch begrenzen (vgl. Geipel 2021/i.E.). Gedacht werden können diese Entwürfe daher auch als Kartographierungen und Präformierungen von Kontexten eines (un-)möglichen Werdens in der Zukunft. Diese Hervorbringung von Zukünftigem in Praktiken, die explizit die Zukunft evozieren, ist insofern als eine spezifische Dimension von Performativität zu begreifen.

Das antizipatorische Sprechen lässt sich jedoch nicht nur als performativ im Hinblick auf die Produktion von Möglichkeiten eines zukünftigen Seins und Tuns denken. Mit Blick auf die *zweite Zeitebene* ist das Bezugnehmen auf die Zukunft, das Antizipieren eines zukünftigen Selbst und das damit verbundene Zitieren geschlechtlicher Normen (hier im Vorwegnehmen von Care-Arbeit) als eine Praktik der vergeschlechtlichenden Subjektivierung zu lesen, die die Sprechenden gegenwärtig als spezifischen „jemand" (Butler 1997: 319) anerkennbar bzw. „lebensfähig" (ebd.) werden lässt – hier in der Performanz als die Zukunft in spezifischer Weise planende Mädchen in den Vollzügen des Sprechens im Kontext der Gruppendiskussion. Das heißt, das Antizipieren einer spezifischen Zukunft stellt eine Praktik des gegenwärtigen Werdens dar; mit anderen Worten ließe sich also von einem Werden im Modus des Zukünftigen sprechen. Vor dem Hintergrund der Empirie kann das planende Vorweg-Sein und Ausrichten von gegenwärtigen Schritten am Zukunftsentwurf als performatives ‚Einüben in' oder ‚Vorsorgen für' antizipierte Subjektpositionen gelesen werden. Denn wie in dem Datenauszug deutlich wurde, wird das zukünftige Werden als *bedingt* konstruiert. Dieser Entwurf zukünftigen Lebens (zukünftig Familie und Beruf vereinbaren zu können unter der Bedingung einer vorweggenommenen primären Fürsorgeverantwortung) erfordert – wie auch in Bezügen zu Debatten um Mental Load angeklungen ist und von Rottenberg im Hinblick auf neoliberale Verhältnisse konstatiert wird –, Care-Arbeit gegenwärtig zu planen, um diese ausfüllen zu können. Mit dieser Art und Weise des planenden Zukunftsbezugs werden gewissermaßen Bedingungen dafür geschaffen, aktuelle Normen des Seins in der Zukunft erfüllen zu können. Und damit ließe sich sagen: Das Sprechen über Zukunft ermöglicht praktisch eine spezifische Zukunft – durch die Planung, wie eben diese erreicht werden kann.

Für die Subjektivierungsforschung und die Prämisse der Prozesshaftigkeit des Subjekt-Werdens (vgl. 2.) lassen sich aus der Empirie insofern Schlüsse dahingehend ziehen, die zeitliche Dimension der Zukunft – im Sinne eines Werdens im Entwurf und der Antizipation eines zukünftigen Selbst – auf theoretisch-methodologischer sowie empirischer Ebene systematisch mit aufzunehmen. Diese Überlegungen lassen sich zudem stärker mit dem Begriff der *Sorge* im Kontext bildungsphilosophischer Debatten zusammendenken, in dem ein prospektives Moment angelegt ist. Denn diese bieten Inspirationen dafür, das Vorwegnehmen eines zukünftigen Selbst in Zukunftsentwürfen – subjektivierungstheoretisch reformuliert – als diskursive Praktik einer zeitlichen Sorge (um sich und andere) zu fassen, die sich mit Konstruktionen von Geschlecht verschränkt (vgl. Geipel 2021/i.E.).

6 Resümee

Ziel dieses Beitrags war es, zukunftsbezogenes Sprechen als eine subjektivierende, vergeschlechtlichende Praktik theoretisch und empirisch ins Blickfeld zu rücken. Mit einem Fokus auf Zukunftsentwürfe wurde eine zeitliche Dimension in den Blick genommen, die in der Bildungs- und Subjektivierungsforschung mit einer Aufmerksamkeit auf das Gewordensein von Subjekten bislang wenig systematisch berücksichtigt ist. Dazu habe ich zunächst zentrale diskurs- und subjektivierungstheoretische Prämissen im Anschluss an Judith Butler umrissen, um situiertes Sprechen als diskursive, subjektbildende Praktik zu perspektivieren und dann zu präzisieren, wie sich zukunftsbezogenes Sprechen als antizipatorische diskursive Praktik fassen lässt. Damit wurde ein zeitliches Bezugnehmen auf Zukunft nicht als „forward-looking nature" (Saint-Georges 2012: 1) vorausgesetzt, sondern empirisch untersucht, wie Äußerungen mögliche Zukünfte performativ hervorbringen und vergeschlechtlichend subjektivieren. Eine Frage war: Was wird im Hinblick auf die Zukunft gesagt bzw. nicht gesagt; wie werden in diesem zukunftsbezogenen Sprechen Möglichkeiten des geschlechtlichen Werdens produziert?

Im Ergebnis zeigt sich die Konstruktion eines zukünftigen Selbst in der planenden Vorwegnahme einer Verbindung von Berufstätigkeit und primärer Fürsorgeverantwortung. Damit wird ein zentraler Modus der vergeschlechtlichenden Subjektivierung als weibliches Subjekt in Zukunftsbezügen herausgestellt, den ich anhand exemplarischer Sequenzen aus einer Gruppendiskussion entwickelt habe (vgl. 4.). Mittels einer geschlechtertheoretischen Perspektivierung konnte sichtbar werden, wie in diesen zukunftsbezogenen Äußerungen über eine antizipierte Fürsorge gegenwärtige Geschlechterordnungen wiederholend hervorgebracht werden. Bereits gegenwärtig eine Fürsorgeverantwortung in der Zukunft vorwegzunehmen, wird dabei *nicht* als etwas konstruiert, das alle in gleicher Intensität tun und zu dem alle gleichermaßen aufgefordert sind, sondern vielmehr als ungleich verteilt (vgl. Geipel 2021/i.E.; Micus-Loos et al. 2016). Rottenberg (2017) zufolge adressiere die neoliberale Anrufung, die eigene Zukunft in Form einer zukünftigen Balance von Berufstätigkeit und Familie zu planen, in besonderer Weise weibliche Subjekte. Ausgehend von der Empirie konnte gezeigt werden, wie in diesem Sprechen, das Zukünftiges evoziert, Bedeutungen eines (un-)möglichen Werdens in der Zukunft hervorgebracht werden; und wie diese Vollzüge der Antizipation eines spezifischen zukünftigen Selbst als subjektivierende Praktik zugleich gegenwärtig in situ Anerkennung stiftet.

Konstitutiv für das performativitätstheoretische Denken Butlers ist, wie zuvor herausgestellt, dass Diskurse und Normen im Zuge der Wiederholung auch *verschoben* werden können. Das bedeutet in Bezug auf das Zukunftsmoment, dass diese Perspektive einen Blick auf Dynamisierungen von gesellschaftli-

chen (Geschlechter-)Normen und möglichen Subjektpositionen in Bezugnahmen auf Zukunft bietet, insofern Subjektnormen, die gegenwärtig festlegen, „was eine anerkennbare Form des Seins ist und was nicht“ (Butler 2007: 33), in dem Prozess der Hervorbringung von Zukünftigem prinzipiell transformiert werden können. Da sich Entwürfe eines zukünftigen Selbst, Anderer und der Welt auf eine Zeit beziehen, die noch nicht ist, bergen diese in besonderer Weise die Möglichkeit für Veränderungen von Bedingungen des Subjektwerdens. Im Ergebnis des untersuchten und hier exemplarisch präsentierten Sprechens über Zukunft zeigt sich jedoch eine starke Persistenz gegenwärtiger Geschlechternormen (vgl. Geipel 2021/i.E.; Micus-Loos et al. 2016). Die Entwürfe von Zukunft lassen sich gewissermaßen als Verlängerungen der Gegenwart lesen, insofern diese vor allem gegenwarts- und geschlechternormenbezogen ausfallen und weniger von utopischen Momenten getragen sind. Pointiert formuliert: Gegenwärtige ungleiche Geschlechterverhältnisse werden kaum dynamisiert, sondern vielmehr kontinuiert und in diesen Zukunftskonstruktionen eher stabilisiert.[5]

Fragen danach, wie wiederum *andere* Zukünfte, etwa im Sinne eines geschlechter- und generationengerechten Zusammenlebens, aussehen können, werden derzeit von verschiedenen Seiten in politischen und öffentlichen Auseinandersetzungen adressiert: So wird etwa von „Fridays for Future“ mit Bezug auf die „Klimakrise [als] reale Bedrohung für die menschliche Zivilisation“[6] das zukünftige Werden der Welt thematisiert. Unter dem Stichwort „feminist futures“ erfährt Zukunft in feministischen Bewegungen[7] sowie der Geschlechterforschung[8] zunehmende Aufmerksamkeit. Und im „Futurium – Haus der Zukünfte“, das 2019 als bundesweit erstes Zukunftsmuseum eröffnet hat, steht die Frage „Wie wollen wir leben?“[9] im Mittelpunkt. Für die erziehungswissenschaftliche Forschung bieten diese Fragen einen Einsatzpunkt dahingehend, Zukunftsbezüge als mögliche Räume der Kritik und Transformation von Selbst-, Anderen- und Weltverhältnissen aus subjektivierungstheoretischer Perspektive in den Fokus zu rücken und damit systematisch die zeitliche Dimension der Zukunft als Bestandteil von Prozessen der Subjektbildung zu untersuchen, die sich mit Differenzordnungen und sozialer Ungleichheit verbinden.

5 Diese Persistenz zeigte sich in den empirischen Analysen etwa auch daran, wie an differenzierende Positionierungen in der Gruppendiskussion angeschlossen wird. So werden von aktuellen Geschlechternormen ‚abweichende‘ Entwürfe in anschließenden Äußerungen kaum aufgegriffen und elaboriert, sondern vor allem normalisiert (vgl. Geipel 2021/i.E.).

6 Vgl. https://fridaysforfuture.de [Zugriff: 25.10.2020].

7 Vgl. „Feminist Futures Festival“ 2019 in Essen, http://www.feministfutures.de [Zugriff: 25.10.2020].

8 Vgl. Konferenz zu „Archiving Feminist Futures – Temporality and Gender in Cultural Analysis“ 2018 an der Humboldt-Universität zu Berlin [Zugriff: 25.10.2020]; https://www.euroethno.hu-berlin.de/de/veranstaltungen/2018/future_archives.

9 Vgl. https://futurium.de [Zugriff: 25.10.2020].

Literatur

Allmendinger, Jutta (2009): Frauen auf dem Sprung. Wie junge Frauen heute leben wollen. München: Pantheon.

Becker-Schmidt, Regina (2008): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 65–74.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2006): Hass spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2007): Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2012): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Butler, Judith (2013): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Cammarata, Patricia (2020): Raus aus der Mental Load-Falle. Wie gerechte Arbeitsteilung in der Familie gelingt. Weinheim: Beltz.

Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten, Bd. 1. Bremen: Donat.

Emma (2018): The mental load. A feminist comic. New York/Oakland/London: Seven Stories Press.

Fegter, Susann/Geipel, Karen/Hontschik, Anna/Kleiner, Bettina/Rothe, Daniela/Sabla, Kim-Patrick/Saborowski, Maxine (2020): Äußerungen von Sprecher*innen in einer Gruppendiskussion. Überlegungen und Analysen aus unterschiedlichen diskurs- und subjektivierungstheoretischen Perspektiven. In: van Ackeren, Isabell/Bremer, Helmut/Kessl, Fabian/Koller, Hans-Christoph/Pfaff, Nicolle/Rotter, Carolin/Klein, Esther Dominique/Salaschek, Ulrich (Hrsg.): Bewegungen. Beiträge zum 26. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Opladen: Barbara Budrich, S. 83–97.

Fegter, Susann/Hontschik, Anna/Kadar, Eszter/Sabla, Kim-Patrick/Saborowski, Maxine (2019): Bezüge auf Familie als Moment der Vergeschlechtlichung pädagogischer Professionalität: Diskursanalytische Perspektiven auf Äußerungen in Gruppendiskussionen mit Kita-Teams. In: Baar, Robert/Hartmann, Jutta/Kampshoff, Marita (Hrsg.): Geschlechterreflektierte Professionalisierung – Geschlecht und Professionalität. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Bd. 15. Opladen: Barbara Budrich, S. 135–152.

Fegter, Susann/Kessl, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (Hrsg.) (2015a): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: Springer VS.

Fegter, Susann/Kessl, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (2015b): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Theorien, Methodolo-

gien, Gegenstandskonstruktionen. In: Dies. et al. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–55.

Geipel, Karen (2019): Diskurs- und Subjektivierungstheorie meets Gruppendiskussionen – Methodologische Überlegungen zu einer neuen Verbindung. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research 20, 2, Art. 20.

Geipel, Karen (2021/i.E.): Das werdende Subjekt. Geschlechtsbezogene Positionierungen junger Frauen im Sprechen über Zukunft. Wiesbaden: Springer VS.

Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild (1994): Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen. In: Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 139–167.

Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Jergus, Kerstin (2013): Zitiertes Leben. Zur rhetorischen Inszenierung des Subjekts. In: Mayer, Ralf/Thompson, Christiane/Wimmer, Michael (Hrsg.): Inszenierung und Optimierung des Selbst. Zur Analyse gegenwärtiger Selbsttechnologien. Wiesbaden: Springer VS, S. 195–213.

Kleiner, Bettina (2015): subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher. Opladen: Barbara Budrich.

Kleiner, Bettina/Geipel, Karen (2021/i.E.): Auf den Kopf gestellt. Subjektivierungsanalyse als reifizierungsreflexive Perspektive auf Geschlechterordnungen. In: Bosančić, Saša/Brodersen, Folke/Pfahl, Lisa/Schürmann, Lena/Spies, Tina/Traue, Boris (Hrsg.): Empirische Subjektivierungsforschung. Positioning the Subject. Wiesbaden: Springer VS.

Micus-Loos, Christiane/Plößer, Melanie (Hrsg.) (2015): Des eigenen Glückes Schmied_in!? Geschlechterreflektierende Perspektiven auf berufliche Orientierungen und Lebensplanungen von Jugendlichen. Wiesbaden: Springer VS.

Micus-Loos, Christiane/Plößer, Melanie/Geipel, Karen/Schmeck, Marike (2016): Normative Orientierungen in Berufs- und Lebensentwürfen junger Frauen. Wiesbaden: Springer VS.

Oechsle, Mechtild/Knauf, Helen/Maschetzke, Christiane/Rosowski, Elke (2009): Abitur und was dann? Berufsorientierung und Lebensplanung junger Frauen und Männer und der Einfluss von Schule und Eltern. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ricken, Norbert/Casale, Rita/Thompson, Christiane (Hrsg.) (2019): Subjektivierung. Erziehungswissenschaftliche Theorieperspektiven. Weinheim: Beltz Juventa.

Rosenthal, Gabriele (2014): Biographie. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 509–520.

Rottenberg, Catherine (2017): Neoliberal Feminism and the Future of Human Capital. In: Signs: Journal of Women in Culture and Society 42, 2, S. 329–348.

Saar, Martin (2013): Analytik der Subjektivierung. Umrisse eines Theorieprogramms. In: Gelhard, Andreas/Alkemeyer, Thomas/Ricken, Norbert (Hrsg.): Techniken der Subjektivierung. Paderborn: Wilhelm Fink, S. 17–27.

Sachverständigenkommission zum Zweiten Gleichstellungsbericht (2017): Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten. Gutachten für den Zweiten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Berlin. www.gleichstellungsbericht.de/gutachten2gleichstellungsbericht.pdf [Zugriff: 25.10.2020].

Saint-Georges, Ingrid de (2012): Anticipatory Discourse. In: Chapelle, C. A. (Hrsg.): The Encyclopedia of Applied Linguistics. Oxford, UK: Blackwell, S. 1–7.

Schwiter, Karin (2011): Lebensentwürfe. Junge Erwachsene im Spannungsfeld zwischen Individualität und Geschlechternormen. Frankfurt am Main: Campus.

Scollon, Suzanne/Scollon, Ron (2000): The Construction of Agency and Action in Anticipatory Discourse. Positioning Ourselves Against Neo-liberalism. Paper presented at the III Conference for Sociocultural Research. 16-20 July 2000. Sao Paulo, Brazil.

Thiessen, Barbara/Villa, Paula-Irene (2009): Mütter und Väter: Diskurse – Medien – Praxen. Eine Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Mütter – Väter: Diskurse, Medien, Praxen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 7–21.

Thon, Christine (2008): Frauenbewegung im Wandel der Generationen. Eine Studie über Geschlechterkonstruktionen in biographischen Erzählungen. Bielefeld: transcript.

Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: transcript.

„Du kannst natürlich nicht alles irgendwie auf andere Leute schieben und nur so Nannys besorgen“ – Überlegungen zur Analyse normativer Anforderungen an die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf in Gruppendiskussionen

Christiane Micus-Loos, Melanie Plößer

1 Einleitung

Die Einsicht, dass Geschlechternormen machtvoll sind und den Bereich des Denk- und Sagbaren ebenso ermöglichen wie beschränken, kann als bedeutende Einsicht einer poststrukturalistisch orientierten Geschlechterforschung verstanden werden. So wird insbesondere durch die Arbeiten Judith Butlers (1991, 1997, 2009) aufgezeigt, dass und wie Subjektivierungsweisen durch Geschlechterordnungen und Geschlechternormen ermöglicht, aber auch begrenzt und verhindert werden. Für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung birgt diese diskurs- und sprachtheoretisch fundierte Perspektive wichtige Hinweise, wird so doch zum einen erkennbar, dass die alltäglichen Geschlechterkonstruktionen entlang von Normen und symbolischen Ordnungen erfolgen, die die Subjektwerdungsprozesse begrenzen und disziplinieren. Zum anderen ermöglicht erst die Einsicht in die Wirkmacht von Normen, diese in Frage zu stellen und somit die Handlungsmöglichkeiten und Subjektivierungsentwürfe von Menschen zu erweitern. Werden durch Butlers Arbeiten wichtige Hinweise auf den allgemeinen Zusammenhang von Sprache, Normen und Subjektwerdung gegeben, stellt sich in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung die Frage, wie den die Subjektivierungen rahmenden Normen methodologisch auf die Spur zu kommen ist. Wo zeigt sich die Norm als Norm? In unserem Beitrag wollen wir zeigen, wie gewinnbringend eine poststrukturalistische Perspektive auf Gruppendiskussionen sein kann. Ralf Bohnsacks (2000) Argumentation folgend, dass in Gruppendiskussionen als Erhebungsmethode kollektive Sinn- und Orientierungsmuster sichtbar werden, zeigen wir, wie darin solche (Geschlechter-)Normen herausgearbeitet werden können, die die Entwürfe als ‚weibliches‘ Arbeitssubjekt rahmen und begrenzen. In den Gruppendiskussionen, die im Rahmen des Forschungsprojekts „AN[N]O 2015 – Aktuelle normative Orientierungen, Geschlechteridentitäten

und Berufswahlentscheidungen junger Frauen“[1] erhoben wurden, verhandeln die befragten Schüler*innen im Rahmen ihrer Zukunftsentwürfe Möglichkeiten der Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf. Bei den dabei entworfenen Subjektpositionen handelt es sich mithin um zukünftige und imaginierte Positionen. So erweisen sich die vielfältigen Identitätsnormen (z.B. in Bezug auf Geschlecht, Alter oder Körper), die im Rahmen der Subjektivierung ihre Wirkmacht entfalten – wie Ann Phoenix (2010: 177) aufzuzeigen versteht –, „nicht nur [als] Bestandteil alltäglicher Heuristik“, sondern auch als „Bestandteil der alltäglichen *Vorstellungen* über lebenswertes Leben und über die Eigenschaften, aus denen bestimmte identitäre Positionen hervorgehen“ (ebd.; Hervorhebung d. Verfasserinnen). Im Rahmen des Beitrages soll zunächst die Wirkmacht von Geschlechternormen aus der Sicht poststrukturalistischer Subjekttheorien aufgezeigt werden (Kapitel 2), um dann die Bedeutung von Gruppendiskussionen für die Erforschung normativer Anforderungen zu skizzieren (Kapitel 3). Welche normativen Anforderungen an die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf an heranwachsende Frauen* gestellt werden, die von ihnen zu bearbeiten sind, zeigt abschließend das im Forschungsprojekt gewonnene empirische Material in Form von Gruppendiskussionen (Kapitel 4). Mit einem Fazit (5) enden die Ausführungen.

2 Wirkmacht von Geschlechternormen

Subjekte sind nach Judith Butler (2001) durch Sprache konstituiert. Die Handlungsmacht von Sprache erklärt Butler unter Bezugnahme auf das von dem Sprachtheoretiker John L. Austin (1972) entwickelte Konzept der Performativität. Eine performative Handlung, so Butler, ist „eine solche, die das, was sie benennt, hervorruft oder in Szene setzt und so die konstitutive oder produktive Macht der Rede unterstreicht“ (Butler 1993: 123). Diese performative Wirkmacht sprachlicher Anrufungen hat auch die identitätsbildende Kraft, geschlechtliche Subjekte hervorzubringen (vgl. Butler 2001). So wird beispielhaft durch den Ausruf der Hebamme bei der Geburt eines Kindes „Es ist ein Mädchen“ ein „Prozeß initiiert, mit dem ein bestimmtes ‚Zum Mädchen-Werden‘ erzwungen wird“ (Butler 1997: 318). Ihre produktive Macht, eine Identität hervorzubringen (Butler 1993; S. 124f.), zieht die Anrufung aus einer Kette von Wiederholungen, die sich zu Normen verdichtet haben. Die Anrufung „Es

1 „AN[N]O 2015 – Aktuelle normative Orientierungen, Geschlechteridentitäten und Berufswahlentscheidungen junger Frauen“ wurde aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung und aus dem Europäischen Sozialfonds der Europäischen Union für eine Laufzeit von 2011–2014 gefördert. In dem Forschungsprojekt wurden 23 Gruppendiskussionen mit Schüler*innen im Alter zwischen 14 und 19 Jahren in Schleswig-Holstein, Hamburg, Nordrhein-Westfalen und Thüringen durchgeführt.

ist ein Mädchen“ wirkt mithin, weil diese an eine vorgängige Kette von Wiederholungen anschließt, im Zuge derer zwischen Jungen* und Mädchen* unterschieden wird und diese Wiederholungen zu normativen Bildern über die Mädchen* oder die Jungen* sedimentiert sind. Diese Normen, die durch das Prinzip der Wiederholbarkeit in der sprachlichen Äußerung wirken, sind damit dem Subjekt immer schon vorgängig. Die Normen müssen von dem Subjekt – will es intelligibel bzw. nicht außerhalb der sozialen Ordnung sein – aufgegriffen, angenommen und bearbeitet werden. So ist das Individuum gefordert, „die Norm zu ‚zitieren‘, um sich als lebensfähiges Subjekt zu qualifizieren und ein solches zu bleiben“ (ebd.). Normen wirken deshalb für Butler „innerhalb sozialer Praktiken als impliziter Standard der Normalisierung“ (Butler 2009: 73). Der Begriff der Subjektivation beschreibt nun genau diese ambivalente Angewiesenheit auf Normen, um als Subjekt (an-)erkennbar und zu einem handlungsfähigen Subjekt (gemacht) zu werden (vgl. Butler 1997). Schließlich zeichnet sich der machtvolle Vorgang der sprachlich-diskursiven Konstitution von Subjekten durch Unterwerfung bei gleichzeitiger Hervorbringung von Handlungsfähigkeit aus. Auch wenn Butler die Praxis der Subjektivierung als zitierende Wiederholungspraxis vorgängiger Normen beschreibt, so kann die Wiederholung von Normen niemals „vollständig verinnerlicht werden“ (Butler 1991: 207). Wiederholungen sind nicht identisch und eröffnen somit die Möglichkeit der Verschiebung und Bearbeitung.

Machtvolle Träger symbolischer Repräsentationen und (Geschlechter-) Normen sind Diskurse. Butler folgt der Foucault’schen diskurstheoretischen Annahme, dass Subjekte erst durch diskursive Ordnungen hervorgebracht werden. Unter Diskurs bzw. Diskursformation versteht Foucault „eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem zugehören“ (Foucault 1988: 156), die sprachlicher, aber auch nicht-sprachlicher Art sein können. Externe und interne Diskursregeln bestimmen, was zu einem bestimmten Gebiet gesagt werden kann bzw. darf und wer es in welcher Form sagen darf (vgl. Foucault 2012). Diskurse seien deshalb als „Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault 1988: 74). Sie wirken, so Foucault (ebd.), nicht (nur) verbietend und repressiv, sondern produktiv und fordern immer wieder dazu auf, bestimmte Subjektpositionen einzunehmen. Ihre Wirkmächtigkeit entfalten Diskurse, „weil diese den Subjekten vorgängig sind und Subjektwerdung immer auch bedeutet, sich diesen vorgängigen Diskursen zu unterwerfen“ (Micus-Loos et al. 2016: 35). Während aber bei Foucault die Macht des Diskurses vor allem durch Intensivierung und Vermehrung seiner Regeln gesichert wird, so sind es bei Butler vor allem Ausschlüsse und Verwerfungen, das heißt Markierungen von Lebensweisen als nicht oder weniger intelligibel, die die Macht der Norm sichern. Insofern nun über Geschlechternormen als Formen „sozialer Macht“ (Butler 2009: 84) Vorstellungen darüber transportiert werden, was z.B. als anerkennenswerte Subjektposition gilt und was nicht, können sich gerade im Sprechen über zukünf-

tige Subjektpositionen solche Normen zeigen, die die Anerkennung der Subjekte als intelligibel zu sichern scheinen, und zwar indem gleichzeitig Bereiche des potentiell „‚Nicht-Lebbaren'" (Butler 1997: 23) benannt und (re-)zitiert werden.

3 Gruppendiskussionen als Orte der Erforschung normativer Anforderungen

Die Erhebungsmethode der Gruppendiskussion zielt nicht auf die Erhebung von „Einzelmeinungen" (Bohnsack 2003: 493) oder individuellen Sichtweisen ab, vielmehr geht es ihr um das Aufdecken gemeinsam geteilter „Orientierungsmuster" (Bohnsack 2000: 376). So ist stets die „gesamte Gruppe […] Adressatin der Interventionen" (Bohnsack 2000: 380). Im Sinne einer rekonstruktiven Forschung geht es darum, dass die Gruppe sich in ihrer „*Eigenstrukturiertheit* prozeßhaft zu entfalten vermag" (Bohnsack 2003: 499). Die Gruppe bestimmt nicht nur „ihre Themen selbst" (ebd.), sondern Nachfragen sind nur zugelassen, wenn „der Diskurs ins Stocken gerät" (ebd.). Fragen zielen darauf ab, „die Selbstläufigkeit wiederherzustellen" (ebd.). Die dokumentarische Methode als Analyseinstrument von Gruppendiskussionen berücksichtigt die „*Dramaturgie* des Diskurses" (Bohnsack 2003: 496). Diskurs meint hier Diskursorganisation bzw. den Gesprächsverlauf. Neben dem immanenten Sinngehalt von Äußerungen – *was* thematisch gesagt wird – geht es in der dokumentarischen Methode vor allem um den dokumentarischen Sinngehalt, also darum, „was sich in dem Gesagten über die Gruppe *dokumentiert*" (Bohnsack 2003: 499; vgl. Bohnsack et al. 2001: 12f.). Die Analyse der Erzählpassagen, die sich durch eine „*metaphorische[]* und *interaktive[]* Dichte" (Bohnsack 2003: 495) auszeichnen – sogenannte Fokussierungsmetaphern –, ermöglicht einen „Zugang zu konjunktiven Erfahrungsräumen" (Bohnsack et al. 2001: 14). Konjunktives Wissen ist atheoretisches bzw. implizites Wissen (vgl. Bohnsack 1999) und wird unter Rückgriff auf Karl Mannheim von theoretischem Wissen unterschieden. Konjunktive Erfahrungsräume – beispielsweise die schulische Sozialisation als ein konjunktiver Erfahrungsraum von Schüler*innen – sind Orte, an denen sich Subjekte implizites bzw. handlungsleitendes Wissen in Form von kollektiv geteilten Orientierungen aneignen.

Wie bereits an anderer Stelle dargelegt (vgl. Micus-Loos et al. 2016), ist dieses implizite Wissen „nicht losgelöst von vorgängigen, kollektiv geteilten Normen und wirkmächtigen Anrufungen zu betrachten" (Micus-Loos et al. 2016: 73), sondern „normativ aufgeladen" (ebd.: 86). Anders als bei Bohnsack wird unter einer poststrukturalistischen Perspektive jedoch davon ausgegangen, dass das Wissen um die (Geschlechter-)Normen im Zuge der Gruppendiskussionen nicht lediglich aktualisiert und repräsentiert, sondern immer auch

erst produziert wird. So erweist sich die Gruppendiskussion selber als Erfahrungsraum, in dem die Diskussionsteilnehmer*innen sowohl ein gemeinsames Wissen herstellen als auch sich selber erst als Subjekte hervorbringen. Nun erfolgt diese Hervorbringung, wie mit Butler gezeigt wurde, nicht frei, sondern als durch vorgängige Normen und Ordnungen gerahmt und begrenzt, die von den Subjekten – um intelligibel zu werden – angeeignet und bearbeitet werden, mithin auch im Kontext der Gruppendiskussion (vgl. Micus-Loos et. al 2016).

Eine poststrukturalistische Perspektive auf Gruppendiskussionen sensibilisiert also dafür, dass in dem in Gruppendiskussionen erfolgenden Sprechen und den dabei artikulierten Identitätsentwürfen machtvolle Normen reproduziert werden und sich Orientierungen auf als anerkennenswert bzw. als intelligibel geltende Subjektpositionen einerseits und Ausschlüsse oder Abwertungen von Subjektpositionen, die als nicht oder weniger anerkennenswert gelten, andererseits zeigen. Diese impliziten Vorstellungen über angemessenes und anerkennbares Verhalten, über das, „was richtig ist und was geht oder nicht geht“ (Reh/Rabenstein 2012: 228), sollen deshalb als „normative Orientierungen“ verstanden werden. Und insofern Anerkennung nach Butler über „vorgängige Normen kultureller Intelligibilität, die erst durch die Bestätigung der beteiligten Akteur_innen im sozialen Kontext ihre Wirksamkeit entfalten“ (Micus-Loos et al. 2016: 86), erfolgt, können die Reaktionen der Gruppenteilnehmer*innen Aufschluss darüber geben, welche (kollektiven) Haltungen und Orientierungen als normativ zu verstehen sind. Sabine Reh und Kerstin Rabenstein (2012) führen in Rückgriff auf Heinrich Popitz (2006) aus, dass von Relevanz ist, in welchem Ausmaß die „Abweichung von einer Regelmäßigkeit“ (Reh/Rabenstein 2012: 228) seitens des Kollektivs sanktioniert wird. Solch abwehrende Reaktionen zeigen sich in Gruppendiskussionen beispielsweise durch Missbilligungen von Identitätspositionen und -entwürfen. Auch das Bedürfnis Einzelner, ihre Standpunkte gegenüber der Gruppe zu rechtfertigen oder zu erklären, könnte ein Indiz für die Abweichung von innerhalb der Gruppe geltenden Normen sein (vgl. Micus-Loos et al. 2016: 86). Auf normative Orientierungen kann aber auch die Verwendung des Indefinitpronomens *man* in bestimmten Kontexten, in denen etwa individuelle Erfahrungen verallgemeinert oder als unhinterfragbare *Wahrheiten* gesetzt werden, verweisen. Ebenso lässt sich über die Verwendung von Modalverben wie *müssen*, *können*, *dürfen* oder *sollen* auf die Macht normativer Orientierungen schließen (vgl. ebd.).

4 Normative Anforderungen an die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf

Im Folgenden sollen die Möglichkeiten, normative Anforderungen über die Erhebungsmethode der Gruppendiskussion zu analysieren, mit Bezug auf vier empirische Ausschnitte skizziert werden. Das Forschungsprojekt, im Zuge dessen Gruppendiskussionen mit Schüler*innen im Alter von 14 bis 19 Jahren an Schulen mit gymnasialer Oberstufe erhoben wurden, zielte darauf ab, normative Anforderungen, die in den Zukunftsentwürfen und Berufsvorstellungen von Mädchen* und jungen Frauen* relevant werden, zu erforschen. Vor dem Hintergrund der Annahme poststrukturalistischer Geschlechtertheorien, dass berufliche Identitätsentwürfe „von Normen konstituiert werde[n]" (Butler 2009: 31), galt es zu untersuchen, „wie diese Konstituierung erfolgt" (ebd.), das heißt, welche Normen kultureller Intelligibilität für die jungen Frauen* im Rahmen ihrer Entwürfe als zukünftiges Arbeitssubjekt bedeutsam werden und wie diese bearbeitet werden. In der Analyse der Gruppendiskussionen zeigt sich, dass das Thema *Vereinbarkeit von Beruf und Mutterschaft* besonders in den geschlechtshomogenen Gruppen der Schülerinnen* einen großen Stellenwert einnimmt. Bereits Ende der 1980er Jahre prägte Regina Becker-Schmidt den Begriff der „doppelten Vergesellschaftung" (1987), um zu verdeutlichen, dass Frauen* „ihr Arbeitsvermögen doppelt – als Haus- und als Erwerbsarbeit – in den sozialen Zusammenhalt einbringen" (Becker-Schmidt 2019: 66). Auch dass die Frage der Vereinbarkeit „der beiden divergenten Arbeitsformen" (ebd.) kein Problem der Frauen* ist, das individuell, sondern gesamtgesellschaftlich zu lösen ist, ist nicht neu (vgl. Hausen 1976). Umso mehr überrascht es, dass in den Gruppendiskussionen mit den Schülerinnen* eine „Individualitätslogik" (Schwiter 2015: 68) vorherrscht, gemäß derer die Befragten schon lange Zeit vor Eintritt ins Berufsleben und weit vor einer möglichen Mutterschaft „heldinnenhaft versuchen" (McRobbie 2010: 118), Vereinbarkeitsfragen alleine zu bewältigen (vgl. Micus-Loos et al. 2014, 2016). Welche normativen Anforderungen dabei eine Rolle spielen, soll im Folgenden aufgezeigt werden.

4.1 „[D]as Wichtigste ist für mich eigentlich, dass ich von NIEMANDEM abhängig bin"

In der nachfolgenden Sequenz aus einer Gruppendiskussion mit 17- bis 19-jährigen jungen Frauen* wird deutlich, wie sehr diese nach finanzieller Unabhängigkeit im Zusammenhang mit einer möglichen zukünftigen Mutterschaft streben:

Bayan: ich will, ich möch-, das Wichtigste ist für mich eigentlich, dass ich von NIEMANDEM abhängig bin, [das] [ist] das Wichtigste
Ada: [Ja] [Ja]
Callista: [Ja]
Bayan: … das ist A und O, und wenn ich, ähm, Kinder hab, möchte ich auch zum Beispiel, sagen wir mal, es klappt nicht mit meinem Mann oder so, dann möchte ich meinen Kindern auch was BIETEN können so, wenn so,
Ada: [Ja,]
Bayan: … so, ich mein, das ist… das ist
Pelin: (lacht)
Bayan: das muss einfach
Ada: Ja, das ist [zum Beispiel]
Bayan: [Lebensgrundlage schaffen]
Elena: [Ja,] das würd ich auch sagen auf jeden Fall
Ada: zu ihrem Ehemann, bitte gib mir Geld, bitte gib mir Geld, das ist bei vielen Frauen so, voll…
Bayan: Das ist schlimm, aber das ist so.

Bayan beginnt mit einer Proposition und beschreibt es als „das Wichtigste“, von niemandem abhängig zu sein. Die Proposition wird von Ada und Callista bearbeitet, indem sie ihr zustimmen. Bayan ergänzt (Elaboration), dass Unabhängigkeit für sie das „A und O“ ist, aber nicht nur bezogen auf die eigene Person, sondern auch im Verhältnis zu Dritten – „wenn ich […] Kinder hab […] möchte ich meinen Kindern auch was BIETEN können“. Hier kommt nicht nur ihre selbstverständliche Vorstellung, dass sie irgendwann Kinder hat, zum Ausdruck, sondern sie geht von einer heterosexuellen Paarkonstellation aus und visiert eine mögliche Krise in der Partnerschaft („es klappt nicht mit meinem Mann“) als besondere zukünftige Herausforderung im Hinblick auf die eigene Unabhängigkeit an. Ada stimmt ihr erneut zu. Bayan führt weiter aus, dass ihre Ausführungen nicht nur eine Tatsache sind („das ist“), sondern sogar eine normative Notwendigkeit („das muss einfach“). Es gilt, so Bayan, für die materielle Existenz der eigenen Kinder auch unabhängig vom männlichen Partner aufkommen zu können („das muss einfach“, „Lebensgrundlage schaffen“). Elena stimmt ihr zu. Ada führt nun ein konkretes Beispiel an, um die Argumentation von Bayan zu unterstützen. Dass Frauen* ihre Ehemänner um Geld bitten („bitte gib mir Geld, bitte gib mir Geld“), scheint für viele Frauen* Realität, so Ada. Die jungen Frauen* wissen um die Abhängigkeiten und Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern („das ist bei vielen Frauen so“, „aber das ist so“) und artikulieren deutlich einen Gegenhorizont, indem sie das Streben nach finanzieller Unabhängigkeit für sich als Notwendigkeit artikulieren. In ihrer Konklusion betont Bayan erneut, dass es sich um eine Tatsache handelt, von der die heranwachsenden Frauen* sprechen, und dass die finanzielle Abhängigkeit von Frauen* von ihren Ehemännern „schlimm“ sei.

Diese Anforderung eigener finanzieller Unabhängigkeit wird vor dem Hintergrund, dass die befragten jungen Frauen* das Sorgetragen für Kinder – vor allem kleine Kinder – als selbstverständlich in ihrem Aufgabenbereich ansehen, besonders bedeutsam. Die – in allen durchgeführten Gruppendiskussionen herausgearbeitete – kollektive Orientierung einer (Allein-)Verantwortung für die eigenen Kinder und die selbstständige finanzielle Absicherung werden zum Kriterium und zugleich zur normativen Anforderung an ‚gute Mutterschaft'. „Mutterschaft und Berufstätigkeit bzw. finanzielle Unabhängigkeit schließen sich also nicht aus, sondern bedingen vielmehr einander" (Micus-Loos et al. 2016: 138).

In den folgenden drei ausgewählten Sequenzen verhandeln die Schülerinnen* im Alter zwischen 14 und 19 Jahren, wie viel Fürsorge- und Verantwortungspflicht an Andere delegiert werden darf. Die Sequenzen werden gerahmt von den Überlegungen der jungen Frauen*, wie (gute) Mutterschaft und eigene Berufstätigkeit miteinander verbunden werden können. Als eine mögliche Lösung für dieses *sowohl-als-auch* von Familie und Beruf bzw. Karriere wird die Figur der *Nanny* in die Gruppendiskussion eingebracht.

4.2 „Kann man sich ja eine Nanny holen"

Doria: Ja, ist aber auch schwer, wenn ähm die Frau und der Mann beide arbeiten und das Kind noch zu klein ist, um irgendwie in Kinder/ in Kindergarten zu gehen oder so. Also ich meine, man kann ja in den Mutterschutz gehen oder (.) so was, aber es ist auch nicht immer so ganz einfach, das zu organisieren.
Grit: Ja, vor allen Dingen wenn die/ jetzt nicht nur der Mann irgendwie Ka/ Ka/ Karriere machen will, sondern auch die Frau,
Doria: Eben.
Grit: und die macht das aber nur/ also arbeitet nur halbtags, dann ist es ja eigentlich schwierig, so richtig gut zu werden in dem eigenen Beruf.
Finja: ((leise)) Kann man sich ja eine Nanny holen.
Elisa: Ja genau.
((mehrere lachen; 3 sec.)) ((mehrere reden durcheinander))
Doria: Ja, wenn man das Geld hat!
Grit: Aber wenn du das/ den ganzen Tag dein Kind nicht siehst und erst abends wieder kommst, also ich weiß auch nicht, ob ich das wollen würde,
Finja: [Joa. (.) Nö, muss man sich entscheiden.]
Grit: [wenn ich ein Kind habe, das dann] immer nur abends zu sehen. (.) Also fände ich doof.
Bora: Ja.

In ihrer Proposition führt Doria in das Thema ein, dass es für Eltern – im Blick ist hier das heterosexuelle Arrangement –, die „beide arbeiten", mit kleinen

Kindern „schwer“ ist, Familie und Beruf zu organisieren. Auch wenn es den „Mutterschutz“ gibt, ist es „nicht immer so ganz einfach, das zu organisieren“. Grit ergänzt, dass es besonders schwierig wird, wenn nicht nur der Mann, sondern auch die Frau „Karriere machen will“. Doria stimmt ihr zu, bevor Grit fortfährt, dass es für Frauen* schwierig wird, Karriere zu machen, wenn sie beispielsweise aufgrund von Mutterschaft „nur halbtags“ arbeiten. Mit einer beruflichen Halbtagstätigkeit, so Grit, sei es „schwierig, so richtig gut zu werden in dem eigenen Beruf“. Finja wirft als einen Lösungsvorschlag die Möglichkeit der „Nanny“ ein („Kann man sich ja eine Nanny holen“), um Karriere und Mutterschaft miteinander zu vereinbaren. Elisa stimmt ihr zu, mehrere lachen. Während Doria einwirft, dass die Frage der „Nanny“ an ökonomisches Kapital geknüpft ist („Ja, wenn man das Geld hat!“), verfolgt Grit die Frage, wie sich eine „Nanny“ mit guter Mutterschaft vereinbaren lässt („den ganzen Tag dein Kind nicht siehst“, „erst abends wieder kommst“, „immer nur abends zu sehen“). Finja wirft ein, dass „man sich entscheiden“ muss, ein *sowohl-als-auch* scheint für sie nicht denkbar. Grit betont abschließend, dass es für sie nicht vorstellbar wäre, ihr Kind „nur abends zu sehen“; letzterer Auffassung stimmt Bora in ihrer Konklusion zu.

Auch in der folgenden Gruppendiskussion wird „die Nanny“ als ein Lösungsvorschlag thematisiert und auch hier wird die Frage der „Nanny“ als Lösung einer möglichen zukünftigen Vereinbarkeitsproblematik nicht nur an ökonomisches Kapital geknüpft.

4.3 „Du kannst natürlich nicht alles irgendwie auf andere Leute schieben, so NUR Nannys besorgen“

Doro: [Wenn du dann] das Geld [hast ((lacht)).]
Gesine: [Ja, du kannst] natürlich
[nicht alles …]
Ella: [Wenn du Karriere] machst, hast du Geld.
[((mehrere lachen))]
Gesine: [Ja,] so ist das. Du kannst natürlich nicht alles irgendwie auf andere Leute schieben, so NUR Nannys besorgen [und …]
Ella: [Hmhm.]

Doro nennt zu Beginn ihres Bedingungssatzes die Notwendigkeit, Geld zu haben. Gesine unterbricht sie, um auf Einschränkungen zu verweisen, die trotz der Verfügbarkeit über Geld da sind. Ella unterbricht Gesine und schiebt ein, dass Karriere ökonomische Sicherheit mit sich bringt. Mehrere junge Frauen* lachen, was als Zustimmung gedeutet werden kann, da in der Sequenz vorher deutlich wurde, dass der Wunsch nach Karriere eine normative Orientierung darstellt. Gesine stimmt Ella zu, dass Karriere ökonomische Sicherheit bedeu-

tet, fokussiert dann aber – wie in der vorangehenden Sequenz – die ethische Frage und betont, dass „Du […] natürlich nicht alles irgendwie auf andere Leute schieben“ kannst. „NUR Nannys besorgen“ kann vielleicht ökonomisch möglich sein, lässt sich aber mit Vorstellungen einer guten Mutterschaft nicht verbinden. Ella stimmt ihr zu.

Auch in der folgenden Gruppensequenz kommen die 17- bis 19jährigen jungen Frauen* bei ihrem Wunsch, ein *sowohl-als-auch* von Familie und Karriere zu realisieren, auf die Möglichkeit der „Nanny“ zu sprechen. Dabei geht es ihnen nicht nur um die Voraussetzung ökonomischer Sicherheit, um sich eine „Nanny“ leisten zu können, sondern auch um die ethische Frage, wieviel Fürsorge an Dritte delegiert werden darf.

4.4 „Aber tut es dann einem Kind gut nur mit Nanny aufzuwachsen?“

Paula:	[Ja oder dann] guck mal, dann verdienst du viel Geld, dann kannst du dir ´ne, ´ne Nanny leisten, die dann [auf dein Kind] aufpasst.
Pelin:	[((lacht))]
Gulan:	Aber tut es dann einem Kind gut nur mit [Nanny aufzuwachsen?]
Eunike:	[Ja eben. Also…]
[…]	
Hada:	Aber, aber warum hab ich sonst Kinder in die Welt [gesetzt], wenn ich die Erziehung …
Gulan:	[Ja. Ja.]
Hada:	… von meinen Kindern auch anderen überlasse.
[…]	
Gulan:	Hmhm.

Paula beginnt die Proposition, indem sie – wie in den vorherigen Sequenzen – auf die ökonomische Voraussetzung hinweist, um eine „Nanny“ anstellen zu können. Vorausgegangen ist erneut die klare Orientierung der heranwachsenden Frauen* auf eine eigene Berufstätigkeit. Ebenso deutlich wird – wie in den vorherigen Sequenzen – die normative Orientierung auf eigene Kinder („auf dein Kind“). Pelin lacht zustimmend. Gulan bearbeitet das Thema weiter, indem sie die Frage aufwirft, ob es einem „Kind gut [tut] nur mit Nanny aufzuwachsen“. Eunike stimmt ihr zu, wird aber dann von Hada unterbrochen, die argumentiert, dass sie doch keine Kinder bekommt, um sie von anderen erziehen zu lassen. Gulan stimmt ihr in ihrer Konklusion zu.

5 Fazit

Als normative Orientierungen lassen sich durch die Analyse der Fokussierungsmetaphern herausarbeiten, dass sich die befragten jungen Frauen* im Alter zwischen 14 und 19 Jahren wünschen, Familie und Karriere zu vereinbaren, einige gewichten Karriere, einige Familie für sich stärker. Das *Karriere-machen* scheint für die Schülerinnen* ein selbstverständlicher Bestandteil ihrer Berufs- und Lebensplanung zu sein (vgl. auch Micus-Loos et al. 2014). Eine poststrukturalistische Perspektive auf die ausgewählten Gruppensequenzen einzunehmen, ermöglicht es, die normativen Anforderungen aufzuspüren, die die Identitätskonstruktionen und beruflichen Konstruktionen der heranwachsenden Frauen* rahmen. Dem Butler'schen Verständnis folgend, dass Sprache als Handlungsmacht zu verstehen ist, die in ihrer Performativität Subjekte konstituiert, wird gerade in dem gemeinsamen Sprechen über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie deutlich, auf welche machtvollen Diskurse und Anrufungen, die die eigenen Subjektwerdungsprozesse konstituieren, die Heranwachsenden Bezug nehmen, wie sie diese reproduzieren, wiederholen, bearbeiten, aber auch verändern und erweitern.

So zeigen sich in den Fokussierungsmetaphern die bereits von Angela McRobbie beschriebenen normativen Anforderungen an junge Frauen*, „das Verdienen des eigenen Lebensunterhalts als höchste Priorität“ (McRobbie 2010: 109) zu setzen, „Mutterschaft nach hinten zu verschieben, sich durch Berufstätigkeit und berufliche Identität einen ökonomischen Vorteil zu erwirtschaften“ (ebd.: 125) und dabei gleichzeitig die „heterosexuelle Matrix aufrechtzuerhalten“ (ebd.: 93). Dabei scheinen sich die jungen Frauen* darin einig, dass eine alleinige Mutterschaft aufgrund der normativen Anforderungen finanzieller Unabhängigkeit nicht denkbar sei, sie aber gleichzeitig für die Fürsorge und Erziehung der Kinder zuständig sind. Im Sprechen über Familie orientieren sich die Schülerinnen* an einer heterosexuellen Norm. Der Partner wird zwar als grundlegende Voraussetzung für eine Familiengründung angeführt, darüber hinaus aber bei der Frage der Vereinbarkeit nicht weiter als relevanter Akteur geltend gemacht. Vielmehr konstruieren sich die jungen Frauen* im Sprechen über Kinderfürsorge als allein-verantwortliche Subjekte und folgen dabei einer Norm des eigenverantwortlichen, zweckrationalen, die Effekte seiner Handlungen kalkulierenden, von männlichen Beziehungspartnern unabhängigen Subjekts. Diese Norm wird durch die Konstruktion eines Bereichs des Nicht-Intelligiblen gestützt. So wird die Subjektposition der Frau*, die ökonomisch von ihrem Ehemann abhängig ist und diesen um Geld bitten muss, als „schlimm“ markiert. Der anerkannte berufliche Subjektentwurf ist damit „durch die Kraft des Ausschlusses und Verwerflichmachens konstituiert, durch etwas, was dem Subjekt ein konstitutives Außen verschafft, ein verwerfliches Außen“ (Butler 1997: 23).

Um die normative Anforderung einer ökonomischen Unabhängigkeit und Sicherheit, die mit der gleichzeitigen Norm von Mutterschaft und einer damit angenommenen alleinverantwortlichen Sorge um Kinder verbunden wird, erfüllen zu können, bringen die Schülerinnen* die „Nanny" als eine Option ein und verweisen damit zugleich auf die im „ökonomisierten Familienmodell" (Winker 2007: 37) verbreitete Praxis der Delegation von Reproduktionstätigkeiten an andere Frauen*, z.B. an Migrantinnen* (vgl. ebd.). Die interaktive und emotionale Dichte (gemeinsames Lachen und durcheinander Reden) verdeutlicht die Bedeutsamkeit der Frage, wie viel Fürsorge und Erziehung an Dritte delegiert werden darf, ohne die normativen Anforderungen an eine *gute Mutterschaft* zu gefährden (vgl. Micus-Loos 2016: 144). Die häufige Verwendung des Indefinitpronomens *man* (vgl. „wenn man das Geld hat", „muss man sich entscheiden", „kann man sich ja eine Nanny holen"), wie auch die häufig genutzten Modalverben *müssen, sollen* oder *können* (vgl. „was BIETEN können", „das muss einfach", „[k]ann man", „muss man sich entscheiden", „kannst natürlich nicht") verweisen zudem auf ein gemeinsam geteiltes Wissen um das, was als *normal*, als *anerkennbar* gilt. Diese Vorstellungen des Anerkennbaren können zwar in Frage gestellt werden, ein solches Gegensprechen bedarf allerdings nicht nur eines gewissen Aufwands und einer Selbstexponierung, sondern impliziert immer auch das Risiko, die Anerkennbarkeit des eigenen Subjektentwurfs aufs Spiel zu setzen. Das der Bohnsack'schen Argumentation folgend gemeinsam geteilte implizite Wissen über *gute Mutterschaft* hat aus einer diskurs- und sprachtheoretischen Perspektive heraus immer auch disziplinierende Funktion und ist mit normativen Anforderungen und Erwartungen gefüllt. Dass es sich bei den diskutierten Subjektpositionen nicht um aktuelle, sondern um imaginierte, zukünftige Positionen handelt, kann sich dabei als besonders nutzbar für eine poststrukturalistisch informierte Analyse von (Geschlechter-)Normen erweisen, insofern schon Butler (1991) gezeigt hat, dass Geschlechternormen immer nur fiktive, zukünftige Orientierungen sind, die das Subjekt zu wiederholen sucht, denen es realiter aber nie ganz entsprechen kann und wird. Indem eine poststrukturalistische Perspektive auf Gruppendiskussionen eingenommen wird, kann gezeigt werden, dass und welche normativen Anforderungen in den Selbstkonstruktionen der Subjekte wirksam werden und wie diese z.B. in dem diskursiv geteilten Wissen um aktuelle Normen der berufstätigen und sorgenden Mutter und die damit einhergehende Gefahr, nicht als *gute bzw. richtige Mutter,* aber auch als *nicht-intelligibles Arbeitssubjekt* zu gelten, aufgerufen und verhandelt werden. Dabei wird nicht nur der dokumentarische Sinngehalt der Gesprächsteilnehmerinnen* erfasst, sondern in den Reden und Gegenreden der jungen Frauen* werden auch die machtvollen Normen aufgespürt, die die Subjektpositionen konstituieren. Anders als in der dokumentarischen Methode lässt sich das in den Gruppendiskussionen artikulierte Wissen über die Normen allerdings weniger als Ausdruck einer kollektiv geteilten Erfahrungspraxis der Subjekte verstehen, son-

dern vielmehr als Wissen, das in der Gruppe selber (re-)produziert und wiederholt wird und über dessen (Re-)Zitationen die (imaginierten) Subjektivierungen der Schülerinnen* erfolgen. Das dabei zitierte Wissen ist allerdings nicht allein individuell, sondern es erweist sich als normativ und machtvoll aufgeladen, als durch Vorstellungen über die (fehlende) Intelligibilität zukünftiger Subjektpositionen strukturiert. Eine poststrukturalistische Perspektive auf Gruppendiskussionen gibt durch die Analyse der Fokussierungsmetaphern also keine Antworten darauf, wie Subjekte (hier die Schülerinnen*) als gemeinsame Gruppe *sind* oder welche gemeinsamen Erfahrungen sie gemacht haben, sie kann aber wohl darüber Auskunft geben, wie und welche Normen rezitiert oder auch verschoben werden, um Vorstellungen über intelligible oder weniger intelligible Subjektpositionen zu entwerfen, zu bestätigen oder zu verschieben. Dabei zeigen sich gerade in den von den Schülerinnen* thematisierten Imaginationen über anerkennenswerte identitäre Positionen vielfältige und zum Teil widersprüchliche Normen (Berufstätigkeit bzw. Karriere *und* Elternschaft), für deren Bewältigung die Gruppendiskussion als ein Ort der Entwicklung tragfähiger und legitimer Strategien genutzt wird.

Literatur

Austin, John L. (1972): Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words). Stuttgart: Reclam.

Becker-Schmidt, Regina (1987): Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Unterkirchen, Lilo/ Wagner, Ina (Hrsg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Österreichischer Soziologentag 1985. Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, S. 10–27.

Becker-Schmidt, Regina (2019): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Becker, Ruth/ Kortendiek, Beate (Hrsg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Springer, S. 65–74.

Bohnsack, Ralf (1999): Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske und Budrich.

Bohnsack, Ralf (2000): Gruppendiskussion. In Flick, Uwe/von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 369–384.

Bohnsack, Ralf (2003): Gruppendiskussionsverfahren und Milieuforschung. In: Friebertshäuser, Barbara/Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in den Erziehungswissenschaften. Weinheim: Juventa, S. 492–503.

Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (2001): Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In: Bohnsack, Ralf/Nentwig-Gesemann, Iris/Nohl, Arnd-Michael (Hrsg.): Die dokumentarische Methode

und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske und Budrich, S. 9–24.
Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Butler, Judith (1993). Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der Postmoderne. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (Hrsg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt am Main: Fischer, S. 31–58.
Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Foucault, Michel (1988): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Foucault, Michel (2012): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt am Main: Fischer.
Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): Die Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 363–393.
McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Wiesbaden: VS Verlag.
Micus-Loos, Christiane/Plößer, Melanie/Geipel, Karen/Schmeck, Marike (2014): „… für mich gibt es dann entweder die Familienschiene oder die Karriereschiene …“ – Zur Bedeutung normativer Anforderungen in den beruflichen Orientierungen junger Frauen. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 2014, 3, S. 94–109.
Micus-Loos, Christiane/Plößer, Melanie/Geipel, Karen/Schmeck, Marike (2016): Normative Orientierungen in Berufs- und Lebensentwürfen junger Frauen. Wiesbaden: Springer VS.
Phoenix, Ann (2010): Psychosoziale Intersektionen: Zur Kontextualisierung von Lebenserzählungen Erwachsener aus ethnisch sichtbar differenten Haushalten. In: Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hrsg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 165–182.
Popitz, Heinrich (2006): Soziale Normen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Reh, Sabine/Rabenstein, Kerstin (2012): Normen der Anerkennbarkeit in pädagogischen Ordnungen. Empirische Explorationen zur Norm der Selbständigkeit. In: Ricken, Norbert/Balzer, Nicole (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren Wiesbaden: Springer VS, S. 225–246.
Schwiter, Karin (2015): Auf dem Weg in den Arbeitsmarkt. Junge Erwachsene im Spannungsfeld zwischen Individualität und Geschlechternormen. In: Micus-Loos, Christiane/Plößer, Melanie (Hrsg.): Des eigenen Glückes Schmied_in. Geschlechterreflektierende Perspektiven auf berufliche Orientierungen und Lebensplanungen von Jugendlichen. Wiesbaden: Springer VS, S. 61–75.
Winker, Gabriele (2007): Traditionelle Geschlechterordnung unter neoliberalem Druck. Veränderte Verwertungs- und Reproduktionsbedingungen der Arbeitskraft. In: Groß, Melanie/Winker, Gabriele (Hrsg.): Queer-| Feministische Kritiken neoliberaler Verhältnisse, Münster: Unrast, S. 15–49.

Im Blickfeld der Kamera: Visuelle Geschlechterordnungen in Organisationen diskursanalytisch untersuchen

Sarah Wieners, Susanne Maria Weber

Abstract

In seinen Arbeiten hat Michel Foucault immer wieder gezeigt, wie Bilder und damit Sicht- und Sprechbarkeiten hervorgebracht werden und wie Dispositive auch visuelle Ordnungen hervorbringen. Dispositive sind daher „optische Maschinen“ (Deleuze 2005: 154), die Licht und Schatten und damit die Sichtbarkeiten in Organisationen organisieren. Dispositive können dabei unterschiedliche Subjektivierungsweisen hervorbringen. In diesem methodologisch angelegten Beitrag beschäftigen wir uns vor dem Hintergrund von Exzellenz- und Geschlechterdiskursen in deutschen Wissenschaftsorganisationen mit einem videographischen Forschungssetting, in dem institutionelle Repräsentant_innen Botschaften an drei imaginierte Öffentlichkeiten sprechen sollen. Der Beitrag diskutiert das Forschungssetting aus einer diskurs- und geschlechtertheoretischen Perspektive hinsichtlich der Frage, welche Bilder durch das Forschungsarrangement überhaupt entstehen können. Aus dieser methodologisch ausgerichteten Frage heraus erörtern wir die Implikationen materieller Forschungsarrangements in der Erhebungssituation für die Hervorbringung vergeschlechtlichter Sichtbarkeiten und Sprechbarkeiten. Die videographische Erhebungssituation wird im Anschluss an Foucault als Arrangement der Sichtbarkeit und Sagbarkeit diskutiert und auf vier verschiedene Dispositive des Bildhaften bezogen. Damit wird gleichzeitig das analytische Potenzial dieser methodologischen Perspektive wie auch des vorgeschlagenen Erhebungsarrangements für die Untersuchung visueller Geschlechterordnungen in Organisationen reflektiert.

Keywords: Videographie; Bild-Dispositive; Wissenschaft; Episteme; Viskurs; visual studies

Sarah Wieners, Susanne Maria Weber

Einleitung

Bilder und Bildanalysen wurden in der sozialwissenschaftlichen Forschung bereits früh eingesetzt, sie spielten jedoch – im Vergleich zu der Aufmerksamkeit, die textförmigen und akustischen Daten zukam – für lange Zeit eher eine Nebenrolle. Dies gilt auch für diskursanalytisch orientierte Bildanalysen (Wedl/Meier 2014). Im Anschluss an Erwin Panofskys (1939) Ikonologie und im Zuge der vielfach proklamierten turns – z. B. des *pictorial turn* (Mitchell, 1994) oder des *iconic turn* (Boehm 1994) – rücken Bilder und videographisches Material jedoch vermehrt als Untersuchungsgegenstände eigenen Rechts in den Fokus (Belting 2008; Sachs-Hombach 2003). Während der *iconic turn* vor allem auf die deutschen Bildwissenschaften zurückgeht und sich vor allem bildtheoretisch und -philosophisch mit Bildern beschäftigt, werden im *practice turn*, *pictorial turn* und dem Forschungsfeld der *visual studies* Bilder und Videos weitaus stärker in ihrem gesellschaftlichen Bezug analysiert (Rimmele/Stiegler 2012: 72). Die *visual studies* verstehen Sehen und Wahrnehmen als kulturelle, gesellschaftliche Praktiken und analysieren die Bedingungen, unter denen Sehen und Wahrnehmungen entstehen. Sie rücken Viskurse[1] ins Zentrum und betonen, dass Bilder über das Sprachliche hinausgehen und mit Sprache nicht eingeholt werden können (Flicker 2019: 11).

In diesem Beitrag beschäftigen wir uns aus diskurs- und geschlechtertheoretischer Perspektive mit den visuellen Wissensordnungen um Exzellenz und Geschlecht in Wissenschaftsorganisationen. Unser Interesse liegt in der Frage, welche Sicht- und Sprechbarkeiten an diesem (potenziell spannungsreichen) Kreuzungspunkt in Wissenschaftsorganisationen entstehen können. Hierfür machen wir das Potenzial einer diskursanalytisch-bildbasierten Dispositivmethodologie fruchtbar (Weber/Wieners 2018; Wieners/Weber 2019). Foucault versteht das Dispositiv als ein „heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturale Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze“ (Foucault 1978: 119) umfasst. Das Dispositiv ist dabei mehr als die Summe der einzelnen Elemente, das Dispositiv selbst ist nämlich „das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft werden kann“ (ebd.). Mit Deleuze (2005: 154) können Dispositive als „optische Maschinen, um zu sehen, ohne gesehen zu werden“ verstanden werden.

1 Das Wort Viskurs lehnt sich an den Foucault'schen (1973) Begriff Diskurs an. Obwohl Diskurse auch visuell sind, soll mit Viskurs die visuelle Dimension von Diskursen expliziter herausgestellt werden, so z.B. mit Blick auf die konstitutive Bedeutung des (z.B. forscherischen) Sehens und der Wahrnehmungsmuster als Sehordnungen (Knorr-Cetina 1999).

Aus methodologischer Perspektive diskutiert dieser Beitrag ein qualitativ und videographisch angelegtes Forschungssetting hinsichtlich der Frage, welche Sicht- und Sprechbarkeiten in der organisationalen Diskursordnung, verstanden als ‚Lichtordnung', hervorgebracht werden. In Kapitel 1 werden die gegensätzlich verlaufenden Bilddispositive Repräsentation, Disziplinierung, Normalisierung und Imagination knapp vorgestellt und es wird sondiert, welche Relevanz sie für die Erhebung und Analyse visueller Ordnungen in Organisationen und im Organisieren entfalten können. Anschließend führen wir zuerst inhaltlich in das Forschungsprojekt „Am Kreuzungspunkt von Exzellenz und Geschlecht" ein (Kapitel 2) und stellen dann das videographisch angelegte Forschungssetting vor (Kapitel 3). In diesem Kapitel diskutieren wir die Kamera als ein epistemisches Objekt und betrachten dessen Einsatz als ein epistemisches Projekt aus diskurs- und geschlechtertheoretischer Perspektive. Wir verbinden diese epistemische Perspektive anschließend mit der Positionalität des Sichtbarwerdens in Organisationen und greifen hier die am Anfang eingeführten visuellen Ordnungen auf, um methodologisch zu diskutieren, wie Geschlechterordnungen in Organisationen erforscht werden können (Kapitel 4). Dies wird abschließend aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive als ein Zusammenspiel von Wissensgenese, Ästhetisierung und Transformation reflektiert (Kapitel 5).

1 Repräsentieren, Disziplinieren, Normalisieren, Imaginieren. Praxis des Sehens in visuellen Ordnungen

Wie die *visual studies* zeigen, ist Sehen kein zeitunabhängiger Prozess – Sehen und sichtbar sein sind immer als eine historisch und zeit-räumlich situierte Praxis zu fassen (vgl. Rimmele/Stiegeler 2012: 40f.). Damit sind Sehen und die durch das Sehen produzierten Bilder auch niemals eine rein individuelle Praxis, sondern sie sind in diskursive und institutionalisierte visuelle Ordnungen eingewoben. Insbesondere aber weist Foucault darauf hin, dass die Leistung des Blicks nicht daran gemessen werden kann, „dass er ein zuvor sprachlich oder begrifflich generiertes und garantiertes Schema bestätigt oder verwirft" (Balke 2011: 160), sondern dass das Bildhafte, das Sichtbare und der Blick einer Eigenlogik folgen, die im Sprachlichen eben nicht aufgeht. Vor diesem Hintergrund sind insbesondere die Foucault'schen Arbeiten zur Epistemologie der Bilder, der Sichtbarkeiten und des Sehens zentral und wegweisend für die Frage nach dem Blick der Kamera in Erhebungssettings und ihrem Potenzial für die Analyse visueller Ordnungen.

Das Universum des Bildhaften und Sichtbaren interessierte Foucault über alle Perioden seines Schaffens hinweg. Hierbei inspirierten ihn auch die Arbeiten Panofskys (1939), die er übersetzte und für seine eigenen Analysen

fruchtbar machte. Foucaults bildbezogene epistemologische Analysen erschließen unterschiedliche Praktiken des Sehens und widmen sich damit auch institutionalisierten – bis hin zu epochalen – Blickordnungen. In den Monumenten des Diskurses bzw. Viskurses lassen sich unterschiedliche Dispositive der Bildlichkeit identifizieren, in denen das Sichtbare „das Feld neuer Einsätze der Macht und des Wissens“ geworden ist (de Certau 1991: 230f., zitiert nach Renggli 2007: 2). Im Folgenden soll dieser Zusammenhang zwischen bildlicher Repräsentation, visuellen Praktiken, Materialitäten und Sichtbarkeitsverhältnissen bei Foucault dargestellt werden.

1.1 Sehen, Blicken, Angeschaut werden? Visuelle Ordnungen der Repräsentation, Disziplinierung und Normalisierung

Foucault hat sich eingehend mit dem Tableau des Blicks der Repräsentation beschäftigt, der sich in Velazquez’ *Las Meninas* (Die Hoffräulein) quasi idealtypisch als Bildordnung zeigt (Foucault 1971). In einem tief gestaffelten Raum übernimmt der Spiegel die Funktion der Fixierung dessen, was auch die Personen im dargestellten Raum als ‚außerhalb des Bildes‘ fixieren – nämlich das spanische Königspaar, auf das alle blicken. Dieser Instanz ist die Totalität des Sichtbaren übereignet und damit auch das nicht dargestellte Außen, das sich der Darstellung verwehrt. In einer solchen Bildpraxis tritt das ‚Bild‘ aus seinem Rahmen heraus. Die Aufgabe der Repräsentation besteht in der „Benennung des Sichtbaren“ (ebd.: 144). Unter diesen Bedingungen entsteht das Sichtbare auf dem Weg des Ausschlusses zahlreicher Sinneseindrücke. Für Foucault zeigt sich in diesem Bild jedoch auch ein Wandel im historischen Epistem der Klassik und der Repräsentation, da sich hier eine neue Lichtordnung manifestiert. So lassen sich der Spiegel und die Tür „als ‚Vorboten‘ jener neuen Lichtordnung der Moderne interpretieren, die das menschliche Subjekt als Sehendes (der Betrachter an der Türschwelle) und Gesehenes (das Königspaar) ins Zentrum rücken wird“ (Prinz 2014: 74).

Foucault zeigt dies weiter am ‚Bauplan‘ des Gefängnisses, des Panoptikums, das den Blick nicht auf die Repräsentation, sondern auf die Funktionen der Disziplinierung und Normalisierung ausrichtet. Das Licht erhält hier eine analytische und überwachende Funktion. Das Panoptikum kann als „eine lichtscheue Kunst des Lichtes und der Sichtbarkeit bzw. der Sichtbarmachung“ (Foucault 1976: 221) verstanden werden, in welcher das Licht „jedem Individuum eine Position innerhalb eines fein differenzierten, nach Normalitätsgraden abgestuften Rasters“ (Balke 2011: 161) zuweist. Da der Blick des Überwachers nicht erwidert werden kann, führt das Panoptikum eine radikale Asymmetrie zwischen Beobachter und Beobachtetem ein, die den Überwachten zum „Prinzip seiner eigenen Unterwerfung“ werden lässt (Foucault 1976: 260). Das Machtzentrum des Blicks bleibt dabei verborgen, „aber man fühlt

das Auge des Gesetzes auf sich gerichtet“ (Waldschmidt 2007: 129). Unabhängig davon, ob er beobachtet wird, muss der – oder die – Überwachte sich beobachtet fühlen und sich entsprechend verhalten. Als diskursiv-institutionalisierter Blick bringt das Panoptikum Subjekte als diskursiv-soziale Praxis hervor. Dieses „panoptische Schema“ (Foucault 1976: 265) überlebt politische Regime und soziale Formationen, da es mit keiner seiner architektonischen oder optischen Materialisierungen identisch ist. Integrierbar in immer neue Funktionen weitet es seine Operativität durch medien- und kommunikationstechnische Erfindungen weiter aus. Im Traum von einer transparenten, sichtbaren und lesbaren Gesellschaft ist diese Machtsteigerung mit demokratischer Kontrolle vereinbar (Balke 2011: 162).

Die Klinik wiederum orientiert Wissenschaft am „Vollzug und den Entscheidungen des Blicks“ (Foucault 1973: 88). Der ärztliche Blick ist ein klinischer Blick, der ein anonymes und epistemisch, technisch und organisatorisch kontingentes Seh- und Beobachtungsfeld einrichtet. In Bezug auf den sehenden Menschen nimmt dieser Blick dieselbe Art der Dezentrierung oder Streuung vor, wie sie die Analyse der diskursiven Regelmäßigkeiten für den sprechenden Menschen bewirkt. Um 1800 geht es um den institutionalisierten Blick des legitimierten Arztes, der sich den Anomalien zuwendet – wodurch zugleich das Feld des ‚Normalen‘ abgesteckt wird. Die Sichtbarkeit des medizinischen Feldes nimmt eine serielle und statistische Struktur an, indem hier Chancen und Risiken sowie pathologische Phänomene kalkuliert werden (ebd.) und auf diese Weise eine soziale und normalisierbare Tatsache konstituiert wird. Die Machtstrategie des Blickes ist nicht disziplinierend, indem sie auf den einzelnen Körper wirkt, sondern produziert eine visuelle Ordnung des Normalen und lässt Macht als normalisierende Macht wirksam werden.

1.2 Träumen, Imaginieren, Entwerfen: Alternative Bildpraktiken

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt sich eine weitere Diskursposition, die Potenzial für die Analyse heterotopischer[2] Funktionen in bildhaften Prozessen und bildgenerierenden Verfahren birgt. In der Frühphase der Fotographie ließen Techniker_innen ebenso wie Amateure, Künstlerinnen ebenso wie Illusionisten Bilder zirkulieren, die Hybride zwischen Bildern, Fotographien, Pseudobildern etc. waren. Foucault sah die Liebe, die sich mit den Bildern selbst verband, ihre Reisen und Verwandlungen, ihre Verschleierungen und ihre Verkleidung. Diese spontanen Einarbeitungen völlig unterschiedlicher Bildmedien konfigurierten das Feld der Bilder neu. Erstaunt fragte Fou-

2 Mit Heterotopien beschreibt Foucault Orte, die – im Vergleich zu dem, was ‚normal‘ ist – anders sind. Dies können jedoch nicht nur Orte sein, wie z.B. der Jahrmarkt oder der Friedhof, sondern auch Prozesse, wie die Reise (Foucault 2005).

cault, wie Menschen zu dieser Verrücktheit und ungewohnten Freiheit zurückkehren konnten. Das Bild erhielt eine transaktionale Funktion (ebd.).

Nach Foucault liegt das besondere Potenzial des Bildhaften in diesem Dispositiv im Träumen, Imaginieren und Entwerfen, welches eigenen Regeln und spezifischen Strukturen folgt, die nicht im Sprechen und der Sprache aufgehen (wie es beispielsweise die Psychoanalyse annahm). So führt das Bildhafte nach Foucault in der Traumerfahrung eine transzendierende Macht für die menschliche Existenz und die Welt der Imagination mit (Balke 2011: 155) und nimmt hier auch einen eigenen Wahrheitsstatus ein. So wurde das Traumbild als glaubwürdiger Träger göttlicher Botschaften, Hinweise, Befehle oder Ankündigung aufscheinender Ereignisse verstanden. Ähnlich wie der Traum entsteht im Diskurs auch die Imagination als innerliches Bild in der medialen Infrastruktur des Lesens, z.B. im Raum ‚zwischen Buch und Lampe'.

2 Sichtbarkeiten am Kreuzungspunkt von ‚Exzellenz' und ‚Geschlecht'

Für Foucault ist Disziplinierung und Normierung eine neue Regierungstechnik in der europäischen Moderne, eine zweite Regierungstechnik macht er in der Normalisierung und dem Sexualitätsdispositiv aus, welches sich im 17. Jahrhundert herausbildet (vgl. Foucault 1977). Das Sexualitätsdispositiv basiert auf Praktiken des Geständnisses, deren Vorläufer wesentlich die christliche Geständnispraxis des Bußsakraments ist. Im 19. Jahrhundert übernimmt eine neue Instanz diese Aufgabe, die Wissenschaft als eine *scientia sexualis* (ebd.: 67). Sie versorgt die Geständigen mit dem Wissen darüber, welche Sexualität legitim ist und welche nicht. Dadurch erzeugt sie ein spezifisches machtvolles Wissen, welches die sozial akzeptierte Sexualität erst formt. Der sich nun neu entfachende Diskurs über Sexualität ermöglicht es dem Individuum, zu einem Subjekt zu werden, welches sich „selbst regiert und in einer Weise vernünftig wird, dass die Gesellschaft einen privat genannten Bereich des Lebens vorsehen kann" (Nassehi 2019: 70). Im Sexualitätsdispositiv wird nun insbesondere der weibliche Körper in Zusammenhang mit dem Gesellschaftskörper gebracht, da der fruchtbare weibliche Körper den Fortbestand der Gattung sichern soll. So wurde diskursiv eine organische Verbindung zwischen Gebären-Können und Verantwortung für die Erziehung der Kinder installiert. In diesem überlagernden Prozess wird die Frau in die Figur der ‚Mutter' und deren „Negativbild, der ‚nervösen Frau', die sichtbarste Form der Hysterisierung" (Foucault 1977: 126) gespalten. Im Zuge dessen werden Öffentlichkeit und Privatheit vergeschlechtlichte Sphären: Während die Sphäre der Mutter als Subjekt der Reproduktion ‚hinter der Tür', im Privaten agiert (Klaus 1994: 72), rückt die „hysterische Frau" in den Blick der Öffentlichkeit. Es ist der Blick

des Arztes, der Blick des Wissenschaftlers, der nun Wissen über den weiblichen Körper produziert. Dieses Dispositiv bringt als Macht-Wissensnetz wiederum spezifische Sichtbarkeiten hervor – es bezieht sich auf Statistiken und die Körper werden um Normalitätsgrade herum angeordnet.

Diese Diskurs- und Subjektpositionen werden in transformierter Form aber auch für die Sichtbarkeitsordnungen in Wissenschaftsorganisationen relevant. In ihrer modernen Fassung entstehen Wissenschaftsorganisationen im 19. Jahrhundert als Orte, an denen Wissen produziert – und nicht mehr wie zuvor hauptsächlich archiviert – wird. Wissenschaftsorganisationen fügen sich damit in den von Foucault beschriebenen „Willen zum Wissen" ein, der offensichtlich männlich gedacht war/ist: Frauen war der Zugang zu Universitäten bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts nicht erlaubt. Seitdem Frauen Zugang zu Universitäten haben, hat sich ihr Anteil insbesondere seit den Expansionsstrategien tertiärer Bildung ab den 1970er und 1980er Jahren und durch die Neue Frauenbewegung erhöht. Während über 50% der Studierenden mittlerweile weiblich sind, ist der Frauenanteil unter den höchstdotierten Stellen der Universität jedoch noch immer wesentlich geringer und liegt bei circa 20% (Destatis 2019). Die Frage nach der Sichtbarkeit von Geschlecht wurde zunehmend zu einer rechtlichen und damit auch einer institutionellen Frage. Nach langen außer- und innerparlamentarischen Kämpfen institutionalisierte sich die Frauenbewegung im Laufe der 1980er und 1990er Jahre. Zunächst vor allem in öffentlichen Einrichtungen und Organisationen wurde das neue Amt der Frauenbeauftragten geschaffen und verankert (Blome et al. 2013). Seither wird die Frage nach Geschlechtergleichstellung und Geschlechtergerechtigkeit breit öffentlich diskutiert und in politische Strategien eingebunden – so z.B. in den Debatten um Quotierung. In der Wissenschaft werden entsprechende Programme etabliert, wie z.B. das Professorinnen-Programm. Auch die Exzellenz-Initiative des deutschen Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung wurde in den 2000er Jahren eingeführt. Die Legitimationsbasis solcher Programme changiert zwischen juridischen, politischen und ökonomischen Argumentationsfiguren und Rationalisierungen. So ist oftmals die Rede vom ‚Wissenschaftsstandort Deutschland', den es ‚zu stärken' gelte (Münch 2007). In diesen Programmatiken ebenso wie den sich hier anschließenden Programmen wird diskursiv die Frage nach Geschlechtergleichstellung als eine Frage der Exzellenz umformuliert und als ein Bewertungskriterium in die Exzellenzinitiative integriert. Dies brachte ein neues Sichtbarkeitsregime hervor, in dem insbesondere junge Frauen luminöses Potenzial erhielten und diskursiv zu ‚subjects of excellence' wurden (Wieners/Weber 2020). An diesem Kreuzungspunkt neoliberaler Exzellenz- und politisch-juridischer Geschlechtergleichstellungsdiskurse rückt die Subjektposition der ‚weiblichen Nachwuchswissenschaftlerin' als „subject of excellence" (McRobbie 2004: 257) in den öffentlichen Blick.

3 Im Erhebungssetting ‚Exzellenz und Geschlecht': Die Kamera als epistemisches Objekt und Instanz der Fixierung flüchtiger Performativität

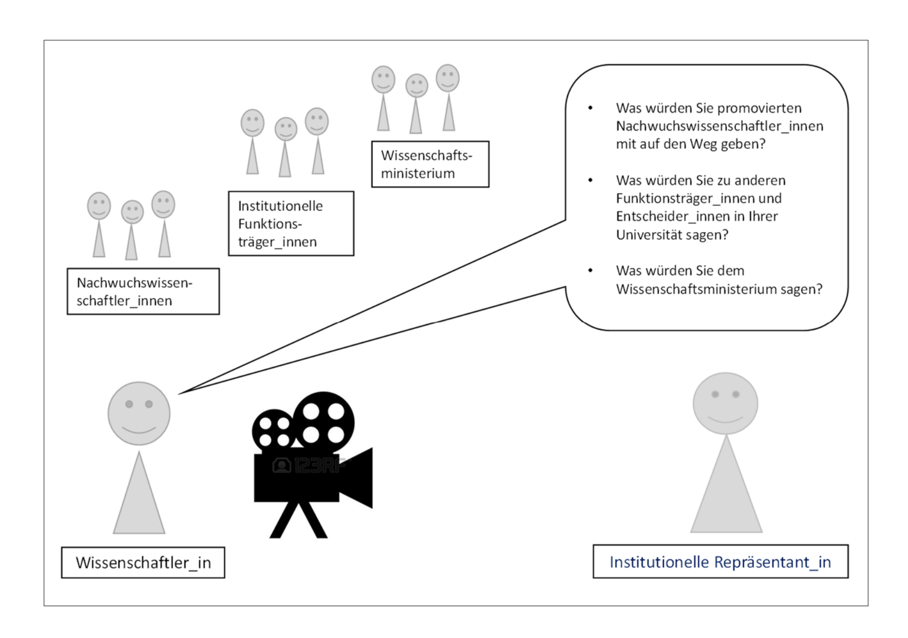
Im Forschungsprojekt *Am Kreuzungspunkt von Exzellenz und Geschlecht: Institutionelle Programmatiken und organisationale Strategien*[3] sind wir der Frage nachgegangen, wie sich Diskurse um Exzellenz und Geschlecht in verschiedenen Wissenschaftsorganisationen entfalten und durch Dispositive organisiert werden. Die Diskurse wurden aus diskursanalytischer Perspektive an drei ‚Oberflächen des Auftauchens' analysiert: den Organisationswebsites, mittels Interviews mit Gleichstellungsbeauftragten und der Leitung des Referats für wissenschaftlichen Nachwuchs sowie durch Videoaufnahmen mit ebendiesen. Methodologisch sind wir dispositivanalytisch vorgegangen (Wieners/Weber 2019; Weber/Wieners/Grosse 2018).

Die Videographien sind der abschließende Teil der Interviews mit Gleichstellungsbeauftragten und Referenten[4] für wissenschaftlichen Nachwuchs, welche wir als institutionelle Repräsentant_innen adressieren. Die Interviews und Videoaufnahmen fanden immer in den Räumen der jeweiligen Organisation statt, zumeist in ihren Büros oder in Besprechungsräumen. Es handelte sich bei der Interviewsituation also um Zweiergespräche in abgegrenzten Räumen der Organisation. Sie waren in diesem Sinne quasi öffentliche Räume, jedoch fanden sie zumeist abseits des Organisationsalltags statt. Das Interview bestand aus drei Teilen: Im ersten Teil wurde nach dem Weg in die Organisation und die jetzige Position gefragt, im zweiten Teil nach den institutionellen Programmatiken und im dritten Teil wurden die Interviewten gebeten, drei kurze Statements an unterschiedliche Personengruppen zu richten. Dieser letzte Teil des Interviews wurde nach Einwilligung der Interviewten videographiert. Das Forschungssetting für den videographischen Teil ist dabei wie folgt aufgebaut: Nach dem Interview wurde der_die Repräsentant_in der Wissenschaftsorganisation aufgefordert, unterschiedliche Adressat_innen im akademischen Mehrebenensystem zu imaginieren und entsprechende programmatische ‚Botschaften' an diese – in die Kamera als öffentliche Instanz hinein – zu formulieren. Konkret wurde danach gefragt, was die befragte Person promovierten Nachwuchswissenschaftler_innen mit auf den Weg geben würde, was sie aus ihrer Position als Gleichstellungsbeauftragte/als Leiter des Referats für wissenschaftlichen Nachwuchs zu anderen Funktionsträger_innen und Entscheider_innen in ihrer Universität sagen würde und was sie dem Wissen-

3 Das Projekt wurde von Dezember 2016 bis Oktober 2018 durch das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst im Schwerpunkt Geschlechterforschung gefördert.

4 In allen sechs untersuchten Organisationen waren diese männlich.

schaftsministerium sagen würde. Nachwuchswissenschaftler_innen, akademische Funktions- und Entscheidungsträger_innen ebenso wie Ministerien wurden so im und mittels des Diskursraum(es) der Hochschulprofessionellen adressiert.



Während die Kamera in der methodologischen Diskussion in den Sozialwissenschaften in manchen Arbeiten als neutraler Beobachter angesehen wird (Turner et al. 2013), wird sie in praxis- und kulturtheoretischen Arbeiten hinsichtlich der Reaktanz diskutiert (Tuma et al. 2013) oder es rückt die Interaktion der Beforschten mit der Kamera in den Fokus (Reh 2014; Heath 1986). Reaktanz wird dabei zumeist als ein methodisch „recht gut zu bewältigendes Problem“ (Tuma et al. 2013a: 14) bezeichnet, insofern die Beforschten die Kamera sehr bald nicht mehr beachten würden. Der Umgang mit der Kamera müsse daher vor allem ein reflektierter Forschungszugang sein. Tagg (1995) hingegen argumentiert nun, dass die Kamera nicht einfach nur ein zufälliges Produkt einer Zeit ist, sondern dass die Kamera als Produkt einer politischen Ökonomie und in Dispositiven zu sehen ist. Sie ist nach Tagg (1995) also nicht neutral, sondern sie übt eine Macht aus, die in institutionelle Praktiken des Sehens eingebunden ist. Die Kamera selbst ist also als diskursives Artefakt in historische Wissensordnungen eingebunden.

Unser Forschungssetting als visuelle (An-)Ordnung eröffnet verschiedene Blickrichtungen und Blicke, die Bilder in der Kamera hervorbringen. Da unterschiedliche Öffentlichkeiten adressiert werden, ist die rollenförmige institutionelle Repräsentation – und damit auch der jeweilige organisationale diskursive Raum – angesprochen. Die Kamera ist auf die_den institutionelle_n Repräsentant_in gerichtet, ‚beobachtet' und dokumentiert ihre_seine ‚Performance'. Da wir uns in einem der Wissenschaftsorganisation zugeordneten Gebäude befinden, rahmt die materielle und räumliche Präsenz der Umgebung als ständige organisationale Erinnerung das Geschehen. Die_der institutionelle Repräsentant_in hat – eingebettet in diesen Kontext – verschiedene Blickrichtungen zur Verfügung – die Forscherin, die Kamera, sich selbst und die imaginierten Öffentlichkeiten, zu denen sie_er spricht. Die Forscherin wiederum beobachtet die_den institutionelle_n Repräsentant_in, sie schaut sie_ihn direkt an. Die Beziehung ist insofern nicht asymmetrisch, da die_der Befragte die Aufzeichnung auch verweigern kann. Aufgrund der Einseitigkeit der Aufzeichnung und der weiteren Verwendung und Analyse ist sie allerdings durchaus als asymmetrisch anzusehen.

Während in der Videographie die Kamera zumeist nicht mit den Beforschten interagieren soll, nimmt sie in unserem Forschungssetting einen prominenten Platz ein. Dies liegt zum einen an der direkten Fokussierung der Kamera auf die_den institutionelle_n Repräsentant_in und zum anderen an der Adressierung durch die Wissenschaftlerin. In unserer Forschungsumgebung erzeugt die Kamera somit eine panoptische Situation, eine Bühne, auf der sich die_der institutionelle Vertreter_in darstellen muss. Somit wird hier eine Situation aufgerufen, die das bisherige Interview bricht. Die Kamera dringt praktisch als „Dritte" (Reh 2014: 30) mit in die Forschungssituation ein. Sie wird gleich mehrfach zur Instanz der Öffentlichkeiten, vor denen die Interviewten sich selbst präsentieren und damit auch immer ihre Organisation re-präsentieren sollen. Die Erhebungssituation wird insofern ein „kleines Theater, in dem jeder Akteur allein ist, vollkommen individualisiert und ständig sichtbar" (Foucault 1976: 257). Die Kamera weist dem interviewten Individuum auch eine Position im Raum zu, die diese zwar ausgestalten kann; der Raum selbst ist jedoch aufgrund der Beobachtungs- und Aufzeichnungssituation asymmetrisch organisiert. Die auch durch die Fragen erzeugte quasi-mediale Inszenierung aktualisiert und verstärkt das Wissen um die Beobachtung. Da in verschiedene Zuhörer_innenschaften hineingesprochen wird, variiert und multipliziert sich das Sprech-Handeln. Die verschiedenen imaginierten organisationalen Adressierungen und Öffentlichkeiten lassen eine einsinnige Konformität der Aussagen weniger zu. Gleichzeitig erlauben die kurzen Ansprachen, das diskursive Spektrum der Sag- und Sichtbarkeiten der jeweiligen Organisation in den Blick zu bekommen. Auch wenn die Erhebungssituation für die Befragten keine Selbstverständlichkeit darstellt – immerhin verweigern auch mehrere Befragte

diese forscherische ‚Zumutung' –, sind Kameras generell heutzutage allgegenwärtig. Wie Hagener (2011: 52) schreibt, sind wir „ins Zeitalter des Kamerabewusstseins eingetreten, in dem unsere Vorstellungen vom Selbst und der Welt durch Rahmen bestimmt sind, die der Film und die Medien mit vorgeben". Bilder zeigen somit kulturelle Abbildungen, in welche die Kamera als epistemisches Objekt eingebunden ist: dieses nimmt die Bilder auf, die dann wiederum für Subjekte Identifizierungsmöglichkeiten bieten. Dies wird insbesondere in der feministischen Medientheorie diskutiert. Sontag (1980: 84) zufolge lernen wir „uns selbst mit den Augen der Kamera zu sehen; sich für attraktiv zu halten heißt nichts anderes als zu glauben, dass man auf einem Foto gut aussehen würde". Wie Warfield (2017: 89) zeigt, ist „the camera […] not just a benign technology but also a material interface set within an entangled genealogy of gendered discourses".

Welche Diskurslinien können im Hinblick auf Geschlecht hier produktiv werden? Aktuelle Frauenbewegungen sind medial sehr präsent und es findet eine Politisierung und Diskussion feministischer Themen in den sozialen Medien statt. Gerade in der feministischen Medienforschung wird dies aber als ein zweischneidiges Schwert angesehen: Zwar werden Frauen und feministische Politiken sichtbarer, aber zumeist nur im Zuge einer Neoliberalisierung der Geschlechterverhältnisse, in denen die ‚Befreiung der Frau' zunehmend in gouvernementale Strategien eingebettet und von neoliberalen Diskursen kooptiert und transformiert wird. In der feministischen Medientheorie wird daher diskutiert, inwiefern die Selbstpräsentation von Frauen z.B. in sozialen Medien ein Zugewinn an Handlungsmacht ist oder ob es sich hier um eine Variante des Postfeminismus handelt; denn schließlich müssen sich die Subjekte vor der Kamera nun mit ihren Bildern in einer visuellen Ökonomie beweisen und bewähren. Böhme (2016) verweist hier auf die Figur des ästhetischen Kapitalismus. Im ästhetischen Kapitalismus wird Ästhetisierung zum Kernfaktor fortgeschrittener kapitalistischer Ökonomien (Hartz/Nienhüser/Rätzer 2019). Für Böhme (2016: 27) wird daher die Inszenierung des Selbst zu einem Wert: Ähnlich wie Produkte in Szene gesetzt werden, müssen sich auch die Leben der Menschen – und die Organisationen – in Szene setzen. Der Inszenierungswert wird damit zu einem eigenen Wertbezug. Dadurch bleibt die Wendung der Kamera auf sich selbst weiterhin in regulierende und disziplinierende Strategien postmoderner Gesellschaften eingebunden (McRobbie 2010).[5]

Die Kamera kann in dieser Hinsicht also auch als ein vergeschlechtlichendes epistemisches Objekt des ästhetischen Kapitalismus verstanden werden.

5 Dabei ist zu beachten, dass vergeschlechtlichte Diskurse immer auch intersektional strukturiert sind – im Zusammenhang unseres Forschungssettings wären dabei potenziell auch z.B. das Altern oder die ‚Schönheit' oder körperliche ‚Unversehrtheit' etc. der videographierten institutionellen Vertreter_innen mit einzubeziehen, da Körper alternder oder körperlich beeinträchtigter Frauen seltener medial präsentiert werden und oft unsichtbar sind (Gill 2008; Tiidenberg 2018).

Aus methodologischer Perspektive bringt die Kamera in organisationalen Dispositiven bestimmte vergeschlechtlichte Sicht- und Sprechbarkeiten hervor. In der Forschungssituation kreuzen sich verschiedene Diskurse um Exzellenz und Geschlecht, die einen Überschuss an Bedeutungen erzeugen, welche im Moment der Videoaufnahme verhandelt und in Praxis gebracht werden müssen. Dieses Spiel mit der Kamera und der Öffentlichkeit bietet somit Potenzial für die Analyse von Positionalitäten in der Praxis organisationaler Dispositive (Wieners/Weber 2020). Als Instanz der Fixierung flüchtiger Performativität erfasst die Kamera diese viskursive Praxis nicht nur als (bewegte) Bilder, sondern fixiert sie auch. Indem sie sie aufzeichnet, macht sie sie erst für die Forscher_innen immer wieder reproduzierbar und damit analysierbar.

4 Repräsentieren, Disziplinieren, Normalisieren, Imaginieren – eine Frage der Positionalität in organisationalen Diskursen

Aus diskursanalytischer Perspektive konstituieren sich Subjekte immer in diskursiven Räumen, das heißt im Zusammenspiel diskursiver Materialitäten und Subjektivitäten. Dabei vollzieht sich Subjektivierung handlungspraktisch *in actu* als iterativer und sich so immer weiter perpetuierender Prozess. Menschen verkörpern „demnach nicht schlicht eine klar definierte Subjektposition, sondern sie nähern sich den diffusen und im dekonstruktivistischen Sinne immer gleitenden Signifikanten" (Villa 2016: 416) (etwa Subjektpositionen) in performativen, andauernden, immer zitierenden Praktiken an. Die körperliche Praxis kann demnach am besten als Anähnlichung im Sinne der Mimesis verstanden werden und ist nicht auf eine simple ‚Verkörperung' zu verkürzen (Alkemeyer/Villa 2010). Es sind aus dieser Perspektive dann – die sich im Zusammenspiel konturierenden – Wissensordnungen, welche durch organisationale Dispositive angeordnet und organisiert werden. Mit Rekurs auf Foucaults Dispositive des Bildlichen werden wir abschließend diskutieren, welche Sichtbarkeiten und Sprechbarkeiten auf den bewegten Bildern der Videoaufnahmen entstehen können.

Foucaults topologischem und relationalem Interesse folgend, sind wir in unserem Forschungsprojekt interessiert an den Lokalisierungen und Positionierungen, den Räumen und Architekturen, den materiellen Orten der Visibilität und den institutionellen Lichtordnungen, die Helligkeit und Dunkel verteilen. In der Analyse der filmischen Repräsentationen wird die körperliche Materialität der Inszenierung ebenso relevant wie die Imaginationen und ihre Beziehungen zu sprachlichen Artikulationen. So eröffnet die Adressierung un-

terschiedlicher Öffentlichkeiten variable Subjektivierungen im organisationalen Diskursraum. Das videographisch fixierte Material leistet die Sichtbarmachung in ästhetischen Bildpraktiken am Kreuzungspunkt zwischen Exzellenz und Geschlecht. In den organisationalen Analysen geht es also immer auch darum, wie ein Bild sein soll oder muss (Balke 2011: 169). Jedes videographierte Statement lässt sich hinsichtlich der Verteilungen und Organisiertheit von Sichtbarkeiten und Sagbarkeiten analysieren. In den hier aufscheinenden ‚Lichtordnungen' scheint das jeweilige Objekt auf oder verschwindet (Deleuze 2005) – je nach den Lichtlinien der Sichtbarkeit, die sich entlang der organisierenden Bild-Dispositive anordnen.

Konkret haben wir es hier mit einem Forschungssetting zu tun, das in öffentlichen Organisationen arrangiert wird. In diesem Rahmen sollen Botschaften zu einem politisch diskutierten Thema verfasst werden. Im Forschungssetting werden also nicht nur Sichtbarkeiten, sondern auch Sprechbarkeiten angelegt. Für die_den videographierte_n institutionelle_n Vertreter_in wird hier in dreifacher Weise ein ‚öffentliches Sprechen' angereizt. Indem je spezifisch adressierte institutionelle Wahrheiten zu präsentieren sind, ist Wissen qua Frageimpulse der Forscherin als plural verfasste Positivität zu repräsentieren. Dies ist insbesondere vor dem Hintergrund des Forschungsprojektes zu reflektieren, geht es hier doch um Geschlechtergleichstellung und Nachwuchswissenschaftler_innen. Die Sprechsituation ist somit ein Sprechen über zwei im Wissenschaftssystem hoch politisierte Themen, in welche sowohl der_die institutionelle Repräsentant_in als auch die videographierende Wissenschaftlerin, die in diesem Fall selbst ‚Nachwuchswissenschaftlerin' ist, beide diskursiv verortet und ‚verwoben' – oder auch ‚verstrickt' – sind/werden. Der Blick der Kamera erzeugt somit Erwartungen und ein Sprechen innerhalb von Wissenskodizes von Diskursen über die erfolgreiche junge Wissenschaftlerin im akademischen Bereich.

Aus analytischer Perspektive können dadurch der organisationale Wahrheitsraum sowie die Sichtbarkeit und Sprechbarkeiten der institutionellen Repräsentant_innen als „eine Frage der Lokalität" (Balke 2011: 166; Haraway 1988) diskutiert werden. Das ‚mediale Auge' der Kamera fixiert und materialisiert hier in dreifacher Weise die Adressierungen und damit die je spezifischen institutionellen Wahrheiten der Organisation sowie die Positionen und Positionierungen[6] der institutionellen Repräsentant_innen in ihr. Denn in der Öffentlichkeit zu erscheinen, sichtbar zu werden und in den Blick der Kamera

6 Mit diesen Begriffen verweisen wir auf eine poststrukturalistisch-praxistheoretische Perspektive (vgl. z.B. Wrana 2015). Mit Positionen werden Plätze im Diskurs beschrieben, „die das Subjekt in dem Informationsnetz einnehmen kann" (Foucault 1973:78) – z.B. die Position des Arztes –, die einem Akteur Autorität und Handlungsmöglichkeit verleiht. Positionierung hingegen beschreibt den Prozess des Positioniert-Werdens und des Einnehmens einer Position. In diesem Prozess der Positionierung kann es zu Umdeutungen und Verschiebungen von Wissensordnungen kommen (vgl. Wrana 2015: 129).

zu treten ist aus diskursanalytischer Perspektive mit der Positionalität im organisationalen Diskurs verknüpft. Ausgehend von dieser methodologischen Reflexion sind es dann nicht (nur) die Bilder, die analysiert werden, sondern analytisch richtet sich der Blick auch auf die Frage: Wer tritt in den Blick der Kamera und welche Positionen werden dann geäußert? Was geschieht vor der Kamera in diesem potenziell organisational politisierten Forschungssetting: Repräsentieren, Disziplinieren, Normalisieren oder Imaginieren – oder in welchen Mischungsverhältnissen? Wie soll oder muss das Bild sein, das in diesen Räumen der Organisation als institutionelle_r Repräsentant_in produziert wird? Und welche Botschaften können dadurch an die Öffentlichkeit gerichtet werden? Das videographische Forschungssetting ermöglicht es also, organisationale Macht/Wissensverhältnisse *in actu* in den Bildern der Kamera einzufangen.

Der organisationale Diskurs ist dabei jedoch nie als determinierend aufzufassen, sondern performative Praktiken sind als Spiel von Zitation und Kreation zu verstehen, die sich hier zwischen imaginierten Öffentlichkeiten, der Kamera und der_dem institutionellen Vertreter_in ergeben. So sehen sich die institutionellen Repräsentant_innen zwar „durch die Augen der Kamera" (Sontag 1980: 84) und stellen sich in der Auseinandersetzung mit Bildern und (idealisierten) Imaginationen über sich selbst dar. Jedoch ist Sehen nie einfaches Erfassen und sind Bilder keine einfachen Abbildungen. Beides entsteht in Relationen – einer Relationierung, die Räume für Imaginationen und Umdeutungen ermöglicht, schließlich blicken die Videographierten auch zurück – und in die Zukunft.

5 Blick(an-)ordnungen zwischen Wissensgenese, Ästhetisierung und Transformation

Im hier vorgestellten Forschungssetting liegen Potenziale für ganz unterschiedliche Bild- und Blickordnungen. Sie beschränken sich nicht auf die Repräsentationsfunktion, die das Sichtbare benennt, die Oberflächen, an denen sich die Wahrheit immer schon zeigt, ohne den Blick, der weiter in die Tiefe der Dinge eindringt. Die in diesem Forschungsarrangement zum Einsatz kommende Epistemologie des Blicks bezieht sich auf die epistemischen Strukturen der Sichtbarkeit, die das Feld und den Blick durch die Codes der Exzellenz und des Geschlechts miteinander verbinden. Diese Epistemologie des Blicks bezieht sich aber auch auf die Frage nach Öffnungen und nach der Transformation von Sicht-Weisen im Spiel – und den Kämpfen – der Sichtbarkeiten und Sagbarkeiten in organisationalen Geschlechterordnungen. So verweisen erste empirische Ergebnisse auf die prekären Positionierungen von Gleichstellungs-

beauftragten in Wissenschaftsorganisationen und zeigen die entsprechenden Barrieren eines Sprechens – und der Sichtbarkeit – im organisationalen Diskursraum (Wieners/Weber 2020).

Potenziell ermöglicht das Forschungssetting jedoch nicht nur die Frage nach Normierung und Normalisierung im organisationalen Diskurs, sondern auch die Untersuchung und Analyse von *in actu* aufscheinenden performativen Verschiebungen und imaginativen Umdeutungen. Es verweist damit auch auf die Potenziale heterotopischer Funktionen im videographischen Geschehen. Als repräsentierendes Subjekt der Organisation können auch schöpferische Momente aufscheinen, die sich z.B. in der Imagination zwischen videographiertem Subjekt und fiktivem Publikum ergeben können. Für die diskursanalytische, erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung ist das Forschungssetting damit nicht nur als Forschungsstrategie interessant, sondern auch aus einer politischen Perspektive auf Forschung weiterführend. Was soll Forschung sichtbar machen und wie trägt Forschung selbst zu Wandel bei? Inwiefern ist diskursanalytische Forschung in der Erziehungswissenschaft auch eine „kritische Praxis" (Bellina/Langer 2019: 259), die nicht nur die Machtbedingungen analysiert und aufdeckt, sondern auch in der Anlage ihrer Forschungsprozesse performative Imaginationen integriert (Weber 2018) und imaginierend selbst transformierend wirken kann?

Können Bilder befreit werden? Foucault begeistert sich für eine anarchische, aneignende – auch die Amateure der Bildwelten einladende – und damit demokratisierende Bildpraxis, wie sie in der frühen Phase der Fotographie im 18. Jahrhundert Anwendung fand. Diese experimentierende Bildpraxis war in jeder Hinsicht überschreitend. So ermöglichten die experimentellen Bildpraktiken den Transit zwischen Foto, Diapositiv, Projektion und Malerei. Malerei auf einem projizierten Foto ließ das gemalte Ereignis – aufgrund der Existenz des Fotos – zu einem unablässigen Geschehen werden (Balke 2011: 165). Diese aneignende, anarchische Praxis einer technischen Hybridisierung mündet in die Öffnung der Vorstellung des Künstlerischen als allgemein menschlicher Kreativität (Reckwitz 2017) und intensiviert sich in die Beuys'sche Vorstellung hinein, dass ‚jeder Mensch ein Künstler' sei (Beuys 1995). Foucaults Frage nach der früheren ‚Verspieltheit' verweist damit nicht nur auf Fragen nach der Gegenwart und Zukunft medialer Bildpraktiken, sondern auch auf die Ermöglichungsbedingungen für die Demokratisierung der Geschlechterordnung – und der Organisationen selbst.

Literatur

Alkemeyer, Thomas/Villa, Paula-Irene (2010): Somatischer Eigensinn? Kritische Anmerkungen zu Diskurs- und Gouvernementalitätsforschung aus subjektivationstheoretischer und praxeologischer Perspektive. In: Angermüller, Johannes/van Dyk, Silke. (Hrsg.): Diskursanalyse meets Gouvernementalitätsforschung. Perspektiven auf das Verhältnis von Subjekt, Sprache, Macht und Wissen. Frankfurt am Main: Campus, S. 315–336.
Balke, Friedrich (2011): Michel Foucault. In: Busch, Kathrin/Därmann, Iris (Hrsg.): Bildtheorien aus Frankreich. Ein Handbuch. München: Wilhelm Fink, S. 153–169.
Bellina, Leonie/Langer, Antje (2019): Diskursanalyse und feministische Kritik(en). In: Langer, Antje/Nonhoff, Martin/Reisigl, Martin (Hrsg.): Diskursanalyse und Kritik. Interdisziplinäre Diskursforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 259–285.
Belting, Hans (2008): Florenz und Bagdad: Eine westöstliche Geschichte des Blicks. München: Verlag C.H. Beck.
Beuys, Joseph (1995): Sprechen über Deutschland. Rede vom 20. November 1985 in den Münchner Kammerspielen. Wangen: FIU-Verlag.
Blome, Eva/Erfmeier, Alexandra/Gülcher, Nina/Smykalla, Sandra (2013): Handbuch zur Gleichstellungspolitik an Hochschulen. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
Böhme, Gernot (Hrsg.) (1994): Bild und Text. Was ist ein Bild? München: Fink.
Böhme, Gernot (2016): Ästhetischer Kapitalismus. Berlin: Suhrkamp.
Deleuze, Gilles (2005): Was ist ein Dispositiv? In: Ewald, François (Hrsg.): Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 153–162.
Destatis (2019): Frauenanteil in der Professorenschaft in Deutschland im Jahr 2018 nach Fächergruppen. https://de.statista.com/statistik/daten/studie/197908/umfrage/frauenanteil-in-der-professorenschaft-nach-faechergruppen/ [Zugriff: 24.02.2020].
Flicker, Eva (2019): Medien und Visualität aus kultursoziologischer Perspektive. In: Moebius, Stephan/Nungesser, Frithjof/Scherke, Katharina (Hrsg.): Handbuch Kultursoziologie. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 1–15.
Foucault, Michel (1971): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Foucault, Michel (1973): Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. München: Hanser.
Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Foucault, Michel (1977): Sexualität und Wahrheit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Bd. 77. Berlin: Merve.
Foucault, Michel (2005): Die Heterotopien. Zwei Radiovorträge. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Gill, Rosalind (2008): Empowerment/Sexism: Figuring Female Sexual Agency in Contemporary Advertising. In: Feminism & Psychology 18, 1, S. 35–60.
Hagener, Malte (2011): Wo ist Film (heute)? Film/Kino im Zeitalter der Medienimmanenz. In: Sommer, Gudrun/Hediger, Vinzenz/Fahle, Oliver (Hrsg.): Orte filmischen Wissens. Filmkultur und Filmvermittlung im Zeitalter digitaler Netzwerke. Marburg: Schüren, S. 45–60.

Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: Feminist Studies 14, 3, S. 575–599.
Hartz, Ronald/Nienhüser, Werner/Rätzer, Matthias (2019): Ästhetik und Organisation – Pfade durch ein sich entwickelndes Forschungsfeld. In: Dies. (Hrsg.): Ästhetik und Organisation. Ästhetisierung und Inszenierung von Organisation, Arbeit und Management. Organisation und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer VS, S. 1–25.
Heath, Christian (1986): Body movement and speech in medical interaction. Cambridge: Cambridge University Press.
Klaus, Elisabeth (1994): Von der heimlichen Öffentlichkeit der Frauen. In: Pühl, Katharina/Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse und Politik. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 72–97.
Knorr-Cetina, Karin (1999): Epistemic cultures. How the sciences make knowledge. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
Mitchell, William T.J. (1994): Picture Theory: Essays on Verbal and Visual Representations. Chicago: Chicago University Press.
McRobbie, Angela (2004): Post-feminism and popular culture. In: Feminist Media Studies 4, 3, S. 255–264.
McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Mulvey, Laura (2000): Visual Pleasure. In: Nichols, Bill (Hrsg.): Movies and methods. An anthology. Berkeley, Calif.: University of California Press, S. 57–68.
Münch, Richard (2007): Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Nassehi, Armin (2019): Zur Zurichtung des Privaten. Gibt es analoge Privatheit in einer digitalen Welt? In: Stempfhuber, Martin/Wagner, Elke (Hrsg.): Praktiken der Überwachten. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 63–77.
Panofsky, Erwin (1939): Studies in iconology: humanistic themes in the art of the Renaissance. New York: Oxford University Press.
Prinz, Sophia (2014): Die Praxis des Sehens. Über das Zusammenspiel von Körpern, Artefakten und visueller Ordnung. Sozialtheorie. Bielefeld: transcript.
Reckwitz, Andreas (2017): Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin: Suhrkamp.
Reh, Sabine (2014): Die Kamera und der Dritte. Videographie als Methode kulturwissenschaftlich orientierter Bildungsforschung. In: Thompson, Christiane/Jergus, Kerstin/Breidenstein, Georg (Hrsg.): Interferenzen. Perspektiven kulturwissenschaftlicher Bildungsforschung. Weilerswist: Velbrück, S. 30–50.
Renggli, Cornelia (2007): Selbstverständlichkeiten zum Ereignis machen: Eine Analyse von Sag- und Sichtbarkeitsverhältnissen nach Foucault. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research 8, 2, 38 Absätze.
Rimmele, Marius/Stiegler, Bernd (2012): Visuelle Kulturen – Visual Culture. Zur Einführung. Hamburg: Junius.
Sachs-Hombach, Klaus (2003): Das Bild als kommunikatives Medium: Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft. Köln: Halem.
Sontag, Susan (1980): Über Fotografie. Frankfurt am Main: Fischer.
Tiidenberg, Katrin (2018): Visibly ageing femininities: women's visual discourses of being over-40 and over-50 on Instagram. In: Feminist Media Studies 18, 1, S. 61–76.

Turner, Katie/Ferguson, Shelagh/Craig, Julia/Jeffries, Alice/Beaton, Sarah (2013): Gendered identity negotiations through food consumption. In: Young Consumers 14, 3, S. 280–288.

Villa, Paula-Irene (2016): Judith Butler und die Kultursoziologie. In: Moebius, Stephan/Nungesser, Frithjof/Scherke, Katharina (Hrsg.): Handbuch Kultursoziologie, Bd. 2: Theorien – Methoden – Felder. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 409–419.

Waldschmidt, Anne (2007): Die Macht der Normalität: Mit Foucault „(Nicht-)Behinderung" neu denken. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Stehr, Johannes (Hrsg.): Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 119–133.

Warfield, Katie (2017): MirrorCameraRoom: the gendered multi-(in)stabilities of the selfie. In: Feminist Media Studies 17, 1, S. 77–92.

Weber, Susanne M./Wieners, Sarah (2018): Diskurstheoretische Grundlagen der Organisationspädagogik. In: Göhlich, Michael/Schröer, Andreas/Weber, Susanne Maria (Hrsg.): Handbuch Organisationspädagogik. Wiesbaden: Springer, S. 211–224.

Weber, Susanne M./Wieners, Sarah/Grosse, Leila (2018): Das Netz der Organisation und seine Oberflächen. In: Weber, Susanne M./Truschkat, Inga/Schröder, Christian/Peters, Luisa/Herz, Andreas (Hrsg.): Organisation und Netzwerke. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

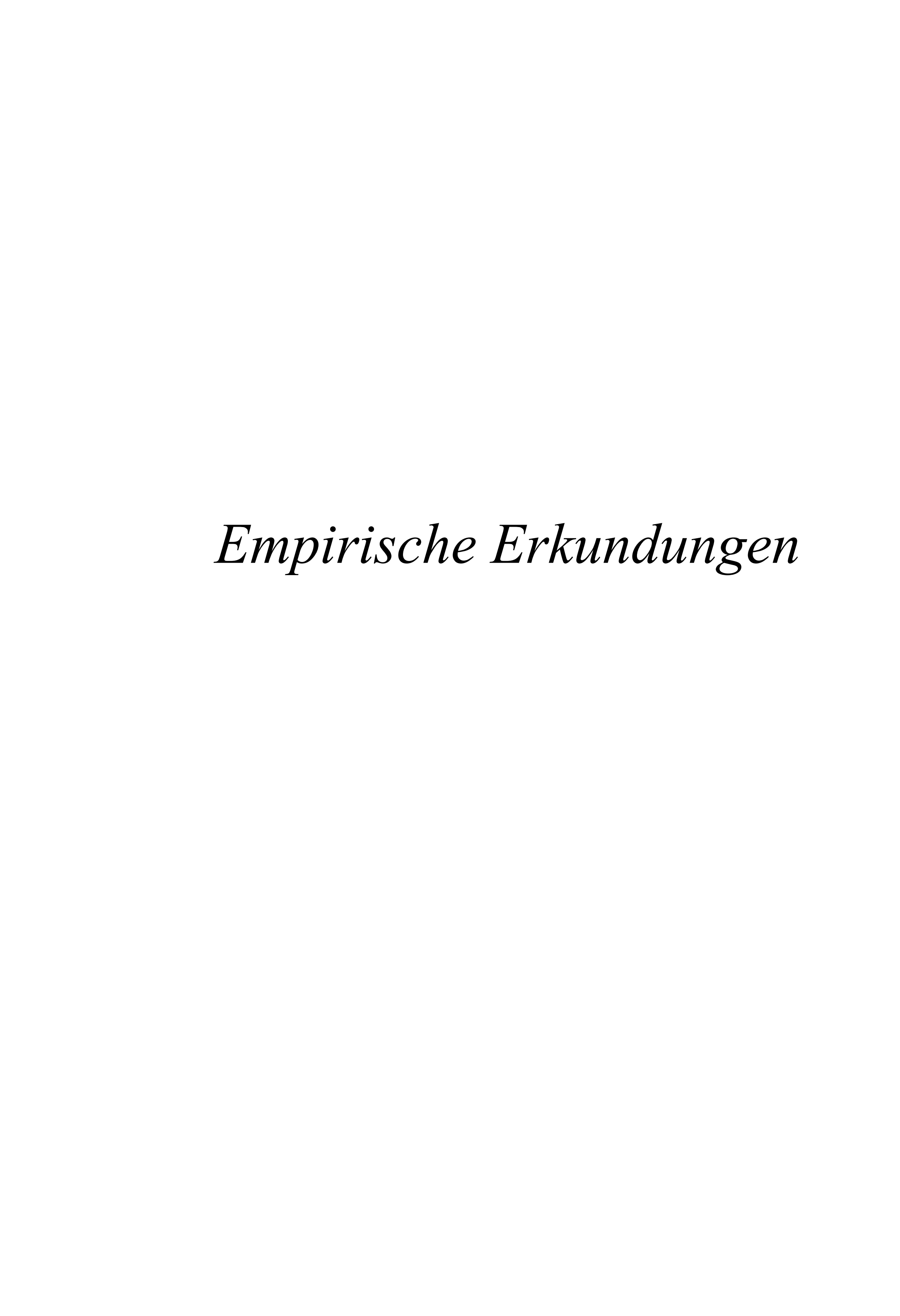
Weber, Susanne M. (2018): Ästhetisierung und Gestaltungsorientierung als Forschungsstrategie der Organisationspädagogik. In: Göhlich, Michael/Schröer, Andreas/ Weber, Susanne M. (Hrsg.): Handbuch Organisationspädagogik. Wiesbaden: Springer, S. 343–354.

Wedl, Juliette/Meier, Stefan (2014): Von der Medienvergessenheit der Diskursanalyse. Reflexionen zum Zusammenhang von Dispositiv, Medien und Gouvernementalität. In: Angermüller, Johannes/Nonhoff, Martin/Herschinger, Eva/ Macgilchrist, Felicitas/Reisigl, Martin/Wedl, Juliette/Wrana, Daniel/Ziem, Alexander (Hrsg.): Diskursforschung: ein interdisziplinäres Handbuch, Bd. 1. Bielefeld: transcript, S. 411–435.

Wieners, Sarah/Weber, Susanne M. (2019): Das Dispositiv als Methodologie in der Geschlechterforschung. In: Kubandt, Melanie/Schütz, Julia (Hrsg.): „Gerne Geschlecht?!" – Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Barbara Budrich, S. 180–196.

Wieners, Sarah/Weber, Susanne M. (2020): Athena's claim in an academic regime of performativity: Discursive organizing of excellence and gender at the intersection of heterotopia and heteronomia. In: Management Learning. Special Issue: Performative University 51, 4, S. 511–530.

Wrana, Daniel (2015): Zur Analyse von Positionierungen in diskursiven Praktiken. In: Fegter, Susann et al. (Hrsg.), Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 123–141.



Empirische Erkundungen

Vater, Mutter, Kind(er)!? Pädagogische Professionalität und Geschlechterverhältnisse im Feld der frühkindlichen Bildung

Kerstin Jergus, Sandra Koch

1 Einleitung: Professionalisierung in der Frühpädagogik

Die Fragestellung, die unsere folgenden Überlegungen leitet, richtet sich auf das Verhältnis von Geschlechtlichkeit und Frühpädagogik im Zusammenhang der Professionalisierungswelle der letzten 20 Jahre in diesem Feld. Geschlechterbezogene Fragestellungen im Hinblick auf Professionalisierungsprozesse in der Frühpädagogik haben bislang erst anfänglich Berücksichtigung erfahren (vgl. Fegter et al. 2019), etwa im Hinblick auf rechtliche Instrumente (vgl. Rabe-Kleberg 2005) sowie im Kontext von Professionalisierung und Männlichkeit (vgl. Rohrmann 2006; Rose/Stibane 2013) und Reproduktionsweisen binärer Geschlechterlogiken (vgl. Sabla/Rohde 2014; Kubandt 2016).

Für unsere Überlegungen greifen wir auf empirisches Material zurück, das im Rahmen eines bereits abgeschlossenen DFG-Forschungsprojekts zu Professionalisierungsprozessen in der Frühpädagogik erhoben wurde und für die vorliegende Frage einer Re-Analyse unter geschlechtertheoretischen Gesichtspunkten unterzogen wird.[1] Das Forschungsinteresse des angesprochenen DFG-Projekts richtete sich auf die gewandelten Professionsverständnisse und Professionalisierungsansprüche an pädagogische Fachkräfte in den Institutionen der Frühpädagogik (vgl. Jergus/Thompson 2017). Untersuchungsgegenstand waren somit jene Aushandlungs- und Selbstverständigungsprozesse, in denen die Fachkräfte ihre pädagogische Praxis sowohl reflektieren als auch unter veränderten Gesichtspunkten – v.a. im Hinblick auf deren Bildungsbedeutsamkeit – beurteilen und orientieren (sollen). Im Zentrum des Forschungsprojektes stand daher die Frage, wie die pädagogischen Fachkräfte ihre fachliche Autorität erfahren und ausweisen (vgl. Jergus/Thompson 2015; Koch 2017a).

1 Das Forschungsprojekt „Autorisierungen des pädagogischen Selbst. Adressierungspraktiken in Fortbildungsveranstaltungen der Frühpädagogik“ wurde 2012–2015 an der Universität Halle/S. gemeinsam von Kerstin Jergus, Christiane Thompson, Sandra Koch, Pauline Starke und Sabrina Schröder durchgeführt. Ein herzlicher Dank für gemeinsames Forschen und Denken geht an diese Gruppe, insbesondere Sabrina Schröder ist für ihre Hinweise zu diesem Text zu danken.

Ein wesentlicher Bezugspunkt für diese Untersuchungsanlage war die jüngere Diskussion um Anerkennung als Teil pädagogischer Praktiken (vgl. dazu Schäfer/Thompson 2009; Balzer 2014), die nicht nur offenlegte, dass und inwiefern pädagogische Fachkräfte selbst unter Anerkennungsbedingungen agieren (vgl. Ricken 2009). Vielmehr eröffneten diese kulturwissenschaftlichen Zugänge zur Anerkennungsproblematik in kritischer Absetzung zu einem verkürzten Verständnis von Anerkennung (als lobendes Wertschätzungshandeln) den Blick für die vielfältigen, mit Anerkennung einhergehenden Subjektivierungsweisen. Infolge dieser, hier nur angedeuteten, Neujustierung im Blick auf die pädagogische Praxis ließ sich auch die systematische Frage nach den Geltungsbedingungen und praktischen Hervorbringungen von Autorität in und durch Anerkennungsprozesse(n) als eine empirische Frage stellen (vgl. Jergus/Koch/Thompson 2013). Das DFG-Projekt untersuchte die Autorisierungsprozesse anhand ethnographischer Teilnahmen an Weiterbildungsveranstaltungen für pädagogische Fachkräfte, zusätzlich auch durch Interviews und mittels Programmmaterialien des bildungs- und sozialpolitischen Bereiches, die allesamt diskursanalytisch ausgewertet wurden (vgl. Jergus/Thompson 2017). Wir verzichten an dieser Stelle auf eine detaillierte Darlegung der Projektergebnisse, möchten jedoch *einen* zentralen Befund benennen: Die pädagogischen Fachkräfte sind angehalten – und verstehen sich selbst in diesem Lichte –, ihre Professionalität als pädagogisch Handelnde darin zu markieren, dass sie sich selbst in einen Bildungsprozess begeben. Anerkannt werden pädagogische Fachkräfte dann, so das entscheidende Fazit unserer Studien, wenn sie sich vor anderen als veränderungsbedürftig und -bereit zeigen und sich auch selbst in diesem Lichte begreifen (vgl. ebd.).

Für den hier interessierenden Fokus auf das Verhältnis von Professionalität und Geschlecht ist die Bedeutung von Familie und Eltern für das Professionalisierungsgeschehen hervorzuheben, denn *eine* wichtige Adresse für die Anerkennung als pädagogische Fachkräfte stellen die Eltern dar: Mit und vor ihnen erfahren und zeigen sich Erzieher*innen als pädagogisch handlungsfähig, ausgestattet mit Fachwissen und kompetent in der Lage, pädagogische Situationen beurteilen zu können (vgl. Jergus 2017). Die gemeinsame Bezugnahme auf das Kind, etwa im Hinblick auf eine individuelle Förderung und Entwicklung des Kindes, vollzieht sich jedoch nicht ohne Widerstreit, sondern ereignet sich vielmehr im Spannungsverhältnis von Kooperation und Konflikt (vgl. Jergus 2016).

Im Folgenden wenden wir uns nun der bislang im Kontext dieser DFG-Forschung offen gebliebenen Frage zu, inwiefern und auf welche Weise Geschlechterdimensionen von Bedeutung für das geschilderte Professionalisierungsgeschehen sind. Wir haben dafür die empirischen Daten erneut analysiert, wobei hervorgehoben werden muss, dass Geschlechterdimensionen insgesamt kaum ausdrücklich in den Materialstellen auftauchen: *Wenn* geschlechtliche

Dimensionen thematisiert werden, dann im Wesentlichen anhand von Mütter(lichkeit) und Väter(lichkeit); nur selten werden Kategorien wie weiblich/männlich, Männer/Frauen bzw. Jungen/Mädchen aufgegriffen.

Zunächst werden wir knapp skizzieren, wie das Verhältnis von Eltern bzw. Familie gegenüber der staatlich institutionalisierten Kindheit in den letzten Jahren situiert wurde (2). Daran anschließend zeigen wir anhand der ausgewählten Materialstellen, wie Familialität und Geschlecht im Rahmen der Weiterbildungsveranstaltungen für Erzieher*innen thematisiert werden (3), um abschließend zu fragen, ob und wie sich pädagogische Professionalität und Geschlechtlichkeit im Spiegel heteronormativer Muster einordnen lassen (4).

2 Familialität und Elternschaft im Wandel

Das angesprochene Professionalisierungsgeschehen beruht auf vielfältigen Verschiebungen in den Institutionen der frühen Kindheit und deren staatlicher Regulierung (vgl. Tervooren 2010; Richter/Andresen 2012; Ramaekers/Suissa 2012; Smeyers 2012; Mierendorff 2018). Vor dem Hintergrund einer veränderten staatlichen Governance, die stärker auf Outputsteuerung setzt, werden die frühestmögliche Förderung und eine gelungene Kindheit zur scheinbar alternativlosen Rationalität staatlicher Investition (vgl. Olk 2007; Diehm 2012). Diese Neubewertung kindlicher Bildungsprozesse führte vor allem zur bereits angesprochenen Professionalisierungswelle im frühpädagogischen Bereich (vgl. Neumann 2014; Betz/Cloos 2014). Zu den Aspekten einer verstärkten Regulierung und Formalisierung der frühen Kindheit zählen etwa die Bildungspläne der Bundesländer oder die obligatorisch im Vorschulbereich verankerten Sprachstandserhebungen sowie Entwicklungsbeobachtungen (vgl. Lange 2010).

Eine Folge dieser veränderten Aufmerksamkeiten für die (frühe) Kindheit ist eine verstärkte und zu einem früheren Zeitpunkt einsetzende Aktivierung und Responsibilisierung *aller* Akteure, die an der Bildung und Förderung des Kindes beteiligt sind (vgl. Oelkers 2007; Seehaus 2014; Thon et al. 2018). In diesem Zusammenhang änderte sich auch die Einschätzung, ob und in welcher Weise Familien bzw. Eltern die Bildungs- und Lernkarriere ihres Kindes angemessen zu begleiten in der Lage seien. Vermehrt richten sich dementsprechend in den letzten Jahren bildungs- und sozialpolitische Initiativen an Eltern (vgl. Betz et al. 2013; Fegter et al. 2015). Als *ein* Aspekt, der diese neue Gewichtung zwischen privater und öffentlicher Bildungsverantwortung kenntlich macht, lässt sich die verstärkte Implementierung von sogenannten Erziehungs- und Bildungspartnerschaften nennen (vgl. Cloos/Karner 2010). Das Bild der Partnerschaft – changierend zwischen der intimen Beziehung unbedingter Ver-

trauens- und Liebesverhältnisse einerseits gegenüber dem ökonomisch-wirtschaftlichen Arbeits- und Projektverbund andererseits – überschreibt die Verantwortung für das Aufwachsen von Kindern mit dem Bild einer kooperativen und aktiven Zusammenarbeit im Namen der erfolgreichen Unterstützung des Kindes (vgl. Betz 2015). In partnerschaftlicher Gemeinschaft sollen die Eltern und die Erzieher*innen gemeinsam am Projekt „Guter Kindheit" (Betz et al. 2018) im Sinne des Kindeswohls arbeiten (vgl. Andresen 2014).

Zu diesen Entwicklungen im Bereich der institutionalisierten frühen Kindheit treten Veränderungen im Feld der bildungs- und sozialpolitischen Adressierung von *Familien* hinzu. So fällt etwa auf, dass hierbei vermehrt der ausdrückliche Bezug allein auf Eltern (statt auf Familie) vorgenommen wird. Das scheint zwar einerseits selbstverständlich, konstituiert sich doch die moderne bürgerliche Familie über die auf der romantischen Liebe aufruhende Eheschließungspraxis und die daraus resultierenden Verwandtschaftsbeziehungen, d.h. die biologische Abstammung von Kindern (vgl. Fuhs 2007). Dass also Kindheit und Elternschaft relational aufeinander bezogen thematisiert werden und diese beiden Elemente die Familie konstituieren, kann als selbstverständlich gelten. Umso mehr überrascht angesichts dieser Selbstverständlichkeit, dass immer häufiger in herausgehobener Weise von Eltern(schaft) die Rede ist, wenn es um Familien geht (vgl. Jergus/Krüger/Roch 2018).

Unterschiedliche Entwicklungen spielen hierbei eine Rolle, etwa ein sich seit Längerem vollziehender Wandel der Geschlechterverhältnisse (vgl. Villa/Thiessen 2009; Böllert/Peter 2012). Dieser Wandel hat zur Folge, dass entgegen dem bürgerlich-modernen Familienmodell, in dem die Generationen- und Geschlechterordnung die Freistellung der Frauen *von* Lohnerwerbsarbeit *zum Zwecke* der Sorge und Pflege der Kinder erforderte (vgl. Casale 2012), nunmehr die Freistellung der Frauen *von* Sorge- und Pflegearbeit *zum Zwecke* des Lohnerwerbs staatlicherseits forciert wird (vgl. Jergus 2018). Damit einher gehen vielschichtige Prozesse, von denen hier nur exemplarisch etwa auf die gestiegene Praxis und Wahrnehmung von Väterlichkeit hingewiesen werden kann (vgl. Flaake 2014). Insgesamt lässt sich zudem beobachten, wie Elternschaft in westeuropäischen Gesellschaften zunehmend zu einem *Projekt* wird, dessen materielle Bedingungen einerseits, wohlfahrtsstaatliche Rahmungen andererseits das gelingende Aufwachsen von Kindern zu einem individuellen Erfolgsprojekt werden lassen. Hierzu tragen nicht zuletzt auch die technologischen Möglichkeiten zur Empfängnisverhütung bei, wie auch das staatliche Interesse am Gelingen früher Kindheit zugenommen hat (vgl. Jurczyk et al. 2014).

Diese beiden Entwicklungen im Feld der (frühen) Kindheit, zum ersten eine durch Professionalisierungsprozesse induzierte Veränderung in der Beurteilung elterlicher Begleitung von Bildungsprozessen und zum zweiten eine Pluralisierung von Elternschaftsformen bei gleichzeitiger sozialpolitischer Aktivierung von gelungener Elternschaft, bilden den zeitdiagnostischen Hintergrund der folgenden Analysen.

3 Pädagogische Professionalität im Zusammenhang mit Familialität und Geschlechtlichkeit

Wie nun, so lautet die analytische Frage an das empirische Material aus den Weiterbildungsveranstaltungen, beziehen sich pädagogische Fachkräfte auf Eltern? Wir wenden uns zuerst einer Materialstelle zu, in der die Begegnung pädagogischer Fachkräfte und Eltern mit *Mütterlichkeit* in Verbindung gebracht wird. Dabei fällt insgesamt bezogen auf das empirische Material auf, dass bei den Teilnehmer*innen in jenen Passagen, in denen Mütter(lichkeit) zum Thema gemacht wird, eine Distanzierung von Mütterlichkeit dominant ist. Es findet sich tatsächlich keine einzige Materialstelle, in der die pädagogischen Fachkräfte im Rahmen der Weiterbildungsveranstaltungen positiv auf Mütter Bezug nehmen.

Exemplarisch nennen wir hierfür eine Diskussion unter den Teilnehmer*innen, in der es um die Bezeichnung „Tagesmütter" geht:

> „Irgendwann entbricht eine Diskussion über den Begriff ‚Tagesmutter' und ob dieser angebracht ist. Sie verstehen sich nicht als ‚Ersatz-Mütter' und der Begriff würde den Beruf entwerten. Eine TN gibt gewissermaßen einen historischen Überblick über die Rolle der Mutter und dass der Begriff deshalb diskreditieren würde, weil die Mutterrolle immer schon selbstverständlich und mit nur wenig Wertschätzung behandelt worden ist. Kleo sagt, dass es ja eigentlich ‚Tagespflegeperson' heißt." (P: 020, Z: 216–222)

Im Kern wird von den Diskutierenden problematisiert, dass aufgrund der wörtlichen Nähe zum Begriff „Mutter" eine unzureichende Professionalität unterstellt werde, die als Abwertung sowohl von Mutterschaft als auch als eine Entwertung des pädagogischen Handelns von „Tagespflegepersonen" wahrgenommen wird. In der strikten Abgrenzung zu Vorstellungen von Mutterschaft scheinen sowohl die Potentiale als auch die Würdigung pädagogischer Professionalität dieser Berufsgruppe zu liegen. Mit anderen Worten: Die Aufgabe von Tagespflegepersonen bestehe gerade *nicht* darin, die Tätigkeiten der Mütter zu ersetzen.

Generell finden sich im Material viele Stellen, in denen Mütter als Gegenüber und Spiegel des pädagogischen Handelns gesehen werden, wie sich beispielhaft in folgender Szene ablesen lässt – ein Dialog, wie wir ihn im Verlauf vieler Weiterbildungsveranstaltungen in sehr ähnlicher Form erlebt haben:

> „Weiterbildner*in: Wissen Sie, wie Maxi-Cosis entwickelt wurden? Maxi-Cosis sind eine Imitation der Liege-, Liegestühle für Kinder, die nicht mobil sind. Also das sind sozusagen abgewandelte Gipsbetten. Ja, das ist ja der Körperform des Kindes angepasst, damit es bloß kein Ausweichen gibt entsprechende, ähm, Grenzen nicht, damit nicht rausgefallen werden kann und dann wird das Kind fixiert.
>
> Teilnehmerin 3: Und schädlich…
>
> Teilnehmerin 2: Dann ist es genauso wie Sie jetzt gesagt haben, das Kind wird, weil die Mama ja Bildungsanspruch hat, überall hin mitgenommen. Also es steht morgens beim

> Frühstück machen in der Küche dabei, ist total interessiert, kann aber aus dem Ding nicht raus, es kann sich gar nicht beteiligen, es kann keine Unordnung machen, weil es in dem Maxi-Cosi sitzt." (P: 003, Z: 1721–1733)

Die Teilnehmer*innen und der/die Weiterbildner*in teilen in diesem Gespräch sowohl eine Beobachtung als auch deren Einschätzung: Ein kindgerechter Umgang von Müttern mit ihren Kindern wird angezweifelt und kritisch beurteilt. Die Mutter, hier in häusliche Tätigkeiten eingespannt, könne dem Kind, das sich beteiligen will oder jederzeit Unordnung verbreiten kann, gerade durch den Anspruch der Vereinbarkeit von häuslicher Tätigkeit und Aufmerksamkeit für das Kind nicht gerecht werden. Es gibt eine Vielzahl solcher Szenen, in denen die pädagogischen Fachkräfte in der Begegnung mit Müttern eine Gelegenheit sehen, letztere über frühkindliche Bildung zu belehren – und also den erwähnten „Bildungsanspruch" der Mütter so aufzunehmen, dass er durch die Interventionen der pädagogischen Fachkräfte gestillt werden könnte.

Neben den Müttern finden sich selbstverständlich auch Väter als Bezugspunkte des Weiterbildungsgeschehens, wobei deutliche Differenzen hervortreten. In der nächsten exemplarischen Materialstelle wird in einer Veranstaltung eine Übung im Bewegungsraum angekündigt, bei der es in den Worten des Weiterbildner*s/der Weiterbildner*in darum geht, sich darüber gewahr zu werden, „welche Bildungsbereiche da angesprochen werden, was die Kinder wann lernen" (P: 003, Z: 1911–1912). Während der Übung – die darin besteht, Ballons auf einer Plane zu balancieren – nimmt die/der Weiterbilder*in zunächst eine Beobachtungsposition ein. Dann jedoch wird gewissermaßen aus dem „Off" in den Ablauf eingegriffen, wie das Protokoll notiert:

> „So ich bin jetzt mal ein Vater und komme in die Kita in genau dieser Situation: ‚Mhmm, was machen Sie denn da für einen Unsinn? Ist das gut für mein Kind?' Alle schauen irritiert, auch ich und wir warten, was der ‚Vater' noch zu sagen hat. Alle gucken sich ein bissl fragend an, dann setzt der ‚Vater' wieder ein: ‚Was soll denn das, machen Sie doch lieber etwas Sinnvolles mit dem Kind, etwas, wobei es was lernt.'" (P: 003, Z: 1951–1956)

Für diese Szene lässt sich zunächst festhalten, dass die Teilnehmer*innen hier im schillernden Spiel zwischen Übung und Prüfung – aus der Doppelposition von Weiterbilder*in und Vater – aufgerufen werden, ihre pädagogische Urteils- und Handlungskompetenz unter Beweis zu stellen und explizieren zu können. Der didaktische Sinn des Geschehens wird von der/dem Weiterbildner*in wie folgt gerahmt:

> „Ich habe jetzt mal den ‚dummen Vater' gemacht, der in die Kita kommt und dem man erklären können muss, warum Sie was wann machen." (P: 003, Z: 1965–1967)

Wir lesen diese Szene so, dass hier im geschützten Rahmen der Weiterbildung Formen pädagogischer Professionalität eingeübt werden, etwa indem das Lernen von Kindern als lehr-, lern- und spielbarer Gegenstand gerahmt wird. Die

Teilnehmer*innen sollen in die Lage versetzt werden, ihr pädagogisches Wissen transparent ausweisen können. Der ‚dumme Vater' wird hierbei als Instanz eingeführt, der eine Unterbrechung des pädagogischen Alltags herbeiführen kann und dem gegenüber Begründung und Legitimität des pädagogischen Handelns auszuführen ist. Es ist diese Unterbrechung, die dem Tun der Erzieher*innen einen anderen Modus abverlangt, denn durch den Abbruch des Spiels wird die Übung in eine Szene der Veranschaulichung und Demonstration von pädagogischer Professionalität überführt. Eine Anerkennung pädagogischer Professionalität entsteht so im Spiegel von einerseits väterlichem Unwissen (gegenüber der konkreten Situation) und andererseits väterlichem Rationalitätsanspruch (im Hinblick auf geltende Ansprüche an frühkindliche Bildung). Aus dieser doppelten Position gerät der väterliche Blick zur prüfenden Instanz und wird mit dem Anspruch ausgestattet, das Tun als pädagogisch sinnvolles Handeln befragen und einschätzen zu können.

Nun könnte hier der Erklärung des Fortbildner*s/der Fortbildner*in gefolgt werden, dass es sich lediglich um ein didaktisches Instrument handelt: Diese Übung dreht sich unter diesem Gesichtspunkt um die Tatsache, dass pädagogisches Handeln nicht einfach so geschieht, sondern sich unter reflektierten begrifflichen Gesichtspunkten zu vollziehen hat. Aus einer solchen didaktischen Perspektive erscheint die Einführung einer prüfenden und beurteilenden Instanz in Form des Vaterblicks eventuell weniger fragwürdig und hätte auch durch die Position eines Kolleg*en/einer Kolleg*in, durch eine Fachberatung oder die Hospitation des Fortbildner*s/der Fortbildner*in selbst eingenommen werden können.

Umso interessanter erscheint uns der Umstand, dass in einem anderen Protokoll erneut ein Vater als derjenige auftaucht, der gleichermaßen zu wissen und zu prüfen begehrt. Es handelt sich hierbei jedoch nicht um einen didaktisch imaginierten Vater, sondern um eine ethnographisch protokollierte Abschlussevaluation, zu der ein Vater gesondert eingeladen wurde, da er laut Protokoll im Vorfeld

> „mehrmals kritisch nachgefragt [hatte], was denn die Fortbildungsreihe beinhaltet, irgendwie scheint das an dem Elternabend nicht ganz klar geworden zu sein. Daraufhin hatte ihn die Leiterin zu dieser Abschlussevaluation eingeladen, er ist also gar kein richtiger Elternvertreter." (P: 022, Z: 407–410)

Im Protokoll zu dieser Veranstaltung wird der eingeladene Vater als „gelangweilt" (vgl. ebd.) beschrieben, ehe er nachfragend in Erscheinung tritt:

> „Der Vater nickt, scheint aber noch nicht zufrieden zu sein. Ich notiere mir, dass alle weiteren Erklärungen etwas Rechtfertigendes haben. […] Ich bin unsicher, ob der Vater zufriedengestellt ist. Im Folgenden scheint es bei den restlichen Fotos hauptsächlich darum zu gehen, den Vater weiterhin zu überzeugen." (P: 022, Z: 420–456)

Ob in der Imagination oder im realen Vollzug: Das hier zur Schau gestellte väterliche Interesse wird von den pädagogischen Fachkräften zum Anlass für

die Darstellung und Generierung pädagogischen Wissens gemacht, wie wir es ähnlich in einer dritten Szene finden: Eine Teilnehmerin der Weiterbildungsveranstaltung bringt hierbei eine Beobachtung aus ihrem Alltag ein,[2] die sie kurz grinsend und zunächst leise als „Schmuddelkram" (P: 018, Z: 657) bezeichnet, ehe sie daraufhin beschreibt, wie mehrere Kinder einander berühren:

> „Die Jungs, die beteiligt waren, so Martha, wechselten sich schnell ab: ‚auf den Rücken gelegt, Schlüpper runter, einmal rausgeholt, angefasst, kitzelt, wieder angezogen, Wechsel'." (P: 018, Z: 817–820)

Im Anschluss schildert die Teilnehmerin ihr Empfinden beim Aufschreiben dieser Szene:

> „Hm, ich hab' auch beim Schreiben ne ganze Zeit gebraucht. Is' das eigentlich eklig, was ich mache so beim Aufschreiben. Also diese so – hey wenn da jetzt einer reinkommt und mich sieht. Wir haben eine Tamara, die wird immer um zehn halb elf oder um die Zeit abgeholt und geht mit. Und dann dacht ich hinterher: oooch wenn der Vater jetzt reingekommen wäre, um Tamara abzuholen, und mich hier gesehen hätte, wie ich hier sitze und diese Situation mitschreibe und nüscht tue. Der hätte mich in den Boden gestampft. Erstmal berechtigter Weise – also nicht berechtigter Weise, aber ich hätt's verstanden." (P: 18, Z: 833–841)

Ohne hier auf den weiteren Verlauf der Diskussion im Umgang mit dieser Schilderung eingehen zu können,[3] wollen wir die Aufmerksamkeit auf die wiederholte Installierung des väterlichen Blicks lenken. Dieser Blick erhält auch hier die Funktion, das eigene Handeln unter anderen Gesichtspunkten einzuschätzen. Der Vaterblick eröffnet somit nicht nur einen Reflexionsraum, der einen Außenblick auf das eigene Handeln erlaubt, sondern führt auch die Ebene der Rechtfertigung und Legitimierung ein, die von der Installierung des Vaterblicks auszugehen scheint. Beinahe in Dialogform wird hierbei ein Widerstreit aufgeführt: zwischen dem Anspruch auf verallgemeinerbare, übergreifende Begründungen einerseits und demgegenüber andererseits der komplex-situativen, am Einzelfall der Kinder orientierten Entscheidung der pädagogischen Fachkraft, das Geschehen als Teil kindlichen Spiels sich vollziehen zu lassen und nicht einzuschreiten. Zwar wird hier der väterliche Blick erneut als eine Möglichkeit der Unterbrechung im Fluss der Situation appliziert, er verbleibt jedoch im imaginierten Raum und wird erst im Nachhinein zum Anlass der Frage nach „berechtigten" Positionen. Es ist dieser Widerstreit zwischen dem, was als berechtigt und unberechtigt gelten kann, der seitens der

2 Der Stellenwert von Dokumentationen für das Professionalisierungsgeschehen kann hier nicht angemessen eingeholt werden, nur knapp können wir darauf hinweisen, dass Instrumente der Beobachtung und Dokumentation von hoher Bedeutsamkeit für das Autorisierungsgeschehen als pädagogische Fachkraft sind (vgl. Koch 2017b; Koch/Nebe 2013).

3 Die in dieser Szene verhandelte Problematik eines pädagogischen Umgangs mit kindlicher Sexualität scheint in unseren Augen eine weiterführende, mit den hier analysierten Fragen der Geschlechtlichkeit in pädagogischen Zusammenhängen durchaus in Verbindung stehende, Forschungsfrage zu sein, der wir an anderer Stelle nachgehen.

Teilnehmerin zum Anlass genommen wird, sich im Rahmen der Weiterbildung als professionelle pädagogische Fachkraft zeigen zu können: Ihre Beobachtung und Reflexion lässt sich gut in das Weiterbildungsgeschehen einbringen, denn sich selbst zu befragen und die Komplexität pädagogischer Situationen auf diese Weise zum Gegenstand werden zu lassen, erfüllt den Anspruch an eine professionelle pädagogische Fachkraft im Weiterbildungsgeschehen.

4 Pädagogische Professionalität und heteronormative Geschlechtlichkeit

Bezogen auf unser Material lässt sich zusammenfassen, dass elterliche Positionen als Abgrenzungsfolie und Spiegel pädagogischer Professionalität fungieren. Pädagogische Fachkräfte zeigen und erleben sich in den Begegnungen mit Eltern als fachlich aussagekräftig und pädagogisch kompetent. Zwar treten pädagogische Fachkräfte gegenüber beiden Elternpositionen *als Wissende* auf, jedoch mit einem wesentlichen Unterschied entlang heteronormativ getrennter Elternpositionen: Gegenüber Vätern nehmen sie eine Position des Wissens ein, die sich dem prüfenden Blick aussetzt, während sie gegenüber Müttern ihrerseits die prüfend-beurteilende Position einnehmen und diese gar belehren.

Bilanzierend ließe sich also festhalten, dass Eltern einen zentralen Bezugspunkt für die professionelle Autorisierung der pädagogischen Fachkräfte darstellen, diese Bezugnahme jedoch – in Erweiterung zu den bislang zu dieser Frage vorgelegten Analysen (Jergus 2016, Jergus 2017) – einen geschlechterkonnotierten Index hat.

Angesichts der Professionsgeschichte des frühkindlichen Bereichs, der historisch einen wichtigen Bezugspunkt im Konzept der „geistigen Mütterlichkeit“ (Jacobi 1990) besitzt, lassen sich die Befunde so einordnen, dass sich traditionelle Geschlechterpositionen offenbar nicht allein im Hinblick auf die Geschlechterdifferenz der pädagogischen Fachkräfte fortsetzen. Vor dem Hintergrund, dass die Mehrzahl der pädagogischen Fachkräfte in Institutionen der Kindertagesbetreuung nach wie vor weiblich ist, erscheint dies kaum verwunderlich. Zwar hat sich der Anteil männlicher Fachkräfte in Kindertageseinrichtungen in den letzten 5–10 Jahren fast verdoppelt, jedoch sind männliche Fachkräfte im bundesdeutschen Durchschnitt nach wie vor mit einem eher marginalen Anteil von ca. 6% in Kindertageseinrichtungen vertreten (vgl. Stat. Bundesamt 2020).

Dass der männliche Blick des Vaters zur prüfenden Instanz gemacht wird, könnte darauf beruhen, dass dieser als dem Bereich nicht zugehörig aufgefasst wird. Es könnte daher zunächst vermutet werden, dass der frühpädagogische Bereich als implizit weiblicher Bereich wahrgenommen wird, der sich dem Außen des männlich-väterlichen Blicks gegenüber zu legitimieren habe. Die

Autorität dieses Blicks wird somit zum Spiegel des eigenen Autorisierungsgeschehens als kompetente und fachliche Pädagog*in, die diesen Blick dann auch auf die Mütter zu richten in der Lage ist. Der väterliche Blick als das Außen des erzieherischen Alltags, der das Handeln zu unterbrechen und zu prüfen vermag, steht im relationalen Gegensatz zum mütterlichen Handeln als in den Alltag eingebettet, schwer zu durchbrechen und der pädagogischen Prüfung, Beobachtung und Beurteilung, wenn nicht gar Verbesserung bedürftig.

Ein solcher Schluss wäre jedoch in mehreren Hinsichten zu befragen, denn er müsste den eingangs skizzierten Wandel von Familialität außer Acht lassen, selbst wenn traditionelle Geschlechterrollen in der Aufteilung von Care- und Sorgearbeit nach wie vor große Beharrungskraft zu besitzen scheinen. Unberücksichtigt bliebe von einer solchen Schlussfolgerung auch die Pluralisierung von Elternschaftsformen, die Patchwork-, Single- und gleichgeschlechtliche Elternformen umfassen. In unseren Augen wäre vielmehr an dieser Stelle eine weitere Theoriearbeit und Empirie zu beginnen, die unterschiedliche Facetten stärker auszuleuchten hätte, als wir es hier entlang der empirischen Datenbasis tun konnten. Wir wollen daher abschließend einige Punkte ansprechen, die für eine solche Weiterführung von Bedeutung sind:

Erstens wäre für die Theorie pädagogischer Autorität eine historische und empirische Reflexion der geschlechterbezogenen Dimensionen von Autorisierung als Anerkennungsgeschehen vorzunehmen. Unsere Analysen zeigten deutlich, dass die Etablierung, Anerkennung und Aufrechterhaltung von Autorität in geschlechterspezifischer Weise funktioniert und differierende Anerkennungsmodi umfasst. Hier wäre ausgehend von den empirischen Vollzugsweisen die geschlechterkonnotierte Dimension von Autorisierung theoretisch differenzierter auszuleuchten (vgl. dazu Casale 2016).

Zweitens scheint es erforderlich, der Problematik zwischen Verallgemeinerbarkeit und Situativität in pädagogischen Prozessen nachzugehen, die sich entlang der eingeführten Instanz des väterlichen Blickes zeigte. Dass pädagogische Professionalität eben darin ihren Ausdruck findet, diese Differenz nicht zu nivellieren, sondern ihrer paradoxen Rationalität Geltung zu verschaffen, lässt sich als Kern pädagogischer Professionstheorien kennzeichnen (vgl. Wimmer 1996). Wie sich also der Anspruch auf Allgemeinheit, personifiziert im Vater als Statthalter des „Gesetzes" und der Legitimität des „Symbolischen" (vgl. Lacan 2015), mit der kasuistischen Situativität der pädagogischen Praxis verbindet, die (wie die Mütterlichkeit in den Stellen) durch Reflexion stets belehrt, überholt und optimierbar scheint, wäre Bestandteil einer eigenen theoretischen Reflexion.

Schließlich scheint uns *drittens* eine weitere wichtige Frage darin zu liegen, wie die vorherrschenden eindimensionalen, auf das bürgerliche Familienmodell einer heteronormativen Liebesehe mit biologisch abgestammten Kindern enggeführten, Vorstellungen von Familie einer kritischen Befragung und Dif-

ferenzierung zuzuführen wären. Dass diese Familienleitbilder nicht nur zur politischen und pädagogischen Verklärung eines vermeintlich „naturgegebenen" Familienbildes führen, wie es bspw. in Auseinandersetzungen um „Frühsexualisierung" neuerdings jene rechts-konservativ orientierten ‚besorgten Eltern' beanspruchen, sondern auch Effekte für pädagogisches Handeln hinsichtlich der Einschätzungen von Gefährdetheit, Unzulänglichkeit und Anormalität haben (vgl. Bauer et al. 2015), wäre von hier ausgehend differenzierter und genauer in den Blick zu bringen.

Literatur

Andresen, Sabine (2014): Zusammenarbeit mit Eltern als Aufgabe der Professionalisierung. Herausforderungen einer erziehungswissenschaftlichen Familienforschung. In: Betz, Tanja/Cloos, Peter (Hrsg.): Kindheit und Profession. Konturen und Befunde eines Forschungsfeldes. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 160–174.

Balzer, Nicole (2014): Spuren der Anerkennung. Studien zu einer sozial- und erziehungswissenschaftlichen Kategorie. Wiesbaden: Springer VS.

Bauer, Petra/Neumann, Sascha/Wiezorek, Christine/Sting, Stephan (2015): Familienbilder und Bilder guter Elternschaft. Zur Bedeutung eines konstitutiven, aber vernachlässigten Moments pädagogischer Professionalität. In: Fegter, Susann/Heite, Catrin/Mierendorff, Johanna/Richter, Martina (Hrsg.): Neue Praxis, Sonderheft 12, S. 16–28.

Betz, Tanja/de Moll, Frederick/ Bischoff, Stefanie (2013): Gute Eltern – schlechte Eltern. Politische Konstruktionen von Elternschaft. In: Kompetenzteam Wissenschaft des Bundesprogrammes „Elternchance ist Kinderchance", Correll, Lena/Lepperhoff, Julia (Hrsg.): Frühe Bildung in der Familie. Perspektiven der Familienbildung. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 69–80.

Betz, Tanja/Cloos, Peter (Hrsg.) (2014): Kindheit und Profession. Konturen und Befunde eines Forschungsfeldes. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Betz, Tanja (2015): Das Ideal der Bildungs- und Erziehungspartnerschaft. Kritische Fragen an eine verstärkte Zusammenarbeit zwischen Kindertageseinrichtungen, Grundschulen und Familien. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.

Betz, Tanja/Bollig, Sabine/Joss, Magdalena/Neumann, Sascha (Hrsg.) (2018): Gute Kindheit: Wohlbefinden, Kindeswohl und Ungleichheit. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Böllert, Karin/Peter, Corinna (Hrsg.) (2012): Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS.

Casale, Rita (2012): Verstaatlichung von Erziehung und Entstaatlichung von Bildung. Anmerkungen zur Krise der Komplementarität von Staat und Familie. In: Aubry, Carla/Geiss, Michael/Magyar-Haas, Veronika/Miller, Damian (Hrsg.): Positionierungen. Zum Verhältnis von Wissenschaft, Pädagogik und Politik. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 128–139.

Casale, Rita (2016): Krise der Repräsentation. Zur Sittlichkeit des Staates und Autorität des Vaters. In: Casale, Rita/Koller, Hans-Christoph/Ricken, Norbert (Hrsg.): Das Pädagogische und das Politische. Zu einem Topos der Erziehungs- und Bildungsphilosophie. Paderborn: Ferdinand Schöningh, S. 207–224.

Cloos, Peter/Karner, Britta (2010): Erziehung und Bildung von Kindern als gemeinsames Projekt. Zum Verhältnis familialer Erziehung und öffentlicher Kinderbetreuung. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.

Diehm, Isabell (2012): (Frühe) Förderung – Eine schillernde Semantik der Pädagogik. In: Aubry, Carla/Geiss, Michael/Magyar-Haas, Veronika/Miller, Damian (Hrsg.): Positionierungen. Zum Verhältnis von Wissenschaft, Pädagogik und Politik. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 50–65.

Fegter, Susann/Heite, Carin/Mierendorff, Johanna/Richter, Martina (2015): Neue Aufmerksamkeiten für Familie. Diskurse, Bilder und Adressierungen in der Sozialen Arbeit. In: Neue Praxis, Sonderheft 12, S. 137–148.

Fegter, Susann/Hontschik, Anna/Kadar, Eszter /Sabla, Kim-Patrick/Saborowski, Maxine (2019): Bezüge auf Familie als Moment der Vergeschlechtlichung pädagogischer Professionalität: Diskursanalytische Perspektiven auf Äußerungen in Gruppendiskussionen mit Kita-Teams. In: Baar, Robert/Hartmann, Jutta/Kampshoff, Marita (Hrsg.): Geschlechterreflektierte Professionalisierung – Geschlecht und Professionalität. Opladen: Barbara Budrich, S. 135–152.

Flaake, Karin (2014): Neue Mütter – neue Väter. Eine empirische Studie zu veränderten Geschlechterbeziehungen in Familien. Gießen: Psychosozialverlag.

Fuhs, Burkhard (2007): Zur Geschichte der Familie. In: Ecarius, Jutta (Hrsg.): Handbuch Familie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 17–35.

Jacobi, Juliane (1990): „Geistige Mütterlichkeit". Bildungstheorie oder strategischer Kampfbegriff gegen Männerdominanz im Mädchenschulwesen? In: Die deutsche Schule. Beiheft Bildungspolitik und pädagogische Praxis, S. 209–224.

Jergus, Kerstin/Koch, Sandra/Thompson, Christiane (2013): Darf ich dich beobachten? Zur ‚pädagogischen Stellung' von Beobachtung in der Frühpädagogik. In: Zeitschrift für Pädagogik 59, 5, S. 743–761.

Jergus, Kerstin/Thompson, Christiane (2015): Innovation im Horizont frühkindlicher Bildung? In: Zeitschrift für Pädagogik 61, 6, S. 808–822.

Jergus, Kerstin (2016): Aushandlungen des Pädagogischen zwischen Eltern und pädagogischen Einrichtungen. Perspektiven einer (neuen) Elternforschung? In: Meseth, Wolfgang/ Dinkelaker, Jörg/ Neumann, Sascha/Rabenstein, Kerstin (Hrsg.): Empirie des Pädagogischen und Empirie der Erziehungswissenschaft. Beobachtungen erziehungswissenschaftlicher Forschung. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 99–109.

Jergus, Kerstin/Thompson, Christiane (Hrsg.) (2017): Autorisierungen des pädagogischen Selbst. Studien zu Adressierungen der Bildungskindheit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Jergus, Kerstin (2017): Die Pädagogik der Erzieherinnen und die Pädagogik der Eltern. Zur Stellung von Eltern in frühpädagogischen Settings. In: Dies./Thompson, Christiane (Hrsg.): Autorisierungen des pädagogischen Selbst. Studien zu Adressierungen der Bildungskindheit, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 201–230.

Jergus, Kerstin/Krüger, Jens Oliver/Roch, Anna (Hrsg.) (2018): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Jergus, Kerstin (2018): Bildungskindheit und generationale Verhältnisse. Zur Adressierung von Eltern im Namen des Kindes. In: Dies./Krüger, Jens Oliver/Roch, Anna (Hrsg.): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 121–140.

Jurczyk, Karin/ Lange, Andreas/Thiessen, Barbara (Hrsg.) (2014): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim/Basel: Beltz.

Koch, Sandra (2017a): Das Kind als Medium von Bildung. Autorisierungen eines veränderten frühpädagogischen Handelns. In: Jergus, Kerstin/Thompson, Christiane (Hrsg.): Autorisierungen des pädagogischen Selbst. Studien zu Adressierungen der Bildungskindheit, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 177–199.

Koch, Sandra (2017b): Das Subjekt der Beobachtung. Konturen des pädagogischen Subjekts zwischen Instrument und pädagogischer Handlungspraxis. In: Jergus, Kerstin/Thompson, Christiane (Hrsg.): Autorisierungen des pädagogischen Selbst. Studien zu Adressierungen der Bildungskindheit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 91–129.

Koch, Sandra/Nebe, Gesine (2013): Wie das Kind geschrieben wird. Lerngeschichten als Inszenierungspraxis in Kindertageseinrichtungen. In: Mayer, Ralf/Thompson, Christiane/Wimmer, Michael (Hrsg.): Inszenierung und Optimierung des Selbst. Wiesbaden: Springer VS, S. 111–135.

Kubandt, Melanie (2016): Geschlechterdifferenzierung in der Kindertageseinrichtung. Opladen: Barbara Budrich.

Lacan, Jacques (2015): Namen-des-Vaters. Hrsg. v. Jacques-Alain Miller. Wien: Turia+Kant.

Lange, Andreas (2010): Bildung ist für alle da oder die Kolonisierung des Kinder- und Familienlebens durch ein ambivalentes Dispositiv. In: Bühler-Niederberger, Doris/ Mierendorff, Johanna/Lange, Andreas (Hrsg.): Kindheit zwischen fürsorglichem Zugriff und gesellschaftlicher Teilhabe. Wiesbaden: Springer VS, S. 89–114.

Mierendorff, Johanna (2017): Zeitdiagnostik als Einsatz von Forschung und Theoriebildung in der Elementarpädagogik. Gesellschaftstheoretische Kontextualisierungen. In: Thompson, Christiane/Schenk, Sabrina (Hrsg.): Zwischenwelten der Pädagogik. Paderborn: Ferdinand Schöningh, S. 125–138.

Neumann, Sascha (2014): Bildungskindheit als Professionalisierungsobjekt. Zum Programm einer kindheitspädagogischen Professionalisierungs(folgen)forschung. In: Betz, Tanja/Cloos, Peter (Hrsg.): Kindheit und Profession. Konturen und Befunde eines Forschungsfeldes. Weinheim: Beltz Juventa, S. 145–159.

Oelkers, Nina (2007): Aktivierung von Elternverantwortung. Zur Aufgabenwahrnehmung in Jugendämtern nach dem neuen Kindschaftsrecht. Bielefeld: transcript.

Olk, Thomas (2007): Kinder im „Sozialinvestitionsstaat“. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 27, 1, S. 43–57.

Rabe-Kleberg, Ursula (2005): Feminisierung der Erziehung von Kindern. Chancen oder Gefahren für die Bildungsprozesse von Mädchen und Jungen. In: Sachverständigenkommission Zwölfter Kinder- und Jugendbericht (Hrsg.): Entwicklungspotenziale institutioneller Angebote im Elementarbereich, Bd. 2. München: Verl. Dt. Jugendinst., S. 135–172.

Ramaekers, Stefan/Suissa, Judith (2012): The Claims of Parenting. Dordrecht: Springer.
Richter, Martina/Andresen, Sabine (Hrsg.) (2012): The Politicization of Parenthood. Shifting Private and Public Responsibilities in Education and Child Rearing. Dordrecht: Springer.
Ricken, Norbert (Hrsg.) (2009): Über die Verachtung der Pädagogik. Analysen, Materialien, Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Rohrmann, Tim (2006): Männer in Kindertageseinrichtungen und Grundschulen. Bestandsaufnahme und Perspektiven. In: Krabel, Jens/Stuve, Olaf (Hrsg.): Männer in „Frauen-Berufen“ der Pflege und Erziehung. Opladen: Budrich, S. 111–135.
Rose, Lotte/Stibane, Friederike (2013): Männliche Fachkräfte und Väter in Kitas. Eine Analyse der Debatte und Projektpraxis. Eine Expertise der Weiterbildungsinitiative Frühpädagogische Fachkräfte (WiFF). München.
Sabla, Kim-Patrick/Rohde, Julia (2014): Vergeschlechtlichte Professionalität – Zuschreibungen einer ‚gelingenden' Praxis qua Geschlecht. In: Budde, Jürgen/Thon, Christine/Walgenbach, Katharina (Hrsg.): Männlichkeiten: Geschlechterkonstruktion in pädagogischen Institutionen. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Bd. 10. Opladen: Barbara Budrich. S. 187–200.
Seehaus, Rhea (2014): Die Sorge um das Kind. Elternverantwortung und Geschlecht. Opladen: Barbara Budrich.
Smeyers, Paul (2010): State Intervention and Technologization and Regulation of Parenting. In: Educational Theory 60, 3, S. 265–270.
Statistisches Bundesamt (2020): Statistiken der Kinder- und Jugendhilfe. Kinder und tätige Personen in Tageseinrichtungen und in öffentlich geförderter Kindertagespflege 2019. https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Soziales/Kindertagesbetreuung/Publikationen/Downloads-Kindertagesbetreuung/tageseinrichtungen-kindertagespflege-5225402197004.pdf?__blob=publicationFile [Zugriff: 06.03.2020].
Thon, Christine/Menz, Margarete/Mai, Miriam/Abdessadok, Luisa (Hrsg.) (2018): Kindheiten zwischen Familie und Kindertagesstätte: Differenzdiskurse und Positionierungen von Eltern und pädagogischen Fachkräften. Wiesbaden: Springer VS.
Tervooren, Anja (2010): Bildung in der frühen Kindheit. In: Liesner, Andrea/Lohmann, Ingrid (Hrsg.): Gesellschaftliche Bedingungen von Bildung und Erziehung. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer, S. 179–191.
Villa, Paula-Irene/Thiessen, Barbara (Hrsg.) (2009): Mütter – Väter. Diskurse, Medien, Praxen. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.
Wimmer, Michael (1996): Zerfalls des Allgemeinen, Wiederkehr des Singulären. In: Combe, Arno/Helsper, Werner (Hrsg): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 404–447.

„Ob so eine Mutti nochmal so super was reißen kann" – die Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf in sozialpädagogischen Handlungsfeldern als diskursive Konstruktion

Katharina Steinicke, Kim-Patrick Sabla-Dimitrov

1 Einleitung

In den Sozialwissenschaften gibt es eine breite Debatte zum Themenkomplex ‚Vereinbarkeit von Familie und Beruf', die eng an Fragen von Geschlechterverhältnissen gekoppelt ist. Gegenwärtig lässt sich in Bezug auf die Vereinbarkeitsfrage vielfach das paradoxe Phänomen verzeichnen, dass ein Wandel in den Geschlechterverhältnissen sowie ein Fortbestehen klassischer Geschlechterrollen und Re-Traditionalisierungstendenzen parallel existieren (von Alemann/Oechsle 2019; Riegraf 2019). Obgleich sich der Arbeitsmarkt durchaus für Frauen geöffnet hat, weisen auf der anderen Seite empirische Befunde darauf hin, dass Frauen aufgrund des Umstandes, dass sie den Großteil der familialen Care-Arbeit verrichten (BMFSFJ 2019), in der beruflichen Sphäre nach wie vor benachteiligt sind (Notz 2010). Insbesondere Kinder zu haben scheint ein Risiko für die Erwerbskarrieren von Frauen darzustellen; so bedeutet Mutterschaft etwa häufig eine Verringerung der Arbeitszeit (Statistisches Bundesamt 2020). Die berufliche Laufbahn von Vätern hingegen scheint durch die eigene Elternschaft kaum beeinflusst zu werden (Dressel/Wanger 2010, Thiessen 2019: 82). Lösungsansätze für diese Problematik beziehen sich häufig auf die strukturelle Ebene, etwa auf den Ausbau von Betreuungsangeboten für Kinder (ebd.) oder auf den gesetzlichen Anspruch auf Elternzeit (von Alemann/Oechsle 2019: 1156). Gleichstellungspolitisch birgt dies jedoch die Gefahr, dass die geschlechtliche Zuordnung der dennoch weiterhin zu verrichtenden alltäglichen Haus- und Sorgearbeit dabei aus dem Blick gerät und es zu einer De-Thematisierung der Care-Arbeit im familiären Kontext kommt – eine De-Thematisierung, die Thiessen (2019: 88f.) insbesondere auch für neuere Theorien der Sozialen Arbeit verzeichnet. Im Zusammenhang mit der geschlechtlichen Rollenausgestaltung und der Verteilung von Care-Arbeit in einer Partnerschaft weisen Diabaté, Ruckdeschel und Schneider auf die Bedeutung insbesondere *kultureller Leitbilder* hin, denen bei zu starkem Fokus auf die strukturelle Ebene bisweilen zu wenig Beachtung zukommt (Diabaté/Ruckdeschel/Schneider 2015: 12f.).

Für Berufstätige in sozialpädagogischen Handlungsfeldern erweisen sich Fragen des Umgangs mit familialer Sorgearbeit auf verschiedene Weisen als relevant: So ist dieser Bereich selbst einer von Care-Tätigkeit, also ein an menschlichen und damit nicht immer planbaren Bedürfnissen orientierter Bereich, der entsprechend Flexibilität verlangt und durch Arbeitsbedingungen wie Schichtwechsel und Wochenenddienste gekennzeichnet ist. Letztere erschweren Sorge-Arbeit im privaten Bereich der Fachkräfte häufig (AGJ 2012: 6f.).

Der vorliegende Beitrag nimmt die Verhältnisbestimmung von eigener Elternschaft pädagogischer Fachkräfte und deren beruflichem Handeln als Diskursphänomen in den Blick und fragt danach, auf welche Weise Professionalität im Sprechen über Elternschaft pädagogischer Fachkräfte konstruiert wird. Das empirische Material dieses Beitrags stellen Äußerungen aus Gruppendiskussionen pädagogischer Fachkräfte dar, die in der sozialpädagogischen Familienhilfe tätig sind. Entstanden sind diese Äußerungen methodisch erzeugt im Rahmen des DFG-Projekts „NeO“[1], das sich mit dem Verhältnis von pädagogischer Professionalität und Geschlecht beschäftigt, indem es danach fragt, wie dieses durch pädagogische Fachkräfte selbst diskursiv hervorgebracht wird und welche möglichen Neuordnungen dabei vollzogen werden (Fegter et al. 2019: 135f.). Bisherige Ergebnisse zeigen, dass und auf welche Weise Konstruktionen von pädagogischer Professionalität und Geschlecht eng aneinander gekoppelt sind (Fegter/Sabla 2020) und dass eine Vergeschlechtlichung von Professionalität häufig über Bezüge auf familiale Ordnungen geschieht (Fegter et al. 2019). Während in den bisherigen Auswertungen die Familialisierung von Adressat*innen den Referenzpunkt für die Konstruktion von Professionalität bildet, richtet dieser Beitrag den Fokus auf Bezüge auf Elternschaft der pädagogisch Tätigen selbst. Unter einer differenztheoretischen Perspektive wird dabei gefragt, auf welche Weise weitere Kategorien neben der eigenen Elternschaft im Zuge der Konstruktion von Professionalität relevant gemacht werden.

2 Methodische und heuristische Überlegungen

Vor dem Hintergrund einer diskurstheoretischen Perspektive, die Sprache als *performativ* und damit als subjekt- und wirklichkeitskonstituierend ansieht (Foucault 1988: 74; Jäger 2001: 94), wird Professionalität hier als Konstrukt

1 Das Projekt wurde von September 2016 bis September 2018 durch die DFG gefördert und an der TU Berlin und der Universität Vechta durchgeführt. Das Anschlussprojekt ProDisG (Professionalität im Fokus diskursanalytischer Auswertung von Gruppendiskussionen – Familialisierung als Moment differenter Vergeschlechtlichung pädagogischer Professionalität unter situativen und übersituativen Bedingungen der Äußerung) hat für ein weiteres Jahr eine Förderung der DFG erhalten.

verstanden, das im Sprechen der Fachkräfte *hervorgebracht* wird (vgl. Fegter & Sabla 2020, Fegter & Saborowski 2020, Fegter et al. 2019). Mit der Analyse von Gruppendiskussionen wird hier im Sinne eines poststrukturalistisch-praxeologischen Ansatzes der Blick auf den Akt des Sprechens selbst, also auf den konkreten sprachlichen Vollzug und damit auf die Herstellung von Bedeutung unter spezifischen Bedingungen des Sprechens in Gruppendiskussionen gerichtet (vgl. Geipel 2019; Fegter et al. 2020; Fegter & Saborowski 2020). Dabei wird weder von einer einseitigen Determiniertheit der Subjekte durch Diskurse ausgegangen noch werden Subjekte als souveräne, gänzlich unabhängige Akteur*innen verstanden, die sich frei zu den sie umgebenden Diskursen verhalten können. Indem das Augenmerk stattdessen auf dem Umstand liegt, dass in performativen Sprechakten einerseits auf bereits bestehende Positionen zurückgegriffen wird, dass diese andererseits gleichzeitig auch dadurch, dass es sich in der Regel nicht um eine völlig identische Bezugnahme handelt, verschoben werden können, werden Determiniertheit und Handlungsfähigkeit der Subjekte gleichermaßen mitgedacht (Wrana 2015: 126f.). Diese Idee der „differenten Wiederholung“ (Geipel 2019: 18), also die Idee, dass im Akt des Wiederholens bzw. Zitierens die Möglichkeit von Neu- und Umdeutungen liegt (Butler 2014: 217; Villa 2006: 147), erweist sich nun gerade für die diskursanalytische Auswertung von *Gruppendiskussionen* von besonderer Bedeutung. So liegt das Potential der Anwendung der Diskursanalyse auf diese spezifische Organisation des Sprechens darin, dass Konstruktionen unter „Bedingungen von Mehrsprecher*innenhaftigkeit“ (Fegter et al 2020: 94) hervorgebracht werden: Weil mehrere Sprechende miteinander diskutieren – so Fegter et al. – werden die „Äußerungen somit unter Bedingungen von *Sprecher*innenwechseln* erzeugt“ (ebd.). Dies könne z.B. durch häufige oder seltene, ineinandergreifende oder nacheinander erfolgende Sprecheinsätze sowie durch inhaltliche Bezugnahmen gekennzeichnet sein und als diskursive Strategie der ‚De-/Legitimierung von Aussagen‘ sowie der ‚Erzeugung von Sprecher*innenpositionen‘ analysiert werden (siehe ebd.). Wie auch Geipel betont, impliziert dies, dass Äußerungen jederzeit durch „anschließende Äußerungsakte zur Disposition gestellt werden können“ (Geipel 2019: 20). Dies bedeutet, dass die potentiellen Verschiebungen, Eingrenzungen, aber auch Verfestigungen und Normalisierungen, die ja im Sich-Beziehen auf vorangegangene Sprechakte liegen, anders als es etwa bei Einzelinterviews der Fall wäre, besonders deutlich zutage treten können (vgl. Fegter & Sabla 2020).

Zur Frage, wie das Konzept ‚Professionalität‘ bzw. ‚professionelles Handeln‘ in pädagogischen Berufen gefasst werden kann, gibt es eine breite Debatte in den verschiedenen professionstheoretischen Strömungen (Becker-Lenz et al. 2011; Sabla 2013). Für die empirische Betrachtung der Konstruktionen professionellen Handelns, die die Fachkräfte in ihren Äußerungen vollziehen, schließt der Beitrag an ein diskurstheoretisches Verständnis pädagogischer Professionalität an, das diese als *diskursive Konstruktion* „konstitutiver

Herausforderungen, praktischer Handlungsprobleme und legitimer Strategien des Umgangs“ bestimmt (Fegter et al. 2019: 136). Dieser Ansatz wurde in einer diskurstheoretischen Re-Lektüre interaktionistischer Professionstheorien entwickelt (vgl. Fegter & Sabla 2020; Fegter & Saborowski 2020). Diese beziehen sich nicht auf im Vorhinein festgelegte Kriterien oder „äußerlich-klassifikatorische“ Bedingungen (Wernet 2003: 20); ihr Interesse liegt vielmehr auf der Frage, welche Elemente beruflichen Handelns sich auf welche Weise in der Binnenlogik des je spezifischen beruflichen Kontextes als relevant erweisen. Professionalität wird dementsprechend nicht „idealtypisch“ bestimmt (Kuhn 2013: 137), sondern empirisch erschlossen (Helsper/Krüger/Rabe-Kleberg 2000: 7, Fegter & Sabla 2020). Im vorliegenden Beitrag geht es um die diskursive Herstellungsweise professionellen Handelns, also darum, wie die pädagogischen Fachkräfte im Sprechen über ihr berufliches Handeln „konstitutive Herausforderungen, praktische Handlungsprobleme und legitime Strategien des Umgangs“ konstruieren (Fegter et al. 2019: 136). Als eng verknüpft mit dem beruflichen Handeln und damit als konstitutiv für ‚Professionalität‘ haben sich dabei Bezüge auf die eigene Elternschaft der Sprechenden erwiesen (vgl. ebd.).

3 Bezüge auf Elternschaft der Fachkräfte als relevantes Moment professionellen Handelns

Im skizzierten Projekt „NeO“ wurden sechs Gruppendiskussionen mit pädagogischen Fachkräften aus Kindertageseinrichtungen und fünf mit Teams aus der Sozialpädagogischen Familienhilfe geführt. Dieser Beitrag stützt sich auf letztere. Als Impuls wurden den Gruppen drei fiktive Bewerbungsschreiben vorgelegt, die auf eine Diskussion der Eignung dieser Bewerber*innen abzielten und damit auf von den Fachkräften selbst für die berufliche Tätigkeit relevant gemachte Eigenschaften, Qualifikationen, Lebensumstände etc. Neben Informationen zu Ausbildungswerdegang und Arbeitserfahrung enthielten die Bewerbungen auch Angaben zu persönlichen Aspekten der Bewerber*innen wie etwa zu Anzahl und Alter der Kinder (zur Arbeit mit Fallvignetten in Gruppendiskussionen vgl. Sabla/Hontschik 2020).
In den Diskussionen lässt sich die Elternschaft der Fachkräfte als ein relevantes Moment der Konstruktion professionellen Handelns herausarbeiten, wobei sich zwei dominierende, jedoch gegenläufige Stränge abzeichnen: So wird Elternschaft einerseits als Hindernis für berufliches Handeln konstruiert, andererseits als ein Faktor, der den pädagogisch Tätigen in ihrer Arbeit zusätzliche Kompetenz verleiht.

3.1 Elternschaft als Mangel an Ressourcen und Flexibilität

Eine Problematisierung von Elternschaft pädagogischer Fachkräfte findet vor allem unter dem Gesichtspunkt der Vereinbarkeit familiärer und beruflicher Verpflichtungen statt. Dementsprechend wird die Elternschaft dann auch vorwiegend in Bezug auf die *Rahmenbedingungen* beruflichen Handelns als relevant markiert, etwa in Bezug auf die Frage, ob eigene Kinder ein Risiko schlicht für die Anwesenheit der Mitarbeiter*innen darstellen. Deutlich wird hier, dass eine Problematisierung von Elternschaft oftmals an eine Konstruktion klassischer geschlechtlicher Rollenverteilung gekoppelt ist, wie der folgende Ausschnitt zeigt.

A1: Ich würde die beiden einladen, dann würde ich tatsächlich so einen persönlichen Eindruck glaube ich (unv.) lassen.

A7: Mit den zwei Kindern, die sind bestimmt oft krank.

A2: //Ach, mal ganz ehrlich. Wir sind doch ein//

A1: //Meine Güte, was ist denn das?// Die hat ja einen Mann, zum Glück.

A7: Hat sie einen Mann?

A2: Das weiß man ja nicht.

A7: Das wissen wir ja gar nicht.

A1: Na, die haben ja wohl einen Vater, die Kinder.

A7: Das das wissen wir gar nicht, ja (Lachen).

A2: Das Tolle das Tolle ist ja, dass wir den Umgang mit / Wir sind ein familiäres Unternehmen. Und ähm wie viele Leute haben hier Kinder? Viele. Aus dieser Runde fast alle, außer uns beiden.

[…]

A8: Und wir sind nicht (…) immer nur krank,

A7: (Lachen)

A8: (wir sind auch mal) zu Hause mit den Kindern, ich bin auch öfter hier.

A2: Nur manchmal.

A7: Gelegentlich, ne? (E1, Z. 949–986)

Zu Beginn der Passage folgt auf den Vorschlag, beide Bewerberinnen zum Vorstellungsgespräch einzuladen, der Einwand „Mit den zwei Kindern, die sind bestimmt oft krank“. Durch die Verbindung zwischen kranken Kindern und einer Nicht-Berücksichtigung beim Bewerbungsprozess wird hier das Bild einer Mutter gezeichnet, die aufgrund der (potentiellen) Versorgung ihrer Kinder nicht genügend Ressourcen für ihre berufliche Tätigkeit hat. Damit wird

Elternschaft als bedeutsames Moment für das berufliche Handeln markiert. In der Äußerung von A7 wird weder eine handelnde Person noch eine konkrete Tätigkeit benannt (etwa: zuhause Kinder pflegen). Diese „Deagentialization" (van Leeuwen 2008: 66), also das Nicht-Benennen einer Akteurin, hat zur Folge, dass das, was die berufliche Eignung der Bewerberin hier minimiert, etwa häufiges Fernbleiben von der Arbeit, dann nicht mehr als ein von der Bewerberin steuerbarer Akt erscheint – da sie nicht als handelnde Akteurin in Erscheinung tritt –, sondern vielmehr als unausweichliche und quasi-natürliche Tatsache. Die über die Bewerberin getätigte Aussage wird nun relativiert, indem ein möglicher Partner ins Spiel gebracht wird, der ihr unterstützend zur Seite stehen und damit den Mangel an Ressourcen ausgleichen könnte: „//Meine Güte, was ist denn das?// Die hat ja einen Mann, zum Glück". In dieser Aussage wird die auf Kinder gerichtete Sorgearbeit klar in der als heterosexuell konstruierten Paarbeziehung verortet (und nicht etwa in einem größeren Kreis aus weiteren Verwandten oder Freund*innen), und zwar mehr auf Seiten der Mutter. Denn dadurch, dass dem Partner keine konkreten Handlungen zugeschrieben werden, bleiben sein Engagement und seine Verantwortlichkeit offen und uneindeutig. Er wird vielmehr – passiviert – zu einer Art Objekt seiner Frau, das sie besitzt („Die *hat* [Herv. d. V.] ja einen Mann") und das sie dementsprechend, einem nützlichen Utensil gleich, für die Lösung eines Problems einsetzen kann. Die wiederholten Einwürfe „Das weiß man ja nicht", „Das wissen wir ja gar nicht", eröffnen mit dem Verweis darauf, dass die hier benannte Beziehungskonstellation ja lediglich auf Annahmen beruhe, zwar die Möglichkeit, die Bewerberin in ganz anderen Konstellationen als in der der bürgerlichen Kleinfamilie mit klassischer Arbeitsaufteilung zu denken. Derartiges wird jedoch nicht explizit ausgeführt und so verbleibt die Diskussion hier in der Logik, dass die Bewerberin Teil einer heterosexuellen Partnerschaft ist, in der sie die Verantwortung für die Sorge-Arbeit trägt; einzig verhandelbar scheint noch die Frage, inwieweit sie auf Unterstützung in Form eines Partners zurückgreifen kann.

Der Blickwinkel auf Elternschaft als relevanten Einflussfaktor auf die Arbeitsfähigkeit bzw. die sich daraus potentiell ableitende diskriminierende Praxis, eine Person aufgrund ihrer Elternschaft im Bewerbungsprozess nicht zu berücksichtigen, wird hier vorwiegend *immanent* kritisiert, nicht *exmanent* (Ruck /Slunecko /Riegler 2009: 52f.). So wird die Setzung, eine Person mit Kindern würde häufig der Arbeit fernbleiben, insbesondere in ihren Effekten infrage gestellt: Die Bewerberin könne sehr wohl zur Arbeit erscheinen, schließlich habe sie einen Mann, der sie unterstütze. Personen mit Kindern seien in ihren Kapazitäten nicht übermäßig eingeschränkt, das sehe man doch an den Mitarbeiter*innen der Einrichtung – diese nämlich handeln auf teilweise ironisch überspitzte Art den Umstand ab, dass viele von ihnen doch selbst Kinder hätten und auch nicht übermäßig häufig fehlen würden. Die Logik selbst jedoch – die Verbindung von Elternschaft und beruflicher Eignung,

die dann auch eher den Raum dafür öffnet, eine Person mit Kind womöglich nicht zum Vorstellungsgespräch einzuladen – diese Logik wird dabei kaum hinterfragt. Ausnahmen bilden jene Äußerungen von A 2: „Ach, mal ganz ehrlich. Wir sind doch ein//“, „Das Tolle das Tolle ist ja, dass wir den Umgang mit / Wir sind ein familiäres Unternehmen“. Hier wird die Legitimität der Eingangsäußerung von A7 grundlegend infrage gestellt, indem darauf verwiesen wird, dass diese Setzung doch wohl nicht mit dem normativ positiv besetzten Leitbild der Einrichtung zu vereinbaren sei. Diese Kritik wird allerdings nicht bis zum Ende durchdekliniert: So wird nicht ausgeführt, was die Haltung des „familiären Unternehmens“ zu Mitarbeiter*innen mit Kindern denn konkret ausmache, ob sie etwa eine sei, die besonderen Wert auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie lege und inwiefern sie mit der Nicht-Berücksichtigung einer Mutter im Bewerbungsprozess in Konflikt stehen könnte. Auch wird dieses Argument nicht von anderen Teilnehmer*innen aufgenommen. Ein fundamentales Anzweifeln der Praxis, Elternschaft als legitimes Kriterium für die Einschätzung der Eignung einer Person anzusehen, erweist sich hier also nicht ohne Weiteres als anschlussfähig.

Der Topos, Elternschaft und berufliches Handeln seien eher schwer miteinander zu vereinbaren, zieht sich durch die weiteren Gruppendiskussionen hindurch. Charakteristisch ist dabei eine Darstellung von Elternschaft, die – ähnlich dem Beispiel von oben – eine Einschränkung an Flexibilität und zeitlicher Verfügbarkeit bedeutet und damit eine Einschränkung eben jener Aspekte, die hier als Voraussetzung für professionelles Handeln konstruiert werden:

„Und ich finde man muss ja auch gucken, also die hat ja Familie […] wie flexibel ist sie tatsächlich, weil unsere Arbeitszeiten beschränken sich ja auch einfach auf den Nachmittag, Abend Bereich“ (E2, Z. 771–773).

Werden Kinder benannt, so werden diese häufig nicht durch persönliche, sondern vielmehr durch objektivierbare Eigenschaften wie das Alter charakterisiert, von dem dann auf die Betreuungssituation geschlossen wird:

„A2: Wenn sie jetzt ein drei Monate altes Baby hat wäre es nochmal was anderes […] aber mit sechs und neun. Ich meine / A1: (Die sind) in der Schule, Hortbetreuung“ (E1, Z. 996–1000).

Zeitlich bezieht sich die als Handicap konstruierte Elternschaft häufig auf die Phase von Schwangerschaft und Geburt sowie auf die der Säuglings- oder Kleinkinderzeit, also auf eine Phase, die eng mit basaler Körperlichkeit assoziiert ist und damit Elternschaft in erster Linie als etwas Biologisches erscheinen lässt:

„es gibt ein paar Gründe warum ich die hinter die anderen stellen würde. Also sie ist 28, ist weiblich und das ist halt das Alter, wo dann irgendwann demnächst Familie eventuell immer kommt […] und bei uns ist ja sobald schwanger ist man raus, ne?“ (E4, Z. 801–807).

Charakteristisch ist hier, dass Elternschaft eng an familiale Sorge geknüpft ist, also an das stark in Anspruch nehmende und nicht gut zu planende Eingehen auf kindliche Bedürfnisse, und dass die Verantwortung dafür vorwiegend *weiblichen* Elternteilen zugeordnet wird. Als dominant für dieses Bild von Elternschaft als Einschränkung der Arbeitsfähigkeit zeigen sich also Konstruktionen, in denen die Sphäre der Reproduktion und Care-Arbeit im Sinne einer klassischen Geschlechterordnung den Frauen zugeordnet wird (Riegraf 2019).

3.2 Elternschaft als Entwicklungsmöglichkeit persönlicher Kompetenzen

Neben einer Darstellung von Elternschaft, die eng an familiale Sorge gekoppelt und mit einer beruflichen Tätigkeit schwierig zu vereinbaren ist, lässt sich noch eine weitere, ganz gegensätzliche Konstruktion von Elternschaft als typisch im Sprechen der Fachkräfte herausarbeiten: So wird Elternschaft nämlich auch im Sinne eines persönlichen Reifungsprozesses als Zugewinn an Kompetenzen gefasst, die in die berufliche Tätigkeit mit eingebracht werden können.

E6: Also ich muss ganz ehrlich sagen, ich bin ja nun auch keiner / ich bin ja nun von der Ausbildung her therapeutischerseits, also Ergotherapeut, und bin ja wie gesagt erst vor einem Jahr in dieser Richtung hier eingestiegen als Freiberufler, vor 20 Jahren sage ich mal hätte ich den Job noch nicht machen können, aber ich zehre glaube ich davon, dass ich A selbst drei Kinder habe, groß gekriegt habe, also von Lebenserfahrung unterschiedlicher Arbeitsgebiete, wo ich tätig gewesen bin […] Und dass ich das, was ich eigentlich so als Vater gelernt habe und als positiv bei meinen Kindern angesehen habe weiterzugeben, das eigentlich auch in dieser Arbeit jetzt überwiegend weitergeben kann, ja? Und das bei den Kindern ankommt (E5, Z. 274–288).

Auch in dieser Passage zeigt sich Elternschaft als relevant für berufliches Handeln, allerdings mit anderem Vorzeichen: Hier wird die Elternschaft nicht als einschränkend, sondern als vorteilhaft für die berufliche Tätigkeit gekennzeichnet. Obgleich in der privaten, also familiären Sphäre erworben, erscheint sie als Faktor, der relativ gleichberechtigt neben fachlich erworbenen Kompetenzen existieren bzw. einen Mangel derselben sogar ausgleichen kann. So gibt E6 an, unter anderem der Umstand, dass er „selbst drei Kinder habe, groß gekriegt habe“, trage dazu bei, dass er seiner derzeitigen beruflichen Tätigkeit nachkommen könne, für die er die entsprechende Ausbildung eigentlich gar nicht habe. Das Aufziehen von Kindern wird in der Äußerung von E6 zu einem Akt, der mit einem Ziel verbunden ist, auch wenn dieses Ziel in seiner Allgemeinheit („Kinder Großkriegen“) vage bleibt und auch nicht deutlich wird, mit welcher konkreten elterlichen Praxis es denn erreicht wurde. Die eigene El-

ternschaft wird hier retrospektiv gefasst und – da in der Rückschau als gelungen eingestuft – zu einer Erfahrung, von der E6 „zehren“ kann, zu einer Erfahrung also, die über die unmittelbare Situation, in der sie gemacht wurde, hinausreicht und die dementsprechend auch in anderen Kontexten wirksam werden kann: „Und dass ich das, was ich eigentlich so als Vater gelernt habe […] weiterzugeben, das eigentlich auch in dieser Arbeit jetzt überwiegend weitergeben kann, ja?“. Hier scheint die Elternschaft also einen Zuwachs an Kompetenz zu bedeuten. Wird sie hingen, wie es im vorigen Teilkapitel 3.1 vorgestellt wurde, auf die Phase direkt nach der Geburt bezogen, dann wird sie als jene Phase gefasst, in der eine der fiktiven Bewerberinnen nun gerade *keine* für die berufliche Tätigkeit relevanten Kompetenzen erworben hat und die vom Zeitraum der (Arbeits-)Erfahrung sogar abgezogen werden muss: „Das [= Angabe im Lebenslauf zur beruflichen Anstellung, Anm. d. V.] sieht jetzt nach dem Zeitplan 2009 bis 2017 nach einer ganz langen Zeit aus, aber wenn man jetzt die Kinder von sechs und neun Jahren mal berechnet hat sie glaube ich in der Zeit ihre beiden Kinder bekommen.“ (E1, Z. 846–849). Im Gegensatz zu einer solchen Darstellung, die Elternschaft und das berufliche Handeln als sich einander eher ausschließend fasst, existieren in der Äußerung von E6 diese Sphären nun nicht nur störungsfrei nebeneinander; die familiäre Sphäre stellt sich sogar als produktiv für die berufliche dar. Der scheinbar mühelose Wissenstransfer zwischen familiärer und beruflicher Sphäre lässt die Elternschaft damit als vorwiegend *pädagogisches* Handeln erscheinen, sind es doch gerade die pädagogisch-erzieherischen Aspekte (und nicht zum Beispiel körperlich-versorgende), die in der Sozialpädagogischen Familienhilfe zum Tragen kommen. Zudem wird mit der hier gezogenen Analogie von Elternschaft und beruflicher Tätigkeit eine Form von Professionalität konstruiert, die nicht lediglich fachlich erworbenen Kompetenzen, sondern insbesondere auch persönlichen Erfahrungen einen hohen Stellenwert für das berufliche Handeln zugesteht. Ein solches Professionsverständnis erfährt an einigen Stellen dann allerdings auch Einschränkungen. So wird etwa zur Diskussion gestellt, ob das größere „Mitleid“, welches eine* Diskussionsteilnehmer*in angibt, durch die eigene Elternschaft für die Eltern der Adressat*innen-Familien entwickelt zu haben, nicht vielmehr als „Sympathie“, denn als „Empathie“ verstanden werden muss, eine Sympathie, welche dann als „nicht […] unbedingt hilfreich […] für einen selber oder für das Gegenüber“ konstruiert wird (E3, Z. 266–274).

Das Einbringen persönlicher Erfahrungen (wie etwa eigener Elternschaft) vor dem Hintergrund zu diskutieren, dass es bestimmte, für das professionelle Handeln als relevant markierte Konzepte wie „Empathie“ nicht mehr zum Tragen kommen lässt, zeigt sich allerdings nicht als typisch für das Sprechen der Fachkräfte. So bleibt die Konstruktion von Elternschaft als Zugewinn an Kompetenzen für die Arbeit weitestgehend unwidersprochen und erweist sich als anschlussfähig.

Charakteristisch für deren sprachliche Herstellung ist, dass sie in der Regel auf recht abstrakter Ebene als „Erfahrung“ oder „Unterschied“ verhandelt wird und dass häufig nicht expliziert wird, welche *konkreten Erfahrungen* es denn genau sind, die von der elterlichen Sphäre in die berufliche übertragbar sind. Als typisch für die Darstellung einer Elternschaft, die einen Zugewinn an Erfahrung für den Beruf bedeutet, wird darüber hinaus verhandelt, dass sie in der Regel mit Kindern assoziiert wird, die als „älter“ oder als schon „groß gekriegt“ (s.o.) klassifiziert werden – im Gegensatz zu den als betreuungsintensiv gekennzeichneten jüngeren Kindern, die im vorigen Teilkapitel 3.1 benannt wurden: „dass ich manchmal mir überlege, dass es jetzt gut wäre jemanden bewusst mit einem älteren Kind einzustellen […] weil das eine Lebenserfahrung ist, die man nicht haben kann, wenn man keine Kinder hat“ (E1, Z. 1111–1114).

Während zudem die als grundlegende Sorge-Verantwortung gefasste Elternschaft dezidiert weiblich vergeschlechtlicht wird, scheint in Bezug auf die als potentielle Kompetenz verhandelte Elternschaft die relevante Differenzlinie eher das Alter darzustellen. Im Sinne von ‚in Erziehung verbrachter Lebenszeit‘ ergibt es sich vorwiegend *implizit* aus dem Alter der Kinder. Lediglich an einer Stelle wird es *explizit* thematisiert und zwar in Bezug auf eine Frau, die als „Ältere“ und als „Mutti“ bezeichnet wird und bei der einerseits die Frage gestellt wird, „ob so eine Mutti nochmal so super was reißen kann“, und der andererseits attestiert wird, „so ein Standing bei den Jungs“ (E2, Z. 627–708) zu haben. Hier kommt das weibliche Klischee der „Mutti“ zum Tragen, deren Alter sowohl Erfahrung als auch eine Form der Abnutzung bedeutet. Zudem schwingt eine sorgende Komponente in der Bezeichnung „Mutti“ mit, welche eher mit einer persönlichen und basalen Ebene assoziiert ist und eine Degradierung des Professionellen bedeutet. Dies weist auf eine Verschränkung von Alter und weiblicher Vergeschlechtlichung hin.

4 Fazit

Zu den Erkenntnissen der Analyse gehört der Befund, dass in den Diskussionen zwei gegenläufige Konstruktionen von Elternschaft vollzogen werden: Einerseits fassen die Fachkräfte Elternschaft als Sorge-Verantwortung, die mit einem derartigen Mangel an Flexibilität und Ressourcen einhergeht, dass die Voraussetzungen dafür, professionelles Handeln überhaupt adäquat vollziehen zu können, gar nicht erfüllt werden können. Werden die Voraussetzungen jedoch als erfüllt konstruiert (etwa, weil die aufwendige Sorge für die Kinder schon Jahre zurückliegt), dann wird Elternschaft nicht lediglich auf einer strukturellen Ebene unter dem Gesichtspunkt der Vereinbarkeit verhandelt, sondern auf einer qualitativen Ebene mit professionellem Handeln verknüpft: So wird

sie häufig als persönlicher Reifungsprozess gefasst, welcher einen potentiellen Zugewinn an (pädagogischer) Kompetenz für die berufliche Tätigkeit bedeuten kann. Als entscheidend dafür, ob Elternschaft und professionelles Handeln eher als sich ausschließend betrachtet werden oder ob nun Elternschaft womöglich sogar als konstitutiv für professionelles Handeln erscheint, erweist sich hier der Faktor ‚Sorge'. Die Auseinandersetzung darüber, wer nun als sorgend tätig konstruiert wird, vollzieht sich im hier untersuchten Diskurs allerdings recht eindeutig entlang des Rasters einer klassischen bürgerlichen Geschlechterordnung: es sind die (potentiellen) Mütter mit kleinen Kindern, also Frauen im gebärfähigen Alter. Die hier vollzogenen diskursiven Konstruktionen von Professionalität über die Figur eigener Elternschaft zeichnen sich damit durch eine widersprüchliche Gleichzeitigkeit von *Fortschreibung* klassischer geschlechtlicher Rollenverteilung auf der einen und deren *Aufbrechen* auf der anderen Seite aus. Wenn hier etwa dem Partner einer potentiellen Mitarbeiter*in die Beteiligung an der häuslichen Sorge abverlangt wird, dann bricht dies durchaus mit einer traditionellen Darstellung vergeschlechtlichter Arbeitsweisen. In gewisser Weise spiegelt der hier untersuchte Diskurs damit durchaus neuere feministische Positionen wider, die auf eine „Entkopplung einer Ethik der Fürsorge von bipolaren Ordnungen von Männlichkeit und Weiblichkeit" (Baader 2018: 32f.) abzielen. Gleichzeitig wird die Hauptverantwortlichkeit für die grundlegende Sorge für Kinder doch weiterhin klar bei den Frauen verortet; eine Sorge, die als so umfassend konstruiert wird, dass sie ein berufliches Engagement kaum zulässt. Dies wiederum schreibt die geschlechtliche Segregation der Sphären der Erwerbs- und der Reproduktionsarbeit letztendlich weiter fort. Dies spiegelt die gegenwärtige Tendenz in Elternschaftspraxis und -verhandlung wider, dass zwar vielfach eine veränderte *männliche* Position verzeichnet werden kann, die den Vater nicht mehr ausschließlich in der Rolle des Ernährers sieht, sondern ihn vielmehr durch dessen emotionale Zuwendung und Interesse am Kind aufwertet (Seehaus /Rose/Günther 2015: 10). Die *Mutterrolle* hingegen bleibt weiterhin eng mit der Verantwortung für die alltäglichen notwendigen und basalen Sorge-Tätigkeiten verbunden (Meuser 2012: 74; Kortendiek 2010: 442) und Mutterschaft bedeute dementsprechend oftmals eine „Prekarisierung ihrer beruflichen Beschäftigungssituation" (Seehaus/Rose/Günther 2015: 11).

Im Sprechen der Fachkräfte zeigt sich, dass es bei diesen Konstruktionen von Elternschaft und beruflicher Tätigkeit durchaus Brüche und Ansätze von Kritik gibt. Wie im Teilkapitel 3.1 ausgeführt, vollziehen sich diese Widersprüche teilweise immanent, teilweise jedoch auch exmanent und damit grundsätzlicher, etwa wenn mit Verweis auf das Leitbild der Einrichtung der Vorschlag kritisiert wird, eine Frau aufgrund ihrer Mutterschaft nicht zum Vorstellungsgespräch einzuladen. Insgesamt scheint der Bezug auf eher abstrakte Leitbilder, Regeln oder Werte vor allem dann eine diskursive Strategie darzustellen, wenn es um die Darstellung von Vereinbarkeit von Familie und Er-

werbstätigkeit geht. So kann etwa der Bezug auf die eher abstrakte Figur der ‚Lebenserfahrung durch Elternschaft' als eine solche diskursive Strategie verstanden werden. Geht es auf der anderen Seite um die Darstellung und Legitimierung einer eher diskriminierenden, auf klassischen Vorstellungen von Geschlechterrollen basierenden Praxis, dann vollzieht sich das Sprechen häufig auf einer konkret-praktischen Ebene. Hier kommt es dann eher zu einem Rekurs auf Erfahrung – etwa wenn auf den Umstand verwiesen wird, dass „bei uns" eine Person „raus ist", sobald sie schwanger wird. Die Überlegung Nentwichs (2014: 10) – vorgestellt im Kontext ihrer Forschung zu Herstellungspraktiken von Geschlecht in Kinderkrippen –, dass „das Fortbestehen von Differenz durch normativ verankerte Gleichheit nicht nur verdeckt, sondern aktiv gestützt und stabilisiert" wird, kann durchaus auch in Bezug auf das Sprechen der pädagogischen Fachkräfte angestellt werden: So können doch konkrete diskriminierende Praktiken möglicherweise dann leichter vollzogen werden, wenn gleichzeitig auf normativer Ebene ein auf Egalität und Vereinbarkeit ausgelegtes Leitbild hochgehalten wird. Wenn dann der Erfahrungstransfer von Elternschaft auf die berufliche Situation normativ aufgewertet wird, dann erscheint der Umstand, dass einer Person aufgrund der Sorge um die Kinder weniger Ressourcen für die Arbeit zugeschrieben werden, zunächst einmal plausibel, möglicherweise bedauernswert, jedoch nicht unbedingt problematisch und kritikwürdig. Wenn allerdings deutlich wird, dass diese Arbeit stets mit einer ganz bestimmten Gruppe assoziiert wird, dann verweist dies auf eine systematische Benachteiligung.

Literatur

Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe (AGJ) (2012): In doppelter Verantwortung: Herausforderungen für eine familien(zeit)freundliche Kinder- und Jugendhilfe. Diskussionspapier der Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe – AGJ. https://www.agj.de/fileadmin/files/positionen/2012/Familienzeit.pdf [Zugriff: 26.2.2020].

Baader, Meike Sophia (2018): Von der Normalisierung zur De-Zentrierung nach 1968. Mütterlichkeit, Weiblichkeit und Care in der Alten und in der Neuen Frauenbewegung. In: Langer, Antje/Mahs, Claudia/Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Weiblichkeit – Ansätze zur Theoretisierung. Opladen: Barbara Budrich, S. 15–38.

Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller, Silke (2011): Einleitung. In: Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller, Silke (Hrsg.): Professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit. Materialanalysen und kritische Kommentare. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–12.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2019): Gender Care Gap – ein Indikator für die Gleichstellung. https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/

themen/gleichstellung/gender-care-gap/indikator-fuer-die-gleichstellung/gender-care-gap---ein-indikator-fuer-die-gleichstellung/137294 [Zugriff: 4.8.2020].

Butler, Judith (2014): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin/Schneider, Norbert F. (2015): Leitbilder als „missing link“ der Familienforschung. Eine Einführung. In: Schneider, Norbert F./Diabaté, Sabine/Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zu Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Opladen: Barbara Budrich, S. 11–17.

Dressel, Kathrin/Wanger, Susanne (2010): Erwerbsarbeit: Zur Situation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3., erweiterte und durchgesehene Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 234–243.

Fegter, Susann/Geipel, Karen/Hontschik, Anna/Kleiner, Bettina/Rothe, Daniela/Sabla, Kim-Patrick/Saborowski, Maxine (2020): Äußerungen von Sprecher*innen in einer Gruppendiskussion. Überlegungen und Analysen aus unterschiedlichen diskurs- und subjektivierungstheoretischen Perspektiven. In: van Ackeren, Isabell/Bremer, Helmut/Kessl, Fabian/Koller, Hans Christoph/Pfaff, Nicolle/Rotter, Caroline/Klein, Dominique/Salaschek, Ulrich (Hrsg.): Bewegungen. Beiträge zum 26. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Opladen: Barbara Budrich, S. 83–97.

Fegter, Susann/Sabla, Kim-Patrick (2020): Professionalität und Geschlecht als diskursive Konstruktionen in Äußerungen (sozial)pädagogischer Fachkräfte – theoretische und methodologische Überlegungen im Kontext rekonstruktiver Professionsforschung. In: Rose, Lotte/Schimpf, Elke (Hrsg.): Sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung: Methodologien, Konzepte, Forschungsfelder. Opladen: Barbara Budrich, S. 149–162.

Fegter, Susann/Saborowski, Maxine (2020): Theoretische Modellierung einer empirischen Analyse von pädagogischer Professionalität und Geschlecht anhand von Äußerungen als iteratives Moment historischer Wissensordnungen. In: Fischer, Diana/Jergus, Kerstin/Puhr, Kirsten/Wrana, Daniel (Hrsg.): ‚Theoretische Empirie‘ – Erkenntnisproduktion zwischen Theoriebildung und empirischen Praxen. Wittenberger Gespräche VII: Halle-Wittenberg, im Erscheinen.

Fegter, Susann/Hontschik, Anna/Kader, Eszter/Sabla, Kim-Patrick/Saborowski, Maxine (2019): Bezüge auf Familie als Moment der Vergeschlechtlichung pädagogischer Professionalität: Diskursanalytische Perspektiven auf Äußerungen in Gruppendiskussionen mit Kita-Teams. In: Baar, Robert/Hartmann, Jutta/Kampshoff, Marita (Hrsg.): Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung. Geschlechterreflektierte Professionalisierung – Geschlecht und Professionalität in pädagogischen Berufen (15). Opladen: Barbara Budrich, S. 135–149.

Foucault, Michel (1988): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Geipel, Karen (2019): Diskurs- und Subjektivierungstheorie meets Gruppendiskussionen: methodologische Überlegungen zu einer neuen Verbindung. In: Forum Qualitative Sozialforschung 20, 2, S. 1–29.

Helsper, Werner/Krüger, Heinz-Hermann/Rabe-Kleberg, Ursula (2000): Professionstheorie, Professions- und Biographieforschung – Einführung in den Themenschwerpunkt. Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 1,1, S. 5–19.

Jäger, Siegfried (2001): Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Keller, Reiner/Hirseland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Bd. 1: Theorien und Methoden. Hemsbach: Leske und Budrich, S. 81–112.

Kortendiek, Beate (2010): Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3., erweiterte und durchgesehene Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 442–453.

Kuhn, Melanie (2012): Professionalität im Kindergarten. Eine ethnographische Studie zur Elementarpädagogik in der Migrationsgesellschaft. Wiesbaden: Springer VS.

Meuser, Michael (2012): Vaterschaft im Wandel. Herausforderungen, Optionen, Ambivalenzen. In: Böllert, Karin/Peter, Corinna (Hrsg.): Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 63–80.

Nentwich, Julia (2014): Puppen für die Buben und Autos für die Mädchen? Rhetorische Modernisierung in der Kinderkrippe. In: Malli, Gerlinde/Sackl-Sharif, Susanne (Hrsg.): Wider die Gleichheitsrhetorik. Soziologische Analysen – theoretische Interventionen. Texte für Angelika Wetterer. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 50–61.

Notz, Gisela (2010): Arbeit: Hausarbeit, Ehrenamt, Erwerbsarbeit. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3., erweiterte und durchgesehene Auflage. Geschlecht & Gesellschaft (35). Wiesbaden: Springer VS, S. 234–243.

Ruck, Nora/Slunecko, Thomas/Riegler, Julia (2009): Kritik und Psychologie. Ein verschlungenes Verhältnis. In: Psychologie & Gesellschaftskritik 132/133, S. 45–67.

Riegraf, Birgit (2019): Care, Care-Arbeit und Geschlecht: gesellschaftliche Veränderungen und theoretische Auseinandersetzungen. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Geschlecht und Gesellschaft (65). Wiesbaden: Springer VS, S. 1151–1160.

Sabla, Kim-Patrick (2013): Professionalisierung und Geschlecht in der Kinder- und Jugendhilfe. Die Verberuflichung des Alltäglichen? In: Die Hochschule: Journal für Wissenschaft und Bildung 22,1, S. 118–125.

Sabla, Kim-Patrick/Hontschik, Anna (2020): Zur Reifizierungsproblematik von Geschlechterbinarität und Heteronormativität in Gruppendiskussionen. In: Kubandt, Melanie/Schütz, Julia (Hrsg.): Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Barbara Budrich, S. 216–234.

Seehaus, Rhea/Rose, Lotte/Günther, Marga (2015): Zum Anliegen des Buches. In: Seehaus, Rhea/Rose, Lotte/Günther, Marga (Hrsg.): Mutter, Vater, Kind – Geschlechterpraxen in der Elternschaft. Opladen: Barbara Budrich, S. 9–14.

Statistisches Bundesamt (2020): Drei von vier Frauen in Deutschland sind erwerbstätig – dritthöchster Wert in der EU. https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2020/03/ PD20_N010_132. [Zugriff: 4.8.2020]

Thiessen, Barbara (2019): Geschlechterverhältnisse im sozialen Wandel – die Bedeutung von Care-Theorien für Soziale Arbeit. In: Thiessen, Barbara/Dannenbeck, Clemens/Wolff, Mechthild (Hrsg.): Sozialer Wandel und Kohäsion. Ambivalente Veränderungsdynamiken. Wiesbaden: Springer VS, S. 79–97.

Van Leeuwen, Theo (2008): Discourse and practice. New tools for critical discourse analysis. Oxford (u.a.): Oxford University Press.

Villa, Paula-Irene (2006): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. 3., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

Von Alemann, Annette/Oechsle, Mechthild (2019): Vereinbarkeit und Work-Life-Balance: Forschungen zu Erwerbsarbeit, Lebensführung und Geschlecht. In: Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Geschlecht und Gesellschaft (65). Wiesbaden: Springer VS, S. 1151–1160.

Wernet, Andreas (2003): Pädagogische Permissivität. Schulische Sozialisation und pädagogisches Handeln jenseits der Professionalisierungsfrage. Opladen: Leske und Budrich.

Wrana, Daniel (2015): Zur Analyse von Positionierungen in diskursiven Praktiken. Methodologische Reflexionen anhand von zwei Studien. In: Fegter, Susann/Kessl, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: Springer VS, S. 123–142.

Interessenartikulation von Migrant*innen im Kontext bezahlter Sorgearbeit im Privathaushalt – Agency-Diskurse in Berichterstattung und Unterstützungsstrukturen

Christiane Bomert

1 Einleitung

Seit etwa 30 Jahren lässt sich das Phänomen der bezahlten Sorgearbeit im Privathaushalt durch mittel- und osteuropäische Beschäftigte, die hauswirtschaftliche und grundpflegerische Aufgaben übernehmen, beobachten. Heute beschäftigt bereits jeder zwölfte Pflegehaushalt in Deutschland eine meist aus Osteuropa stammende und für die Dauer des Arbeitseinsatzes im selben Haushalt lebende Care-Arbeiterin. Die meist nur *pro forma* abgeschlossenen Verträge bilden die tatsächliche Arbeitszeit, die Höhe der Entlohnung und die wesentlichen Arbeitsbedingungen kaum ab, sondern entsprechen eher den Bedürfnissen der zu Pflegenden und ihrer Angehörigen nach einer individualisierten „Rund-um-die-Uhr“-Betreuung im Eigenheim und sichern die unverhältnismäßig hohen Einnahmen für die Vermittlungsagenturen (vgl. Hielscher/Kirchen-Peters/Nock 2017; Satola 2019; Timm 2019).

Seit der Jahrtausendwende haben Analysen zu den Lebens- und Beschäftigungsbedingungen von Care-Arbeiter*innen aus Osteuropa „ein umfangreiches Forschungs- und Publikationsvolumen erreicht“ (Haubner 2014: 14). Auch werden die missachteten Arbeitnehmer*innenrechte in den Medien immer wieder aufgegriffen und skandalisiert. Dennoch erleben wir ein „systematische[s] Wegschauen des Staates“ (Timm 2019: 141) und eine mangelnde professionelle Unterstützung dieser Personengruppe. Gesellschaftliche Akteur*innen, wie etwa die Soziale Arbeit, greifen das Thema weder systematisch auf noch setzen sie sich wirksam für die geltenden Bestimmungen und die Interessen der Beschäftigten ein. Und obschon „bei den Care-Arbeiterinnen eine beträchtliche Bereitschaft – etwa über soziale Medien – zur kollektiven Organisierung ihrer Interessen besteht“ (ebd.: 144f.), bleibt dieses Potential bislang ungenutzt.

Um dieser Diskrepanz auf den Grund zu gehen, wurden die gegenwärtigen diskursiven Möglichkeitsräume für die Interessenartikulation und für die (Selbst-)Organisierung von Migrant*innen im Kontext bezahlter Sorgearbeit im Privathaushalt aus einer poststrukturalistisch-feministischen Perspektive

analysiert (vgl. Bomert 2020). Dies bedeutete die Offenlegung bzw. Dekonstruktion zweier verschiedener diskursiver Wissensordnungen bzw. Diskursebenen, die anschließend machttheoretisch verknüpft wurden: Die erste Diskursebene fokussiert das mediale Diskurs-Wissen zur bezahlten Care-Arbeit von Migrantinnen in Tageszeitungen und Wochenmagazinen seit der EU-Osterweiterung bis heute, die zweite analysiert das professionsbezogene Wissen innerhalb bestehender wohlfahrtsstaatlicher und gewerkschaftlicher Unterstützungsstrukturen, das zu diesem Zweck mittels qualitativer Interviews mit den Mitarbeitenden jener Beratungs- und Anlaufstellen erhoben wurde. Die zirkuläre Forschungsmethodik ermöglicht es, die öffentlichen und politischen Repräsentationsformen migrantischer Care-Arbeiter*innen in der medialen Debatte sowie in der Wissensordnung institutioneller Unterstützungsstrukturen aufzudecken, aufeinander zu beziehen und machtkritisch zu analysieren.

Im Folgenden wird zunächst der Forschungsstand zur öffentlichen und politischen Repräsentanz transnationaler Care-Arbeiter*innen in Deutschland dargelegt und eingeordnet (2). Darauf aufbauend werden der theoretische Bezugsrahmen (3) und das methodische Vorgehen (4) der poststrukturalistisch-dekonstruktivistischen Analyse diskursiver Möglichkeitsräume beschrieben. Mit einem Analysebeispiel für die eingeschränkten Artikulationsmöglichkeiten transnationaler Care-Arbeiter*innen soll dieses Vorgehen veranschaulicht werden (5). Abschließend werden die hier exemplarisch präsentierten Teilergebnisse in den Gesamtkontext des Forschungsprojekts eingeordnet und Implikationen für die Praxis der Sozialen Arbeit abgeleitet (6).

2 Interessenartikulation transnationaler Care-Arbeiter*innen im Privathaushalt in Deutschland – Stand der Forschung

Migrant*innen können in Deutschland ihre Interessen nicht in vergleichbarer Weise artikulieren wie andere Bevölkerungsgruppen. Beeinflusst wird dies etwa von rechtlichen Rahmenbedingungen, politischen Konjunkturen und institutionellen Arrangements (vgl. Mikuszies/Nowak/Schwenken 2010: 95). Auch der mangelnde Zugang zu Informationen, strukturelle Ausschlüsse und Diskriminierungen (vgl. Schwenken 2006: 144f.) sowie ihre „limitierte […] Citizenship“ (Schilliger/Schilling 2017: 106) führen zu eingeschränkten Möglichkeiten, eigene Anliegen sichtbar zu machen und vorhandene Arbeits- und Sozialrechte einzufordern. Die Interessenartikulation von Migrant*innen, die hierzulande rund um die Uhr in der häuslichen Pflege beschäftigt sind, ist durch die besonderen Kontextbedingungen des Arbeitssettings zusätzlich erschwert: durch die fehlende Anerkennung als reguläre Erwerbsarbeit, die stark

personalisierten Arbeitsbeziehungen und die Erwartungen an absolute Flexibilität und permanente Anwesenheit. Der *Live-in*-Arbeitsplatz im Pflegehaushalt bringt zudem einen hohen Isolierungsgrad der Care-Arbeiter*innen, ein- bis dreimonatige Pendelmigrationsbewegungen, ein oft uneindeutiges Arbeitgeber*innen-Arbeitnehmer*innen-Verhältnis und eine räumliche Entgrenzung des Arbeits- und Privatraumes bzw. der Arbeits- und Freizeit mit sich (vgl. Karakayali 2010: 155). Diese Arbeits- und Lebensbedingungen stehen in einem Widerspruch zur tradierten, bürokratischen und an Mitgliedsbeiträge geknüpften Gewerkschaftsorganisierung, sodass bislang keine ausreichende gewerkschaftliche Unterstützung ihrer politischen Interessen in Deutschland existiert. Während osteuropäische Frauen, die in der häuslichen Pflegebetreuung in Basel beschäftigt sind, sich seit 2013 mithilfe gewerkschaftlicher Unterstützung im Netzwerk Respekt@vpod öffentlich gegen ihre prekären Arbeitsbedingungen und für eine bessere Bezahlung und mehr Freizeit in der Schweiz einsetzen (vgl. Schilliger/Schilling 2017: 108), sind in Deutschland[1] (und Österreich) keine vergleichbaren Initiativen auszumachen. Dies verwundert auch mit Blick auf die internationalen Entwicklungen der letzten 20 Jahre, in denen „domestic workers[2] around the world began to speak up for rights and recognition“ (Garofalo Geymonat/Marchetti 2017: 12).

Sind dies Erkenntnisse einer mittlerweile breiteren sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der bezahlten transnationalen Care-Arbeit und den nachteiligen Bedingungen für (Selbst-)Organisierungsprozesse, zeigt sich an ihnen aber auch, dass eine vertiefte empirische erziehungswissenschaftliche Analyse bislang nicht vorliegt. Ausgangspunkt für das hier vorgestellte Projekt war demnach die Frage nach der Reaktion der professionellen Akteur*innen der Sozialen Arbeit auf die sich aus den spezifischen Lebens- und Arbeitsbedingungen der osteuropäischen Care-Arbeiter*innen ergebenden Unterstützungs- und Hilfebedarfe (vgl. Raithelhuber 2015, S. 2)[3]: Welche Formen der Unterstützung bestehen im regionalen, nationalen und transnationalen Kontext, wie werden die Care-Arbeiter*innen adressiert und informiert?[4] Inwiefern

1 Die in Berlin ansässige Respekt-Gruppe (2018) versteht sich als ein ehrenamtlich arbeitender freier Zusammenschluss von Frauen insbesondere lateinamerikanischer Herkunft; osteuropäische Frauen gehören diesem Netzwerk nicht an.

2 *Domestic Work* beschreibt in diesem Zusammenhang die Arbeit innerhalb eines oder mehrerer Privathaushalte und umfasst Tätigkeiten wie Putzen, Kochen, Einkaufen oder Pflege- und Erziehungsarbeit für Ältere und Kinder, aber auch Gartenarbeit oder die Pflege von Haustieren.

3 Anzumerken ist hierbei, dass bezahlte Care-Arbeit von Personen aus dem Ausland, die in der häuslichen Pflege und Betreuung beschäftigt sind, oder die professionelle Unterstützung ihrer (Selbst)Organisierung durch Fachkräfte der Sozialen Arbeit bisher jedoch sehr selten überhaupt als Handlungsfelder thematisiert werden (vgl. Raithelhuber 2011, 2015; Schirilla 2015, S. 370).

4 Zentral bei diesen Fragen und Auseinandersetzungen zum Thema ist, inwiefern die Beschäftigten hierbei durch institutionelle Unterstützungsstrukturen als transnational agierende, po-

erfolgt auch eine Unterstützung der Beschäftigten in der Artikulation ihrer (individuellen und kollektiven) Interessen – auch jenseits gewerkschaftlicher Arbeit – und inwiefern wird diese etwa mithilfe von Empowerment-Strategien oder der Bereitstellung entsprechender Begegnungsräume durch Akteur*innen der Sozialen Arbeit umgesetzt? Nicht zuletzt lag eine systematische Analyse der medialen Debatte, in der bezahlte Care-Arbeit in Pflegehaushalten durchaus präsent ist, und damit die Frage nach der *öffentlichen* Repräsentanz und Sichtbarkeit der Migrant*innen als Beschäftigte bis dato nicht vor.

3 Theoretischer Bezugsrahmen einer poststrukturalistisch-dekonstruktivistischen Analyse diskursiver Möglichkeitsräume

Der Bezugsrahmen für die Analyse der Möglichkeiten zur Interessensartikulation migrantischer Care-Arbeiter*innen in der häuslichen Pflege setzt sich aus den Dimensionen *Transnationalität* und *Agency* zusammen. Damit werden die *grenzüberschreitend* organisierten Lebens- und Arbeitsverhältnisse migrantischer Care-Arbeiter*innen[5] aufgegriffen und Handlungsmächtigkeit im Kontext von Migration hervorgehoben: „Migrants are no longer conceptualized as victims of economic globalization or neoliberal gouvernmentality, but are instead perceived as transnational actors in a world characterized by social inequality and power relations.“ (Köngeter/Smith 2015: 1)

Die Verknüpfung beider Dimensionen ermöglicht es, Möglichkeitsräume für Artikulation in ihrer strukturellen Verwobenheit sichtbar zu machen und zu analysieren (vgl. Pilberger 2016: 39). Macht wird hierbei in einer poststrukturalistischen Perspektive als produktive Kraft und diskursive Praxis verstanden (vgl. Foucault 1973; Butler 1993), wobei der Diskurs eben jene Ebene bildet, „auf der die Strategien der Macht mit den Techniken der Wissensproduktion ineinanderfließen“ (Seier 1999: 77). Der produktive, d.h. machtvolle und wirklichkeitsstiftende Effekt von Diskursen drückt sich in der Etablierung, dem

litische Akteur*innen einbezogen werden. Transnationalität verweist hierbei auf zwei zentrale Aspekte: Für Menschen, die in transnationalen Räumen leben, müssen auch Angebote der Unterstützung ihre nationalstaatlich verfassten institutionellen Grenzen überschreiten und dabei die Möglichkeit nicht-linearer Beziehungsmuster (die etwa durch Pendelmigration immer wieder unterbrochen sein können) mitdenken. Darüber hinaus schließt dies ebenfalls den Einbezug transnationaler Netzwerke oder *Communities* der zu unterstützenden Personen ein, durch die sie bereits soziale Unterstützung erhalten (können) (vgl. Raithelhuber 2015; Graßhoff/Schweppe 2012: 179; Schröer/Schweppe 2018).

5 Im Kontext von Transmigration, Gender und Care entstehen multiple, d.h. soziale, örtliche, institutionelle, beziehungsgestaltende, rechtlich-politische, technische und ökonomische Verhältnisse (vgl. Homfeldt/Schröer/Schweppe 2008: 230).

Ausschluss oder der Abwertung bestimmter Deutungen aus. Er betrifft die Fähigkeit zu handeln oder sich in der öffentlichen und politischen Auseinandersetzung eine Stimme zu verschaffen und so eine bestimmte Deutung zu konstituieren (vgl. Babka/Posselt 2016: 60).

Auf transnationale Phänomene bezogen lässt sich das Wissen zu Subjektpositionierungen und deren Agency hierbei „nicht losgelöst von der zunehmenden grenzüberschreitenden Vernetzung und gleichzeitigen Zugehörigkeit zu sich überlagernden nationalen Kontexten" (Bender et al. 2013: 8) untersuchen. Agency als individuelles und kollektives Ermöglichungspotential wird demnach nicht von den (einzelnen) Subjekten aus gedacht, sondern „von spezifischen [u.a. transnationalen] Möglichkeitsräumen, die Handlungen erst möglich machen oder auch verhindern" (Eickelmann 2016: 351).

4 Die empirische Rekonstruktion diskursiver Möglichkeitsräume für Interessenartikulation im Kontext bezahlter Sorgearbeit im Privathaushalt

4.1 Methodologische Grundannahmen

Als *methodologische Konsequenz, Paradigma* oder *Verfahren* poststrukturalistischer Perspektiven gilt die Dekonstruktion. Ziel dieses in den 1960ern von Jaques Derrida (1983) geprägten Lektüreverfahrens ist die Analyse und Dekonstruktion sozialer Ordnungen auf der Ebene der Sprache (weniger auf der Ebene gesellschaftlicher Interaktions- und Strukturzusammenhänge), um die hinter vermeintlich eindeutigen Bedeutungen steckenden „Ideologien und Machtansprüche" (Degele 2008: 103) aufzudecken. Methodisch stehen die folgenden drei Aspekte im Mittelpunkt:

> „Das Verfahren zielt 1) auf eine Vervielfältigung von Lesarten und 2) auf das Aufspüren von Ausschlüssen und Nicht-Gesagtem, denn Nebenbedeutungen und Unterordnungen sind bereits im Text angelegt. Das ‚Neue' (3) der potenziell entstehenden Lesarten bemisst sich schließlich daran, dass es nicht eine schlichte Opposition zu (und damit in gewissem Sinne eine Konservierung) der kritisierten Logik darstellt, sondern vielmehr deren Grundlagen in Frage stellt." (Kleiner 2019: 158)

Entgegen der Rekonstruktion von bereits Existentem geht es bei der Dekonstruktion damit stets auch um die Konstruktion von Neuem (vgl. Angermüller 2005: 42). Hierbei soll das im Diskurs sichtbar werdende Wissen nicht widerlegt, sondern dessen „historische Bedingtheit und damit die Kontingenz jedes Wissens" (Fegter et al. 2015: 15) analysiert werden.

4.2 Konzeptionelle Operationalisierung der empirischen Analyse, Datenauswahl und zirkulärer Forschungsprozess

Um die Möglichkeitsräume für Artikulation in diesem Forschungskontext empirisch zu rekonstruieren, wurden verschiedene Macht-Wissens-Komplexe diskursanalytisch ausgewertet. Die *erste* empirische Dimension fokussiert die Wissensordnungen im medialen Diskurs, der für die Organisation und Erzeugung von Wissen in besonderem Maße relevant ist. Massenmedien „tragen in vielschichtiger Weise zur Konstruktion des Sagbaren bei und sind selbst Teil des Macht-Wissens-Komplexes" (Wedl 2008: 6). Als *zweite* empirische Dimension standen professionsbezogene Wissensordnungen im Fokus. Da bislang kein entsprechendes Textmaterial vorlag, wurden qualitative, explorative Expert*inneninterviews (vgl. Kaiser 2014) mit institutionellen Vertreter*innen geführt, die zum Zeitpunkt der Erhebung Unterstützungsangebote für osteuropäische Care-Arbeiter*innen bereitstellten. Sie repräsentieren „die Handlungsweisen, Sichtweisen und Wissenssysteme" (Kruse 2015: 166) bzw. verfügen über Deutungsmacht in ihrem Feld. Die Rekonstruktion beider Dimensionen erfolgte *diskursanalytisch*, da ein solches Verfahren zeigen kann, „wie in Machtverhältnissen ein Feld von Möglichkeiten eröffnet wird, das auf unterschiedliche Weise besetzt werden kann" (Kruse 2015: 166), und sie wurde zirkulär durchgeführt: Bereits erhobene Daten aus der medialen Debatte flossen in die Analyse der professionsbezogenen Wissensordnungen ein, Inhalte des erhobenen Rollen- und Betriebswissens wurden mit den öffentlichen Diskursthemen abgeglichen.

Das Analysesampling des *medialen* Diskurses (erste Dimension) besteht aus den überregionalen Abonnementzeitungen *Frankfurter Rundschau* (linksliberal), *Süddeutsche Zeitung* (linksliberal), *FAZ* (konservativ-liberal) und *Die Welt* (konservativ) sowie aus den Wochenmagazinen *Der Spiegel* (linksliberal) und *Focus Magazin* (rechtsliberal). Ziel dieser Auswahl war die Darstellung des hegemonialen Diskursstranges durch ein möglichst breites „Links-rechts-Spektrum" im Mediendiskurs. Mithilfe von Selektionskriterien[6] wurde für den Analysezeitraum zwischen 2004 (EU-Osterweiterung) und Ende des Jahres 2016 zunächst eine große Anzahl an Artikeln gefunden, die durch vorab festgelegte Ausschlusskriterien auf 194 Artikel verringert wurde.

Der Feldzugang zum institutionellen Unterstützungssystem für transnationale Care-Arbeiter*innen gelang mittels einer umfassenden Internetrecherche zu bestehenden Angeboten sowie durch Hinweise im medialen Diskurs und von bereits befragten Interviewpartner*innen. Dadurch ließen sich folgende derzeit vorhandene institutionelle Unterstützungsstrukturen in Deutschland

6 Für den vorliegenden Forschungsgegenstand waren dies die Schlagworte „Haushaltshilfe + Osteuropa" sowie „Pflege + Osteuropa".

unterscheiden: *erstens* spezialisierte Vermittlungs- und Beratungsangebote[7] insbesondere freier Träger*innen (z.B. die Projekte *CariFair* der Caritas und *Faircare* der Diakonie oder das Beratungsangebot des Fraueninformationszentrums (FIZ) in Stuttgart oder der Bahnhofsmission Karlsruhe) und *zweitens* gewerkschaftliche und gewerkschaftsnahe Beratungsangebote für mobile Beschäftigte aus Osteuropa (z.B. das DGB-Projekt *Faire Mobilität* oder die Weiterbildungseinrichtung Arbeit und Leben DGB/VHS). Darüber hinaus gibt es in Deutschland, *drittens*, ehrenamtliche bzw. kirchliche Unterstützungsprojekte, die vorrangig Sprachkurse und Austauschplattformen anbieten. Das Sample zur Analyse der professionsbezogenen Wissensordnungen besteht aus Expert*innen von zehn unterschiedlichen wohlfahrtsstaatlichen bzw. gewerkschaftlichen Organisationen.

Die Auswertung beider Wissensordnungen – der massenmedialen und der professionsbezogenen – erfolgte durch eine poststrukturalistisch-dekonstruktivistische Diskursanalyse. Dabei wurden die analytischen Schritte „am jeweiligen Gegenstand entlang" (Traue/Pfahl/Schürmann 2014: 502) und unter Rückgriff auf verschiedene Erläuterungen dekonstruktiver Verfahren in feministischer und intersektionaler Theorieperspektive (vgl. Hark 2006; Bublitz 2006; Tuider 2015) konzeptualisiert:

1. Identifikation und Abgrenzung von Diskursen und Sprecher*innenpositionen
2. Identifikation diskursiver Techniken und Strategien (z.B. Kontextualisierungen bzw. intradiskursive Verweise oder interdiskursive Beziehungen)
3. Suche nach Leerstellen und dem Nicht-Gesagten
4. Suche nach Gegendiskursen und Widerständigkeiten

Zu berücksichtigen ist, dass es sich um unterschiedliche Materialsorten handelt. Bei der analytischen Zusammenführung der Erkenntnisse sind demnach die Entstehungskontexte und Produktionsbedingungen beider Textgenres in die Kontextualisierung der Forschungsergebnisse einzubeziehen (vgl. Langer/Wrana 2010: 346).

4.3 Zusammenführung der Ergebnisse: Diskursanalyse als Machtanalyse

Im Anschluss an die diskursanalytische und zirkuläre Auswertung der empirischen Dimensionen können mit der Zusammenführung der Erkenntnisse „sowohl Schnittpunkte, Ergänzungen als auch Brüche in den diskursiven Prakti-

7 Migrations- und andere Frauen- und Fachberatungsstellen können ebenfalls Anlaufstellen für osteuropäische Care-Arbeiter*innen sein. Ob und inwiefern davon Gebrauch gemacht wird, konnte im Rahmen der Studie aufgrund der bundesweit hohen Quantität nicht erhoben werden.

ken ausgemacht und [so] Machtpraktiken und -verhältnisse in den Blick genommen werden“ (Langer/Wrana 2010: 346). Dazu wurden zum einen Häufungen und Auslassungen beider Wissensordnungen und so die besonderen Stabilisierungsformen hegemonialen Wissens herausgestellt. Die Frage, inwiefern Themen, Perspektiven und Fragestellungen jeweils nur in einer der Wissensordnungen sichtbar werden, sollte zum anderen Aufschluss über Ergänzungen im Diskurs liefern.[8] Die so herausgestellten Brüche und Kontingenzen innerhalb der Macht-Wissens-Komplexe markieren „das Feld möglicher Umkehr oder Veränderung“ (Maurer/Weber 2006: 14f.) und damit – so das Ziel dieses Analyseschrittes – die diskursiven Möglichkeitsräume der Care-Arbeiter*innen.

5 Die diskursiv gefestigte Stellvertretungspraxis institutioneller Unterstützer*innen – ein Analysebeispiel für die eingeschränkten Artikulationsmöglichkeiten transnationaler Care-Arbeiter*innen

Die Rekonstruktion diskursiver Möglichkeitsräume erlaubte die Identifikation verschiedener Faktoren, die eine eigenständige Politisierung der Anliegen und die Selbstorganisierung von transnationalen Care-Arbeiter*innen, die in der häuslichen Pflege beschäftigt sind, befördern oder hemmen (vgl. dazu Bomert 2020). Im Folgenden werden exemplarisch jene Analyseergebnisse verdeutlicht, die Aufschluss über eine *diskursiv gefestigte Stellvertretungspraxis institutioneller Vertreter*innen* liefern. Ebendiese Handlungspraxis als ein begrenzender Faktor für eine selbstbestimmte Interessenartikulation konnte sowohl in der medialen als auch in der professionsbezogenen Wissensordnung sichtbar gemacht werden.

5.1 Wissensordnung im medialen Diskurs

Über die dreizehn untersuchten Jahre der medialen Berichterstattung zeigt sich sowohl in der Quantität der veröffentlichten Artikel als auch in der Diskursivierung der Inhalte eine Normalisierungsbewegung: Während die Arbeit von transnationalen Care-Arbeiter*innen in der medialen Auseinandersetzung der Jahre 2004 bis 2008 noch als bedrohliche Konkurrenz für die ambulanten Pfle-

8 Umgesetzt wurde dieser Analyseschritt mithilfe von Leitfragen, die eine systematische Analyse der Schnittpunkte, Ergänzungen und Brüche in den diskursiven Ordnungen entlang der oben genannten vier methodischen Schritte ermöglichten (vgl. dazu Bomert 2020: 107ff.).

gedienste und stationären Einrichtungen der Altenpflege (mit leichten Diskursauffächerungen ab 2006) gedeutet wird, dominieren später legitimierende (zwischen 2008 und 2010) und Dankbarkeit ausdrückende Bewertungen (zwischen 2014 und 2016). Durch die *Identifikation und Abgrenzung von Diskursen* bzw. anhand der *intradiskursiven Verweise als diskursiver Technik* konnte sichtbar gemacht werden, wie verschiedene Themen in die Debatte ein- und ausgetreten sind und deren Ausprägung maßgeblich mitgestaltet haben. Zu den Diskurssträngen gehören etwa der Fachkräftemangel, der Mindestlohn und die Schwarzarbeit in der Pflege. Begleitet wird die diskursive Normalisierungsbewegung von einem Wandel der Subjektzuschreibungen osteuropäischer Care-Arbeiter*innen: Gelten sie anfangs noch als „Niedriglohnkonkurrenz aus Osteuropa" (FR, 13.10.2004), sind sie später „Helfer, ohne die es nicht geht" (SZ, 24.04.2009).

Die zentrale *Leerstelle* der Debatte im gesamten Zeitraum ist die Perspektive der migrantischen Care-Arbeiter*innen. Geschildert wird hingegen – etwa in Form einer Blitzlichtaufnahme aus dem Pflegehaushalt – die Perspektive der zu Pflegenden und ihrer Angehörigen. Lediglich in geringem Umfang werden die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Beschäftigten beschrieben und dabei die Hintergründe der Migration auf rein ökonomische Motive reduziert, oder es wird die Schutzlosigkeit in diesem Beschäftigungsarrangement betont. In den relevanten *Sprecher*innenpositionen* sind es nicht die Care-Arbeiter*innen, die zu Wort kommen, sondern insbesondere Gewerkschaftsmitarbeitende und Wissenschaftler*innen, die *über* die Lebens- und Arbeitsbedingungen osteuropäischer Care-Arbeiter*innen in Deutschland sprechen. In vier (der knapp zweihundert analysierten) Medienartikel sowie lediglich in den letzten drei Diskursjahren eröffnet sich ferner ein diskursiver Möglichkeitsraum, in dem erstmals *widerständige* Subjektpositionierungen sichtbar gemacht werden. Sie stehen den hegemonialen Subjektzuschreibungen gegenüber, denen zufolge die Care-Arbeiter*innen ohne ökonomische Ressourcen sind und ihre prekäre Beschäftigungssituation als unveränderbar ansehen und hinnehmen. Eine der wenigen Ausnahmen (etwa SZ, 28.12.2013) zeichnet sich dann auch dadurch aus, dass neben der Darstellung widerständiger Handlungspraktiken die Care-Arbeiterin mit vollem Namen benannt und in ihrer Rolle als Arbeitskraft und nicht in der Ausübung einer vermeintlichen Hilfs- bzw. Unterstützungsleistung sichtbar wird (vgl. Bomert 2020: 160ff.). Eine solche diskursive (Mit-)Gestaltung bzw. Selbstrepräsentation ist für transnationale Care-Arbeiter*innen in der Regel jedoch kaum möglich.

5.2 Wissensordnung im professionsbezogenen Expert*innenwissen

Aber auch auf der *handlungspraktischen* Ebene der derzeit bestehenden Unterstützungsstrukturen fehlt eine Selbstrepräsentation weitgehend. Zu den Angeboten der befragten Institutionen gehören vorrangig verschiedene (psychosoziale, arbeits- und sozialrechtliche sowie halb-formalisierte) Beratungsangebote, zum Teil auch die Etablierung legaler Beschäftigungsmöglichkeiten und transnationaler Kooperationen zur Ausbildung und Beschäftigung sowie in gewissem Umfang die Schaffung von Begegnungskontexten für die Beschäftigten.[9] Ferner werden Informations- und Aufklärungsarbeit sowie Öffentlichkeits- bzw. politische Lobbyarbeit als Tätigkeitsschwerpunkte benannt. Während mit der Initiierung von Begegnungskontexten für einen Teil der Befragten durchaus das Ziel der Bündelung und Sichtbarmachung von Interessen verbunden ist, konnten aus den Beschreibungen zur institutionellen Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit zwei Handlungspraktiken rekonstruiert werden, die die öffentliche Artikulation der Arbeiter*innen maßgeblich beeinflussen.

Die Erläuterungen der Befragten lassen neben einer aktiven Mitgestaltung der gesellschaftlichen Debatte eine *Gatekeeper-Funktion* im öffentlichen Diskurs erkennen. Als Unterstützungsinstitutionen erhalten sie Anfragen von Medienvertreter*innen oder politischen Akteur*innen, um die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Beschäftigten zu schildern oder um einen Kontakt zu interessierten Care-Arbeiter*innen herzustellen, damit diese selbst aus ihrem Alltag berichten. Dabei können einerseits die Bedenken der Care-Arbeiter*innen eine große Hürde darstellen, andererseits nehmen die Unterstützungsinstitutionen so einen Einfluss darauf, *wer* im Diskurs gehört wird.

Als zweite Handlungspraxis ist die *institutionelle Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit* zu nennen. Sie wird – nach eigenen Angaben – von den Projekten *CariFair* und *FairCare*, dem *Bündnis Faire Arbeitsmigration* sowie den gewerkschaftlichen Projekten – und damit von der Mehrheit der Befragten – umgesetzt. Bei dieser Arbeit handelt es sich um eine advokatorisch ausgerichtete politische Interessenvertretung, bei der diejenigen, um die es geht, nicht direkt einbezogen werden. Als Gründe für ihr Fehlen werden etwa die mangelnde Zeit oder das fehlende Interesse der Care-Arbeiter*innen angeführt.

Beiden Handlungspraktiken liegt demnach eine Wissensordnung zugrunde, die die fehlende Selbstrepräsentation der Care-Arbeiter*innen vorrangig darauf zurückführt, dass die Spezifizität transnationaler Care-Arbeit in der sog. 24-Stunden-Betreuung (vgl. Kap. 2) eine Interessenartikulation und eine Organisierung hemmt. Daraus wiederum scheint sich zwangsläufig eine advokatorische Strategie zu ergeben.

9 Transmigrationsbewegungen und die Transnationalisierung sozialer Lebenswelten der in der häuslichen Pflege Beschäftigten machen „veränderte [ebenfalls grenzüberschreitende] Formen sozialer Unterstützung" (Herz und Olivier 2013, 3f.) erforderlich, dennoch agieren diese Institutionen vorrangig auf nationalstaatlicher Ebene.

5.3 Zusammenführung der Ergebnisse

Mithilfe des zirkulären Forschungsprozesses konnte eine *diskursiv gefestigte Stellvertretungspraxis* institutioneller Unterstützer*innen identifiziert werden: Sie sind legitime Sprecher*innen *über* und damit Expert*innen *für* osteuropäische Care-Arbeiter*innen. Ferner kommt ihnen eine zentrale Funktion bei der medial-öffentlichen Sichtbarkeit der Care-Arbeiter*innen zu, da Medien den Kontakt zu betroffenen Frauen häufig über sie anbahnen und sie somit als *Gatekeeper* fungieren. Diese Handlungspraxis (mit den dahinterliegenden Wissensordnungen einer vermeintlichen Alternativlosigkeit) verweist auf die „spezifischen Ein- und Ausschlusskriterien" (Butler 2016: 58) des öffentlichen Raumes für Care-Arbeiter*innen und verdeutlicht die Wirkmächtigkeit institutioneller Unterstützung bei der Gestaltung von Öffentlichkeit. Möglichkeitsräume für eine eigenständige Artikulation oder gar widerständiges Handeln transnationaler Care-Arbeiter*innen scheinen auf dieser Folie kaum vorhanden.

6 Diskussion und Ausblick

Ausgangspunkt des Forschungsprojekts war die Diskrepanz zwischen dem Fehlen einer „aktive[n] und systematische[n] politische[n] Arbeit zur Verbesserung der Arbeitssituation auf der nationalen und internationalen Ebene" (Timm 2019: 145) und den (national wie international) vorhandenen Organisierungsstrategien von Care-Arbeiter*innen im Privathaushalt, die in Deutschland bislang jedoch keine öffentliche Wirksamkeit entfalten. Als ein hemmender Aspekt konnte in diesem Zusammenhang die *diskursiv gefestigte Stellvertretungspraxis* institutioneller Unterstützer*innen rekonstruiert werden. Sie unterstellt den Care-Arbeiter*innen eine vermeintlich gemeinsame (vornehmlich ängstliche bzw. passiv-hinnehmende) Identität als Repräsentierte[10], die sie „aus dem Möglichkeitsraum politischen Sprechens und Handelns" (Sauer 2011: 132) ausschließt. Eine solche Repräsentationspraxis als Sprechen über Andere macht die Care-Arbeiter*innen als Beschäftigte unsichtbar und stimmlos und stabilisiert die „Situation, dass es einigen Wenigen [in diesem Fall institutionellen Sprecher*innen] gestattet wird, sich an öffentlichen Orten zu artikulieren, den *Anderen* zu repräsentieren und sich damit Respekt und Geltung zu verschaffen" (Castro Varela, Maria do Mar/Dhawan 2004: 212; Herv. i. O.).

10 Die in den Interviews deutlich werdende Adressierungspraxis ist durchgängig von einer stark dichotomisierenden Subjektkonstruktion der osteuropäischen Care-Arbeiter*innen bestimmt, die sich entlang einer vermeintlich intragruppenspezifischen Differenzlinie in *passiv-hinnehmende* und *aktiv-gestaltende* Beschäftigte teilt. Letztere werden als selbstbewusst und verhandlungsmächtig in Bezug auf ihre Arbeitsverhältnisse konstruiert (vgl. Bomert 2020: 224ff.).

Bestehende Macht- und Herrschaftsverhältnisse reproduzieren sich damit auch im Unterstützungshandeln. Ebenso ließen sich allerdings auch Faktoren identifizieren, die eine *öffentlich-politische Beteiligung* zu fördern suchen. Dazu gehören etwa verschiedene (gelingende oder bislang erfolglose) regionale Initiativen, um Begegnungskontexte zu schaffen. Rekonstruiert werden konnte zudem ein *partieller Diskurswandel* in der Darstellung von Agency und Widerstand osteuropäischer Care-Arbeiter*innen in der medialen Berichterstattung. Die Beschäftigten erscheinen dort nicht mehr im gleichen Maße wie früher als Opfer, und die vorhandenen Subjektzuschreibungen fächern sich auf, indem den Care-Arbeiter*innen – allerdings bislang sehr selten – ein aktives, widerständiges Handeln im öffentlichen Raum zugeschrieben wird (vgl. dazu Bomert 2020: 120ff.).

Die Zusammenschau beider Perspektiven offenbart *ambivalente* Möglichkeitsräume für die Selbstorganisierung und Interessenartikulation transnationaler Care-Arbeiter*innen in Deutschland. Vor diesem Hintergrund ist eine Erweiterung der institutionellen Unterstützung unerlässlich – insbesondere durch Akteur*innen der Sozialen Arbeit: Viele Themen der Sozialen Arbeit stehen im Zentrum der gegenwärtigen Auseinandersetzung um den Care-Bereich, die „sozialräumlich […] systematisch zusammenhängend und aus der Perspektive der AdressatInnen" (Rerrich/Thiessen 2015: 25) zu benennen sind. Zudem hält ihr Methodenrepertoire durchaus professionelle Strategien bereit, sich der Aufgabe der Unterstützung von Migrant*innen im häuslichen Care-Bereich zu stellen: Mithilfe der Konzepte und Methoden des Empowerments, der Partizipation und der Sozialraumorientierung lassen sich sozialpädagogische Unterstützungs- und Begegnungskontexte (Austausch- u. Gruppenangebote, Treffpunkte) so gestalten, dass diese eine kritische Reflexion der eigenen Positionierung sowie den Ausbau persönlicher Netzwerke und die Verbreitung von Informationen ermöglichen. Die Autonomiebestrebungen sowie eine (öffentlich wirksame) Selbstartikulation der Migrant*innen sind hierbei in den Mittelpunkt zu stellen, um eine (unterstützte) Durchsetzung ihrer Rechte zu erzielen (vgl. Herriger 2014; Raithelhuber 2015; Munsch 2017; Seckinger 2018; Maurer 2019). Mittels sozialer Netzwerkwerkarbeit könnte ferner die zwingend erforderliche strategische Bündelung gemeinsamer Anliegen verschiedener zivilgesellschaftlicher Akteur*innen[11] vorangebracht werden (vgl. Fischer 2013).

Grundvoraussetzung dafür ist jedoch, dass die Soziale Arbeit und andere gesellschaftliche Akteur*innen beginnen, transnationale Care-Arbeiter*innen als eine ihrer Zielgruppen wahrzunehmen und sie zugleich – in Abgrenzung von der bislang dominierenden advokatorischen Perspektive – als eigenständig

11 Mögliche Bündnispartner*innen können Selbsthilfeinitiativen, muttersprachliche Gemeinden, (Fach-)Beratungsstellen, kommunale Anlaufstellen (vgl. Schirilla 2015: 370), aber auch Kirchen, Gewerkschaften, Frauen- und Migrant*innenorganisationen, Bewegungen oder ehrenamtliche Unterstützungsprojekte sein.

handelnde Gruppe anerkennen. Hierbei können die erarbeiteten Erkenntnisse Anregungen für die Diskussion liefern: etwa um das Verhältnis von Partizipation und Repräsentation in sozialarbeiterischer Handlungspraxis oder zur potenziellen Verstrickung Sozialer Arbeit in die Reproduktion von Exklusion – etwa in Unterstützungssettings (vgl. u.a. Kessl/Plößer 2010). Auch in Bezug auf die professionelle Beziehung zwischen Adressat*innen und Akteur*innen der Sozialen Arbeit fordern die angesprochenen *transnationalen* Lebensrealitäten der Migrant*innen die professionelle „Interpretationsperspektive *einer* nationalräumlich definierten Gesellschaft“ (Schröer/Schweppe 2018: 1778) heraus. Die bereits existierenden informellen transnationalen Unterstützungskontexte, die durchaus Funktionen Sozialer Arbeit in Form psychosozialer Entlastung und gegenseitiger Anerkennung übernehmen, bieten gleichzeitig mögliche Anknüpfungspunkte für den Ausbau von grenzüberschreitend konzeptionierten Unterstützungsangeboten (vgl. Krawitz/Visel 2014: 439; Raithelhuber 2015: 16). Auf dieser Basis kann dann eine Initiierung von transnationalen Artikulationsräumen gelingen, in denen es darum geht, die Stimmen der Migrant*innen hörbar und sichtbar zu machen und widerständiges Handeln sowie Erfahrungen der Selbstermächtigung zu ermöglichen. Sich und die eigenen Erfahrungen anderen mitzuteilen ist die Voraussetzung dafür, der Vereinzelung im Privathaushalt zu entkommen.

Literatur

Angermüller, Johannes (2005): Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse in Deutschland. Zwischen Rekonstruktion und Dekonstruktion. In: Keller, Reiner et al. (Hrsg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung. Erfahrung – Wissen – Imagination, Bd. 10. Konstanz: UVK, S. 23–48.

Babka, Anna/Posselt, Gerald (2016): Gender und Dekonstruktion. Wien: Facultas.

Bender, Désirée et al. (2013): Transnationales Wissen: Eine Spurensuche aus Sicht der Sozialen Arbeit. In: Bender, Désirée. et al. (Hrsg.): Transnationales Wissen und Soziale Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa, S. 7–19.

Bomert, Christiane (2020): Transnationale Care-Arbeiterinnen in der 24-Stunden-Betreuung. Zwischen öffentlicher (Un-)Sichtbarkeit und institutioneller (De-)Adressierung. Wiesbaden: Springer VS.

Bublitz, Hannelore (2006): Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit. In: Keller, Reiner et al. (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 227–262.

Butler, Judith (1993): Für ein sorgfältiges Lesen. In: Benhabib, Seyla et al. (Hrsg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 122–132.

Castro Varela, Maria do Mar/Dhawan, Nikita (2004): Horizonte der Repräsentationspolitik – Taktiken der Intervention. In: Roß, Bettina (Hrsg.): Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft. Perspektiven für eine anti-rassistische und feministische Politik und Politikwissenschaft. Politik und Geschlecht, Bd. 16. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 205–226.

Degele, Nina (2008): Gender/Queer Studies. Eine Einführung. Paderborn: Wilhelm Fink.

Eickelmann, Jennifer (2016): Performativ(ität) (er)forschen. Medienarchitekturanalyse und Mediennarrationsanalyse am Beispiel mediatisierter Missachtung. In: Burzan, Nicole/Hitzler, Ronald/Kirschner, Heiko (Hrsg.): Materiale Analysen. Methodenfragen in Projekten. Wiesbaden: Springer VS, S. 347–367.

Fegter, Susann et al. (2015): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Theorien, Methodologien, Gegenstandskonstruktionen. In: Dies. et al. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9–55.

Fischer, Jörg (2013): Netzwerke und soziale Arbeit. Theorien, Methoden, Anwendungen. Edition soziale Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa.

Foucault, Michel (1973): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Garofalo Geymonat, Giulia/Marchetti, Sabrina (2017): A global landscape of voices for labour rights and social recognition. In: Dies./Kyritsis, Penelope (Hrsg.): Domestic workers speak. A global fight for rights and recognition. London/Brüssel: openDemocracy, S. 12–19.

Graßhoff, Gunther/Schweppe, Cornelia (2012): Vom Ortsbezug sozialer Beziehungen zum Transnationalen Raum – Herausforderungen für die Soziale Arbeit. In: Soziale Passagen 2012, 4, S. 171–182.

Hark, Sabine (2006): Feministische Theorie – Diskurs – Dekonstruktion. Produktive Verknüpfungen. In: Keller, Reiner et al. (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 357–375.

Haubner, Tine (2014): Osteuropäische Care-Workers im Licht der neueren Sozialwissenschaftlichen Forschung und Theoriebildung. In: Zeitschrift für Gerontologie und Ethik 2014, 2, S. 9–27.

Herriger, Norbert (2014): Empowerment in der Sozialen Arbeit. Stuttgart: UTB.

Herz, Andreas/Olivier, Claudia (2013): Das Transmigrantische der Sozialen Arbeit – Thematischer Aufriss einer spannungsreichen Suchbewegung. In: Dies. (Hrsg.): Transmigration und Soziale Arbeit. Ein öffnender Blick auf Alltagswelten. Grundlagen der Sozialen Arbeit, Bd. 30. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, S. 1–18.

Hielscher, Volker/Kirchen-Peters, Sabine/Nock, Lukas (2017): Pflege in den eigenen vier Wänden. Zeitaufwand und Kosten: Pflegebedürftige und ihre Angehörigen geben Auskunft. Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung.

Kaiser, Robert (2014): Qualitative Experteninterviews. Konzeptionelle Grundlagen und praktische Durchführung. Elemente der Politik. Wiesbaden: Springer VS.

Karakayali, Juliane (2010): Die Regeln des Irregulären – Häusliche Pflege in Zeiten der Globalisierung. In: Scheiwe, Kisten/Krawietz, Johanna (Hrsg.): Transnationale

Sorgearbeit. Rechtliche Rahmenbedingungen und gesellschaftliche Praxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 151–169.

Kessl, Fabian/Plößer, Melanie (2010): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kleiner, Bettina (2019): Dekonstruktion als Lektüreverfahren für pädagogische Fallarbeit. In: Gottuck, Susanne et al. (Hrsg.): Sehen lernen und verlernen: Perspektiven pädagogischer Professionalisierung. Wiesbaden: Springer VS, S. 153–174.

Köngeter, Stefan/Smith, Wendy (2015): Transnational Agency. Migrants, Movements, and Social Support Crossing Borders. In: Dies. (Hrsg.): Transnational agency and migration. Actors, movements, and social support. Routledge research in transnationalism, Bd. 30. New York, NY: Routledge, S. 1–20.

Krawietz, Johanna/Visel, Stefanie (2014): „Care at Work" – Unterstützung für transnational Sorgende. In: Bähr, Christiane et al. (Hrsg.): Weltatlas Soziale Arbeit. Jenseits aller Vermessungen. Weinheim: Beltz Juventa, S. 429–442.

Kruse, Jan (2015): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. 2. Auflage. Grundlagentexte Methoden. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Langer, Antje/Wrana, Daniel (2010): Diskursforschung und Diskursanalyse. In: Friebertshäuser, Barbara/Langer, Antje/Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Eine praxisorientierte Einführung. Handbuch. Weinheim/München: Beltz Juventa, S. 335–349.

Maurer Susanne (2019): Soziale Bewegung. In: Kessl Fabian/Reutlinger, Christian (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 359–380.

Maurer, Susanne/Weber, Susanne (2006): Die Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden. Gouvernementalität als Perspektive für die Erziehungswissenschaft. In: Dies. (Hrsg.): Gouvernementalität und Erziehungswissenschaft. Wissen – Macht – Transformation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9–36.

Mikuszies, Esther/Nowak, Jörg/Schwenken, Helen (2010): Die politische Repräsentation von schwachen Interessen am Beispiel von MigrantInnen. In: Clement, U. et al. (Hrsg.): Public Governance und schwache Interessen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 95–109.

Munsch, Chantal (2017): Öffentlichkeit und Einmischung. In: Kessl, Fabian/Kruse, Elke/Stövesand, Sabine/Thole, Werner (Hrsg.): Soziale Arbeit – Kernthemen und Problemfelder. UTB Soziale Arbeit, Bd. 4347. Opladen: Barbara Budrich, S. 160–169.

Pilberger, Jirko (2016): Handlungsfähigkeit oder „Tod des Subjekts"? Eine poststrukturalistische Perspektive auf Macht, Subjekt und Agency. In: Cargo. Zeitschrift für Ethnologie 36, 1, S. 37–42.

Raithelhuber, Eberhard (2011): Was meint Transnationalisierung – und was hat Soziale Arbeit damit zu tun? Manuskript zum Vortrag am 7. März 2011, Fachkongress „Transnationale Netzwerke in der Sozialen Arbeit", Berner Fachhochschule (CH). https://www.uni-salzburg.at/fileadmin/multimedia/Erziehungswissenschaft/documents/Mitarbeiter/raithelhuber/Raithelhuber._Transnationalisierung_und_Soziale_Arbeit._2011-03-07.pdf [Zugriff: 31.08.2020].

Raithelhuber, Eberhard (2015): Migrantische Pflege- und Betreuungsarbeiterinnen in Haushalten älterer Menschen als Herausforderung der Sozialen Arbeit: Einblicke

in die transnationale Organisation sozialer Dienstleistungen und die Verletzbarkeit von „Live-Ins“. Skript für einen Vortrag am 2. Juli 2015 auf dem XXVI. Kolloquium des Netzwerks REFUTS in Charleroi und Brüssel, 1. bis 3. Juli 2015 – Réseau Européen de Formation Universitaire en Travail Social. https://www.uni-salzburg.at/fileadmin/multimedia/Erziehungswissenschaft/documents/Mitarbeiter/raithelhuber/Raithelhuber._Migrantische_Pflege-_und_Betreuungsarbeiterinnen._2015.pdf [Zugriff: 28.06.2018].

Satola, Agnieszka (2019): Live-in-Szene der polnischen Pflegekräfte in Deutschland. Selbstermächtigung und Selbstorganisation in der häuslichen Rund-um-die-Uhr Pflege. In: Resch, Christine/Wagner, Thomas (Hrsg.): Migration als soziale Praxis: Kämpfe um Autonomie und repressive Erfahrungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 171–188.

Rerrich, Maria/Thiessen, Barbara (2015): Warum sollte Soziale Arbeit sich um die Care-Debatte kümmern? In: Sozial Extra 39, 1, S. 24–25.

Sauer, Birgit (2011): “Only paradoxes to offer?” Feministische Demokratie- und Repräsentationstheorie in der „Postdemokratie“. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 40, 2, S. 125–138.

Schilliger, Sarah/Schilling, Katharina (2017): Care-Arbeit politisieren: Herausforderungen der (Selbst-)Organisierung von migrantischen 24h-Betreuerinnen. In: Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft 26, 2, S. 101–116.

Schirilla, Nausikaa (2015): Die Arbeit von MigrantInnen in Haushalten Pflegebedürftiger zwischen Prekariat und Autonomie. In: Geisen, Thomas/Otterbach, Markus (Hrsg.): Arbeit, Migration und Soziale Arbeit. Prozesse der Marginalisierung in modernen Arbeitsgesellschaften. Wiesbaden: Springer VS, S. 361–374.

Schröer, Wolfgang/Schweppe, Cornelia (2018): Transnationalität und Soziale Arbeit. In: Otto, Hans-Uwe et al. (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 6., überarbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt, S. 1773–1781.

Schwenken, Helen (2006): Rechtlos, aber nicht ohne Stimme. Politische Mobilisierungen um irreguläre Migration in die Europäische Union. Bielefeld: transcript.

Seckinger, Mike (2018): Empowerment. In: Otto, Hans-Uwe et al. (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 6., überarbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt, S. 307–314.

Seier, Andrea (1999): Kategorien der Entzifferung: Macht und Diskurs als Analyseraster. In: Bublitz, Hannelore et al. (Hrsg.): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt am Main: Campus, S. 75–86.

Timm, Sylwia (2019): „Die Macht der Agenturen ist die Geduld der Frauen“. Zur Konzessionsbereitschaft osteuropäischer Pflegekräfte als Grundlage der 24-Stunden-Betreuung-und-Pflege in Deutschland. In: Ludwig, Carmen/Simon, Hendrik/Wagner, Alexander (Hrsg.): Entgrenzte Arbeit, (un-)begrenzte Solidarität? Bedingungen und Strategien gewerkschaftlichen Handelns im flexiblen Kapitalismus. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 137–145.

Traue, Boris/Pfahl, Lisa/Schürmann, Lena (2014): Diskursanalyse. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 493–508.

Tuider, Elisabeth (2015): Dem Abwesenden, den Löchern und Rissen empirisch nachgehen: Vorschlag zu einer dekonstruktivistisch diskursanalytischen Intersektionalitätsanalyse. In: Bereswill, Mechtild/Degenring, Folkert/Stange, Sabine (Hrsg.): Intersektionalität und Forschungspraxis –Wechselseitige Herausforderungen. Forum Frauen- und Geschlechterforschung, Bd. 43. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 172–191.
Wedl, Juliette (2008): Medien in der Triade von Wissen, Macht und Subjektivierung. Der Nutzen Foucaults Gouvernementalitätstheorie für eine diskursanalytische Medienanalyse. Vortrag auf der Tagung „Theorien und Methoden der sprach- und diskursbezogenen Produktforschung“, 6./7. März 2008 in Trier. www.strategie-spielen.de/wordpress/wp-content/j_wedl_medien_als_regierungstechnologien.pdf [Zugriff: 13.05.2018].

Das Coming-out zwischen (Selbst-) Ermächtigung und „Geständnispraxis“ – Eine diskursanalytische Betrachtung aktivistischer Coming-out-Diskurse am Beispiel von zwei queeren Jugendzeitschriften

Tanja Vogler

1 Einleitung

Aktuelle Studien zeigen, dass LGBT-Jugendliche nach wie vor ein drei- bis viermal so hohes Risiko für einen Suizid aufweisen wie der Durchschnitt ihrer Altersgruppe (vgl. Di Giacomo et al. 2018). In der Schulpädagogik, die einen zentralen staatlich organisierten Bildungskontext für Jugendliche darstellt, gibt es wenig Räume für LGBTIQ-Lebensweisen (Klenk 2019: 58ff.). Entsprechend bedeutsam sind selbstorganisierte, queer-aktivistische Jugendgruppen als Orte, an denen neben dem gemeinsamen politischen Engagement auch Erfahrungen ausgetauscht werden können. Im Folgenden soll am Beispiel der Diskurse von zwei Bewegungszeitschriften der beiden queeren Jugendprojekte – der *Milchjugend*[1] und dem *Jugendnetzwerk Lambda*[2] – aufgezeigt werden, wie das Coming-out an solchen Orten des gegenseitigen Austauschs und der Unterstützung verhandelt wird. Dabei können mit Judith Butler (2012: 21) die queeren Jugendprojekte insofern als Räume der Bildung verstanden werden, als sie jenseits von klassischen, oft normalisierenden Bildungsinstitutionen in Bezug auf Geschlecht und Sexualität neues Wissen und damit andere Möglichkeiten denkbar machen, das *Ich* zu formieren: „but education is actually a process that begins with the very formation of the „I“ (ebd.: 19). Aber nicht nur die Versuche, in Bezug auf Geschlecht und Sexualität neue Möglichkeiten der Formationen des *Ichs* zu lernen, sondern auch die Formationen eines kollektiven *Wir* stehen im Zentrum solcher queer-politischen Projekte. Aus einer queeren identitätskritischen Haltung heraus ist immer auch die Frage zentral, wer oder was dieses *Wir*, das die Gemeinschaft zusammenhält, sein will und

1 Die *Milchjugend* ist die größte queere Jugendorganisation in der Schweiz. Neben der eigenen Zeitschrift organisieren die Mitglieder? Festivals, gehen gemeinsam auf die „Pride“ oder veranstalten Partys, Kulturabende und aktivistische Wochenenden.

2 Das *Jugendnetzwerk Lambda* ist seit 1990 politische Interessenvertretung sowie Austausch- und Beratungsort für queere Jugendliche. Es ist ein Bundesverband, dem die verschiedenen Landesverbände von *Lambda,* unter anderem das *Jugendnetzwerk Lambda Berlin Brandenburg,* untergeordnet sind.

wie es nicht derart um eine auf Schließung abzielende Identität angeordnet werden kann. Es geht also auch darum, die Formationen eines politischen *Wir* neu und weniger vereindeutigend zu gestalten. Vor diesem Hintergrund können die Projekte als kollektive und widerständige Orte der „Bildung gegen Vereindeutigungen" verstanden werden (Hartmann/Messerschmidt/Thon 2017: 21f.). Daran anschließend soll es im Folgenden darum gehen, aufzuzeigen, auf welche Art und Weise die beiden Jugendprojekte sich im Sprechen über das Coming-out als ein kollektives *Wir* herstellen und welche Öffnungen und Schließungen dabei produziert werden. Inwieweit gelingt es ihnen, sich im Sprechen über das Coming-out als Ort der Bildung gegen Vereindeutigungen zu konstituieren? Welche alternativen Möglichkeiten zur Formierung des *Ichs* sind in ihren Diskursen sagbar und welche nicht? Bevor der Blick auf die Diskurse der Jugendzeitschriften der *Milchjugend* und des *Jugendnetzwerks Lambda* gelegt wird, soll zunächst kurz der „diskursive Kontext" queerer Coming-out-Diskurse skizziert werden (Jäger 2015: 109). Woher kommt der Coming-out-Begriff und welche Rolle spielt(e) er für den queeren Aktivismus?

2 Coming-out als politische Strategie

Das „Coming-out" hat seinen Ursprung in den schwul-lesbischen Bewegungen der 1970er Jahre in den USA. Der Begriff nimmt auf die englische Redewendung „Coming-out of the closet" Bezug, die wiederum aus einer US-amerikanischen Tradition der sogenannten Coming-out-Balls übernommen wurde.[3] In schwul-lesbischen Zusammenhängen stand „the closet" ursprünglich metaphorisch für das Verstecken der Homosexualität in der Privatsphäre und in den Subkulturen (Woltersdorff 2005: 45). In der sich im Anschluss an die Stonewall-Inn-Proteste 1969 formierenden Gay Liberation war das Coming-out eine zentrale politische Strategie (Jagose 2005: 43f.). Von der Strategie des „Going public" – dem stolzen, offenen Zurschaustellen der eigenen Homosexualität – erhoffte sich die Gay Liberation Anerkennung durch Sichtbarkeit. „Out and Proud" oder „Out of the closet into the streets!" waren zentrale politische Slogans dieser bewegten Zeit (Woltersdorff 2013: 90). Der Beginn des queeren Aktivismus wird hingegen meist erst zehn Jahre später während der AIDS-Krise in den 1980er Jahren verortet. Queer steht für die im Angesicht des Todes entstandenen Bündnispolitiken sowie die damit einhergehende Kritik an (eindeutigen) Identitätspolitiken und Identitäten (Hark 2005: 291). Auch im

3 „[Eine] US-amerikanischen Variante des Debütantinnenballs, bei der junge Frauen aus der Oberschicht zum Zweck der ‚Brautschau' in die feine Gesellschaft eingeführt werden." (Woltersdorff 2005: 45)

AIDS-Aktivismus der 1980er Jahre spielte das Coming-out als politische Strategie eine Rolle. Gruppen wie Queer Nation „performierten“ Coming-outs in Form von „Kiss Inns“ oder „Die Inns“ an öffentlichen Orten (Woltersdorff 2013: 100) und auch das Fremdouting war eine – wenn auch kontrovers diskutierte – Strategie zu dieser Zeit (Heilmann 2011: 34). In queeren, identitätskritischen Diskursen wird aber auch Kritik an einer Praxis geübt, in der es darum geht, auszusprechen „wer man ist“. Indem die eigene sexuelle Identität stolz bejaht wird, wird an eine Idee der sexuellen Befreiung angeknüpft, der eine einseitige Vorstellung von Sexualität als repressiv vorausgeht. Michel Foucault kritisiert eine solche einfache Opposition zwischen Befreiung und Unterdrückung (Castro Varela/Dhawan 2005: 55). Ihm zufolge unterwirft und produziert der Diskurs der Sexualität Subjekte. Coming-out bedeutet, seinen Überlegungen folgend, zum Subjekt zu werden, indem mensch sich dem geschwätzigen Diskurs der Sexualität, der totalisiert und normalisiert, unterwirft: „Glauben wir nicht, daß man zur Macht nein sagt, indem man zum Sex ja sagt; man folgt damit vielmehr dem Lauf des allgemeinen Sexualitätsdispositivs.“ (Foucault 2019: 151) Wie aber wird vor dem Hintergrund der bewegungsgeschichtlichen Bedeutung des Coming-out und der gleichzeitigen Kritik an dessen unterwerfendem Gehalt in aktuellen queer-aktivistischen Jugenddiskursen über ebendieses gesprochen? Bevor nachgezeichnet wird, auf welche Art und Weise die *Milchjugend* und das *Jugendnetzwerk Lambda* über das Coming-out sprechen, wird zunächst kurz das methodische Vorgehen skizziert.

3 Kritische Diskursanalyse – eine angewandte Foucault’sche Diskurstheorie

Foucault hat mit seinem Denken nicht nur die gängigen Vorstellungen von sexueller Befreiung auf den Kopf gestellt, sondern auch einen „Werkzeugkasten“ für die Analyse von Diskursen zurückgelassen. In seinen Arbeiten geht es – wie er selbst resümiert – um die „historisch-philosophische“ Frage, „welche Auswirkungen die Existenz eines Diskurses, der den Anspruch erhebt, über die Subjektivität die Wahrheit zu sagen, auf diese hat“ (Foucault 2016: 28). Dabei versteht er unter Diskursen ein System von „regelgeleiteten Aussagen“, die sich in einem wechselseitig konstitutiven Verhältnis zur Macht befinden und die „Gegenstände, von denen sie sprechen“, hervorbringen (Foucault 2015: 74). Ausgehend von seinem Denken können die Diskurse queerer Projekte als Orte verstanden werden, an denen diese vor dem Hintergrund, dass sie nicht einfach *Ja* zu Sexualität sagen können, (neu) aushandeln, *wer* sie sein wollen (Foucault 1987: 275). Die strukturanalytische Aufarbeitung des Bewegungsmaterials von insgesamt fünf queeren Projekten hat gezeigt, dass diese Aus-

handlungen unter anderem um das Coming-out angeordnet sind.[4] Besonders zentral ist das Thema allerdings in den beiden Jugendgruppen, und hier vor allem in den von den queeren Jugendlichen selbst produzierten bewegungsinternen Zeitschriften. Auf Grundlage der strukturanalytischen Erkenntnisse sind entsprechend zwei repräsentative Diskursfragmente zum Coming-out aus den beiden Jugendzeitschriften der *Milchjugend* und des *Jugendnetzwerks Lambda BB* für die Feinanalyse ausgewählt worden (Jäger 2015: 103ff.). Das erste repräsentative Diskursfragment ist der im März 2013 erschienene Artikel *DAS IST ER!* aus der dritten Ausgabe des *Milchbüechli*[5] – der Zeitschrift der *Milchjugend*.[6] Der Artikel versteht sich als eine „Wegbegleitung", die Tipps und Hinweise gibt, wie man den ersten Freund mit nach Hause nehmen kann. Der zweite für die Feinanalyse ausgewählte Artikel ist im Herbst 2010 in der Ausgabe 14 der Zeitschrift *Out!*[7] des *Jugendnetzwerks Lambda* erschienen. Der Artikel ist zum Themenschwerpunkt der Ausgabe „Wohnen" verfasst worden und hat den Titel *GEOUTET ZU HAUSE WOHNEN*.[8] In dem Artikel berichtet die Autor*in von ihren negativen wie positiven Erfahrungen nach dem Coming-out in der Familie. Im Folgenden werden auf Grundlage der Erkenntnisse aus der struktur- und feinanalytischen Aufarbeitung des gesamten Materials und insbesondere der beiden Artikel zentrale in den jugendlichen Coming-out-Diskursen produzierte Wahrheiten herausgearbeitet. Ausgewählte Zitate aus den beiden Artikeln sollen beispielhaft veranschaulichen, dass und wie diese Wahrheiten in den Coming-out Diskursen hergestellt werden.

4 Im Zuge des laufenden Dissertationsprojektes ist in Anlehnung an Jäger (2015: 96) das Bewegungsmaterial (alle Flyer, Broschüren, Plakate, Redebeiträge, Pressemitteilungen, Zeitschriften-Artikel und Website-Einträge) von fünf Projekten (die Milchjugend, das Jugendnetzwerk Lambda, LesMigraS, Trans Inter Queer und die Türkis-Rosa-Lila Villa), die sich selbst in einem identitätskritischen Sinne als queer verstehen, strukturanalytisch aufgearbeitet worden.

5 Das *Milchbüechli* ist die eigene Zeitschrift der schweizerischen Jugendorganisation der *Milchjugend*. Die Zeitschrift ist von queeren Jugendlichen für queere Jugendliche geschrieben. Sie erscheint vier Mal im Jahr. Neben der Leser*innenschaft der Abos liegt die Zeitschrift in Info- und Beratungsläden, Buchhandlungen, Gemeinschaftszentren, der AIDS-Hilfe, Einrichtungen der Jugendarbeit und verschiedenen Schulen aus. Im Analysezeitraum zwischen 2010 und 2016 hatte sie eine Reichweite von 4000 bis 6000 Exemplaren pro Auflage. Das Thema Coming-Out kommt in fast jeder Ausgabe des *Milchbüechli* mindestens in einem Artikel, oft sogar in mehreren Artikeln vor.

6 Der Artikel der *Milchjugend* wird im Folgenden zitiert nach Milchjugend 2013.

7 Die *Out!* ist seit 1990 Verbandszeitschrift des *Jugendnetzwerks Lambda*. Auch hier schreiben die Jugendlichen füreinander. Sie erscheint vier Mal im Jahr und hat eine Reichweite von 3300 bis 3500 Exemplaren pro Auflage. Die Zeitschrift wird allen Mitgliedern des *Jugendnetzwerkes* zugesandt, kann aber auch von Nicht-Mitgliedern kostenlos abonniert werden. Schon der Name der Zeitschrift *Out!* bezieht sich auf das Coming-out, um das herum die ganze Zeitschrift grundlegend angeordnet ist.

8 Der Artikel des Jugendnetzwerks Lambda wird im Folgenden zitiert nach Jugendnetzwerk Lambda 2010.

4 Das Coming-out in aktuellen queeren Jugenddiskursen

In den Coming-out-Diskursen der beiden Jugendzeitschriften wird am häufigsten in Form von Erfahrungsberichten über das Coming-out gegenüber der Familie gesprochen. Die Familie ist in den Diskursen der Jugendlichen auch deswegen *der* Adressat des Coming-out, weil viele Jugendliche noch zu Hause wohnen und daher oft ein nicht selbstgewähltes Abhängigkeitsverhältnis zu den Eltern besteht. Die „familiäre Ordnung“ kann generell als zentraler Lern- und Bildungsort, an dem sich Selbst- und Weltverhältnisse formieren,[9] verstanden werden (Fegter/Andresen 2019: 412). Sie zeichnet sich im Falle queerer Jugendlicher zumeist dadurch aus, dass die Eltern nicht die Erfahrung teilen, in Bezug auf Geschlecht oder Sexualität von der Norm abzuweichen, und oft eine heteronormative Lebensweise ihrer Kinder voraussetzen (Samules 2003: 234f.). Selbstorganisierte Jugendgruppen antworten auf diese Situation, indem sie eigene Lern- und Bildungsorte schaffen, an denen sie sich mit anderen Jugendlichen, die ihre Erfahrungen teilen, austauschen können. Sie antworten aber auch insofern auf diese spezifische Anordnung, als dieser Austausch sich häufig um das Coming-out gegenüber den Eltern dreht. So konstituieren sich die Jugendgruppen im Sprechen über das Coming-out nicht nur auf bestimmte Art und Weise als alternativer Bildungsort, sondern schreiben sich auch in das pädagogische Familienverhältnis neu ein. Wie aber sprechen die Jugendlichen über das Coming-out und auf welche Art wird das pädagogische Verhältnis dabei festgeschrieben?

4.1 Das Coming-out als richtiger Weg

Entgegen queerer Kritiken an einer „umwendenden Bewegung Richtung Identität“ (Butler 2015: 102) durch das Coming-out wird in den Diskursen der Jugendlichen das Coming-out als „auf Dauer beste Lösung“ nahegelegt. Das Coming-out gegenüber den Eltern ist der Weg, den die Coming-out-Diskurse vorgeben. Zum einen, indem in den Berichten der Jugendlichen alle anderen Möglichkeiten diskreditiert werden. Zum anderen, indem in Form von Happy End-Erzählungen ein begehrenswertes Bild des stolzen und erfolgreich geouteten Jugendlichen gezeichnet wird, der durch das Coming-out in der Normalität ankommt. Wie die Möglichkeit, sich nicht zu outen, ausgeschlossen wird, zeigt sich besonders gut im Artikel der *Milchjugend.* Das Szenario, „nicht geoutet zu sein und sich auch nicht outen zu wollen“, wird in Bezug auf die Frage, wie der erste Freund mit nach Hause gebracht werden kann, ins Spiel gebracht: Die

9 Fegter spricht hier von der Kindheit, aber auch für die Jugendlichen – das zeigt auch die zentrale Rolle der Familie in den Coming-out- Diskursen – scheint das, wenn auch in einem geringeren Maße, zu gelten.

„beste Möglichkeit", den Freund trotzdem mit nach Hause zu nehmen, ist, ihn als „Kollege von der Schule" auszugeben. Diese Möglichkeit wird allerdings im Anschluss in zweifacher Weise diskreditiert: Zum einen kann die Beziehung sich so nie richtig entfalten – „ihr habt nie richtig Zeit für euch" –, zum anderen ist es unmoralisch, die „Eltern zu umgehen". Die Möglichkeiten, sich nicht zu outen, werden aufgemacht, um sie dann zugleich als unmoralisch und beziehungshinderlich zu verwerfen. Das – so das Fazit des Abschnitts – ist „wohl keine Lösung auf Dauer". Eine andere Art, das Coming-out gegenüber den Eltern als den richtigen Weg festzuschreiben, sind Happy End-Erzählungen, die Stolz, Handlungsmacht und vor allem Normalität versprechen. So schließt der Coming-out-Erfahrungsbericht der *Out!* mit dem stolzen Ausruf: „Ich bin Kimi und ich stehe auf Frauen. […] Das ist nach einem intensiven Prozess mit viel Arbeiten von allen Beteiligten eine ganz normale Sache geworden." Indem die Autor*in am Ende ihres Erfahrungsberichts ausruft, dass sie lesbisch ist, zeigt sie, dass sie durch das Coming-out zu einem stolzen, lesbischen Subjekt geworden ist. Diese Art der Selbstdarstellung ist in Coming-out-Erfahrungsberichten angelegt: „Selbstdarstellungen von Coming-outlern sind dazu verdammt, ihre eigene Erfolgsgeschichte zu schreiben, wenn sie sich als die Subjekte, die sie durch das Coming-out geworden sind, nicht diskreditieren wollen" (Woltersdorff 2005: 10). Die Jugendlichen schreiben auch ihre Erfolgsgeschichte, indem sie sich in ihren Erzählungen als ein handlungsmächtiges Subjekt konstituieren, das „mit viel Arbeiten" Normalität erreicht hat. Auch der Erzählung der *Milchjugend* zufolge ermöglicht das Coming-out, dass der Freund schlussendlich ganz „normal" zu dir und „deiner Familie gehören" wird. Normalität in der Familienbeziehung wird als zu erreichender Endpunkt im Coming-out-Prozess festgeschrieben. Es sind die Versprechen der Happy-End-Erzählungen – durch das Coming-out zu einem stolzen, handlungsmächtigen Subjekt zu werden, das sich eine familiäre Normalität erarbeitet –, die ein Coming-out als den richtigen Weg nahelegen. Es ist aber auch die Art und Weise, wie die Möglichkeiten, sich nicht zu outen, als beziehungshinderlich und unmoralisch verworfen werden, die das Coming-out gegenüber den Eltern als den richtigen Pfad ausweist.

4.2 Doppelte Schuld

Nachdem im Sprechen über das Coming-out der Jugendlichen die Eltern *die* zentralen Adressat*innen der umwendenden Bewegung in Richtung Identität sind, schreibt sich dort auch ein bestimmtes familiäres Verhältnis ein. Die Jugendlichen bekennen sich in ihrem eigenen Sprechen über das Coming-out gegenüber der Familie doppelt schuldig. Zum einen schulden sie den Eltern das Coming-out, zum anderen schulden sie ihnen, die durch das Coming-out zerbrochene Normalität (wieder-)herzustellen. Die Verpflichtung, sich gegenüber

den Eltern zu outen, schreibt sich auf verschiedene Art und Weise in die Coming-out-Erzählungen ein. Auf einer quantitativen Ebene äußert sie sich bereits darin, dass im Gegensatz zu anderen potentiellen Adressat*innen (Lehrer*innen, Öffentlichkeit oder Freund*innen) die Eltern *die* Adressat*innen im Sprechen der Jugendlichen über das Coming-out sind. Aber auch im Sprechen selbst wird das Coming-out als Schuld, gegenüber den Eltern ehrlich zu sein, festgeschrieben. Im Gegensatz zu dem als unmoralisch diskreditierten „Versteckspiel“ ist es eine ehrliche Familienbeziehung, die es den Coming-out-Diskursen zufolge zu gewinnen gibt, wenn man sich zur Familie umwendet und ausruft „das bin ich“. In den Erfahrungsberichten wird eine richtige Familienbeziehung als eine ehrliche, offene Familienbeziehung gesetzt.

Insbesondere im Artikel der *Out!* wird das Coming-out als Sprechakt festgeschrieben, durch den die ehrliche Familienbeziehung hergestellt wird, indem du „versuchst endlich deine wahrscheinlich liebsten Menschen an deinem Leben voll und ganz teilhaben zu lassen“. Das Coming-out stellt schon insofern eine ehrliche Familienbeziehung her, als es die Voraussetzung dafür ist, dass endlich das (unehrliche) Schweigen gebrochen wird. Vor dem Coming-out verschweigt die Erzähler*in der Familie beim Filmabend, dass sie das „Bond-Girl“ und nicht James Bond heiß findet: „Natürlich hätte Mum sich auch noch über diesen ungeheuerlich heißen Typen ausgelassen, wozu ich vornehm geschwiegen hätte und mir einfach weiter das „Bond-Girl“ angesehen hätte ;-).“ Um ihre Schuld einzulösen, gegenüber den Eltern ehrlich zu sein, müssen die Jugendlichen im Akt des Coming-out über sich selbst wahrsprechen. Damit erkennen sie auch ihre dem Coming-out vorgängige „Schuld vor dem Gesetz“ an (Butler 2015: 102f.). Die Schuld, die dem Akt des Coming-out vorausgeht, äußert sich in den Diskursen der Jugendlichen auch dadurch, dass die verwendeten Begrifflichkeiten wie „Offenbarung“, aber auch „sich zur Sexualität bekennen“ semantisch auf das Coming-out als „Geständnispraxis“ verweisen. Insbesondere in der *Out!* wird vom Coming-out als einem Sprechakt geschrieben, durch den „man sich seinen liebsten Menschen offenbart […] indem du […] etwas immer schon da gewesenes aussprichst.“ Im Namen einer ehrlichen Familienbeziehung wird den Jugendlichen das Coming-out als eine Geständnispraxis nahegelegt.

Der wahre Diskurs im Bereich der Sexualität ist – wie Foucault aufgezeigt hat – ein Diskurs des Subjekts über sich selbst. Dieser ist mit dem Christentum zu einer Geständnispraxis geworden, der eine Schuld vorgängig ist (Foucault 2016: 29f.). Während die Schuld in der christlichen Geständnispraxis in der dauerhaften Präsenz des Teufels, der dazu verführt, zu verfehlen, verortet ist (Foucault 2009: 513), sind die Jugendlichen „vor dem Gesetz“ (der Norm) schuldig (Butler 2015: 102f.) und sie machen sich schuldig, solange sie ihre Schuld nicht vor der Familie gestehen. Die Schuldigkeit vor dem Gesetz wird in den Coming-out-Diskursen der Jugendlichen auch insofern anerkannt, als die Diskurse den Jugendlichen nahelegen, für das, was durch das Coming-out

zerbricht, verantwortlich zu sein. Die Schuld für das, was durch das Coming-out zerbrochen ist – die normale Familienbeziehung –, wird auf Seiten derer verortet, die dieses Zerbrechen vermeintlich durch ihren Sprechakt ausgelöst haben. Die Jugendlichen schreiben es in ihren Coming-out-Diskursen als ihre Aufgabe fest, die Normalität in der Familie wiederherzustellen. In der *Out!* wird davon gesprochen, dass mensch „den Eltern Zeit geben" soll, sich ein „eigenes Bild" zu machen, und geduldig sein sollte: „Auch wenn es mir irgendwann tierisch auf die Nerven ging, war es nötig meiner Mutter auch 5-mal in einer Woche zu erklären, dass nicht alle Lesben kurze Haare haben und Männer hassen […]". Die Jugendlichen nehmen in ihren Erzählungen die von der Familie ausgeübten Verletzungen – „Jeder Schritt den du tust, jedes Wort das du sagst, jeder Blick den du riskierst wird plötzlich anders gedeutet"– auf sich, weil sie schuldig vor der Norm sind und sie gleichzeitig diejenigen sind, die es der Familie schulden, wieder Normalität herzustellen. Die Jugendlichen, die aus der Norm fallen, arbeiten in ihren Erzählungen gegen die Verletzungen, die damit einhergehen, dass sie aus der Norm fallen, und gegen die normativen Vorurteile der Institution Familie: „the work we do when we aim to transform the norms of an institution, and the work we do when we do not quite inhabit those norms. These two senses often meet in a body: those who do not quite inhabit the norms of the institution are often those given the task of transforming these norms." (Ahmed 2017: 135) Im Fall der *Milchjugend* äußert sich die Anerkennung der Schuld in einer Verpflichtung, jetzt erst recht glücklich zu sein. Wiederholt ruft der Artikel dazu auf, vorsichtig zu sein. So soll beispielsweise der Freund nicht gleich nach dem Coming-out und auch nicht gleich nach dem ersten Date den Eltern vorgestellt werden: „Erzähl von ihm, aber bring ihn nicht gleich in der ersten Woche mit, das wirkt etwas komisch, vor allem wenn die Beziehung dann doch nicht länger halten sollte." Erst, wenn ihr euch gut „kennengelernt" habt und ihre eine Weile „zusammen seid" – wenn also eine sichere und glückliche Beziehung präsentiert werden kann –, soll er den Eltern vorgestellt werden. Die in diesem Abschnitt geforderte Rücksichtnahme ist ein Versuch zu verhindern, dass ein homosexuelles Scheitern präsentiert wird. Es ist – wie Sara Ahmed (2017: 51) beschreibt – ein Versuch, die Schuld gegenüber den Eltern einzulösen, „glücklich zu sein", obwohl man den „heteronormativen Pfad" verlassen hat. Weil die Jugendlichen bereits bevor sie sich outen schuldig vor der Norm sind, schulden sie den Eltern, eine bestmögliche Normalität herzustellen. Sie bejahen ihre Schuld vor dem Gesetz, indem sie die Verantwortung übernehmen für das, was zerbricht, aber auch indem sie versuchen, trotz der Abweichung von der Norm ein glückliches Leben zu präsentieren.

5 Fazit – Zwischen (Selbst-) Ermächtigung und „Geständnispraxis“?

In den Coming-out-Diskursen der Jugendlichen wird nicht nur das Coming-out als der richtige Weg nahegelegt, es schreibt sich auch die dem Coming-out vorausgehende Schuld auf doppelte Weise in das Familienverhältnis ein: Die Jugendlichen schulden den Eltern, zu gestehen und wiedergutzumachen. Waren individuelles und kollektives Coming-out ursprünglich eng aneinander gekoppelt und verknüpft mit einer Politik des Stolzes, ist in aktuellen queeren Diskursen im deutschsprachigen Raum eine solch eindeutige Bewegung Richtung Identität nur im Namen des individuellen Wohlbefindens sagbar. Die queeren Jugendprojekte sind als Orte, an denen Erfahrungen und Wissen zum Coming-out-Prozess ausgetauscht werden, auch angesichts der eingangs beschriebenen Tatsache, dass das psychosoziale Wohlbefinden von LGBTIQ-Jugendlichen gefährdeter ist als jenes von anderen Jugendlichen, und dass es wenig Unterstützungs- und Austauschorte für diese Jugendlichen in klassischen pädagogischen Settings gibt, absolut notwendig und wichtig. Trotzdem – und das ist unumgänglich – bringen die spezifischen Coming-out-Diskurse der queeren Jugendprojekte auch Ambivalenzen mit sich. Die queeren Jugendgruppen konstituieren sich als eine Gemeinschaft, die sich gegenseitig – und unabhängig von pädagogischen Institutionen – unterstützt und ein Lernen voneinander ermöglicht. So schaffen sie eigene kollektive Orte des Lernens, die als kollektive Selbstermächtigung verstanden werden können, die aber die Jugendlichen zugleich auch auf einer individuellen Ebene ermächtigen: In den Coming-out-Diskursen konstituieren sich die Jugendlichen als selbstbewusste und handlungsmächtige Subjekte, die sie durch das Coming-out geworden sind, und eröffnen diese Möglichkeit der individuellen Selbstermächtigung anderen Jugendlichen. Das Coming-out verspricht insofern Handlungsmacht, als sich die Jugendlichen nicht länger über ein Schweigen konstituieren lassen: „Doch nicht nur das Sprechen, sondern auch das Schweigen formiert das homosexuelle Subjekt, als marginal und verworfen, sei es durch Tabuisierung oder durch die Unmöglichkeit, die richtigen Worte zu finden.“ (Woltersdorff 2005: 51) Das Coming-out eröffnet aber auch die Möglichkeit, die eigene Handlungsmacht durch die erfolgreiche Arbeit an der normativen Institution Familie zu erfahren. Den Mut aufzubringen, das Risiko des Coming-out einzugehen, ermöglicht es den Jugendlichen zudem, sich als selbstbewusste Subjekte zu konstituieren. Allerdings sind diese ermöglichenden Momente, die die Coming-out-Diskurse der queeren Jugendorganisationen eröffnen, gekoppelt an eine Happy-End-Erzählung. Damit werden diejenigen Jugendlichen, für die das Coming-out kein Happy-End verspricht, aus der Möglichkeit, stolz und handlungsmächtig zu sein, ausgeschlossen. Das Coming-out wird in den Er-

fahrungsberichten als *der* Weg zu einem stolzen, selbstbewussten und handlungsmächtigen Subjekt festgeschrieben. Festgeschriebene Wege können „Druck“ ausüben, besonders auf all jene, für die das Coming-out nicht erfolgreich ist oder für die es keinen Erfolg verspricht: „Not to be heading in the right direction can mean being put into pressure, or under more pressure, wether or not that pressure is intended.“ (Ahmed 2017: 49)

Das Coming-out als Akt der Selbstermächtigung festzuschreiben, führt darüber hinaus zu einer Umkehrung des pädagogischen Verhältnisses in der Familie. Eltern gelten in hegemonialen Bildungsdiskursen meist als Hauptverantwortliche, wenn es um die Erziehung/Bildung ihrer Kinder geht. Sie haben noch vor den staatlichen Institutionen das Recht und die Pflicht, junge Menschen auf ihrem Bildungsweg zu unterstützen (Bischoff/Betz 2015: 278). Im Sprechen der Jugendlichen über das Coming-out werden die Eltern allerdings nicht als Unterstützung auf dem Weg zur Formierung des *Ichs,* sondern als „Hürde“ verstanden. Das gängige pädagogische Verhältnis, nach dem die „guten“ Eltern ihre Kinder bei der Herausbildung des eigenen Selbst- und Weltverhältnisses unterstützen, wird damit umgedreht. Die Jugendlichen unterstützen sich gegenseitig, indem sie sich unter anderem in Form von Coming-out-Erzählungen austauschen und ermutigen. Umgekehrt schreiben sie in ihren Diskursen ihre Verantwortung gegenüber den Eltern fest. Sie schulden ihren Eltern nicht nur Ehrlichkeit, sie schulden ihnen auch Unterstützung bei der Herausbildung eines neuen Familienverhältnisses. Der „richtige“ Weg zum individuellen Wohlbefinden, der in den sich gegenseitig unterstützenden Jugendgruppen eröffnet wird, verlangt ein Geständnis und die Wiedergutmachung gegenüber den Eltern. Bei diesem Geständnisakt „lastet“ der zu „zahlende[] Preis […] grundsätzlich und wesentlich auf dem […], dessen Seele geleitet wird“ (Foucault 2009: 498). In dem Verhältnis, das sich hier festschreibt, ist es nicht die Verantwortung der Eltern, den Jugendlichen den Druck, den die Norm auf sie ausübt, zu nehmen, indem sie sie anerkennen und sie dabei unterstützen, Normalität zu hinterfragen. Die Jugendlichen sind verantwortlich dafür, die durch das Coming-out zerbrochene Normalität wiederherzustellen (indem sie der Familie beibringen, die Normalität zu hinterfragen, und indem sie trotzdem glücklich sind) und die Verletzungen durch die normativen Vorstellungen in der Familie auszuhalten. Sie haben eine doppelte nervenaufreibende Arbeit zu leisten, die nicht alle Jugendlichen leisten können. Auch hier findet eine Schließung statt. Das umgekehrte familiäre pädagogische Verhältnis, das sich in die Coming-out-Diskurse einschreibt, setzt Jugendliche voraus, die dem mit der Verantwortung einhergehenden Druck standhalten können.[10]

Gleichzeitig reproduziert sich in der Art und Weise, wie die Jugendlichen sich vor der Familie als schuldig bekennen, eine Anerkennung der Norm. Indem die Jugendlichen ihre dem Coming-out vorgängige Schuldigkeit vor dem

10 Für mehrfachmarginalisierte Jugendliche kommt dieser Druck zusätzlich zu all den anderen Marginalisierungserfahrungen.

Gesetz bejahen, folgen sie mit Foucaults Worten „dem Lauf des Sexualitätsdispositivs." Es werden die „Hinterlistigkeiten" des Sexes affirmiert, „mit denen man uns an die Pflicht bindet, ihm die Wahrheit zu entlocken, mit denen man uns Schuld einredet […]." Die „Ironie" ist dabei, Foucault zufolge, dass wir glauben, dass es dabei „um unsere ‚Befreiung' geht" (Foucault 2019 [1976]: 153). Die Verantwortung für eine ‚Befreiung' sollte nicht allein in die Hände der queeren Jugendorganisationen gelegt werden. Hinzu kommt, dass in Bezug auf das individuelle Wohlbefinden vieler queerer Jugendlicher das Coming-out tatsächlich eine ‚Befreiung' ist. Entsprechend notwendig sind die selbstorganisierten Orte des Austauschs, in denen die Jugendlichen sich gegenseitig Mut zusprechen.

Auch aus pädagogischer Sicht ist es sinnvoll, dass die Jugendlichen lernen, eigenständig Normalität zu hinterfragen und handlungsmächtig zu werden. Umso wichtiger ist es, das Coming-out gegenüber den Eltern nicht selbst wieder als Normalität festzuschreiben, um die Orte des Austauschs für jene Jugendlichen offen zu halten, für die das Coming-out keine Option ist. Denn oft brauchen gerade die Jugendlichen, für die das Coming-out keinen Erfolg verspricht, den Austausch und die Unterstützung durch queere Jugendgruppen. Auch auf der Ebene der in den Coming-out-Diskursen eingeschriebenen Umkehrung des pädagogischen Verhältnisses stellt sich die Frage nach den Möglichkeiten des Entkommens. Denn in ihr setzt sich die Bejahung der dem Coming-out vorausgehenden Schuld als doppelte Schuld gegenüber den Eltern fort. Können die Jugendlichen die dem Coming-out vorgängige Schuld ablehnen, indem sie in ihren Erzählungen ein anderes pädagogisches Familienverhältnis einfordern? Genügt es, das Recht auf Anerkennung und Unterstützung durch die Eltern in den Coming-out-Diskursen zu thematisieren? Oder bleibt so die dem Coming-out vorweggehende und damit das Sexualitätsdispositiv bejahende Schuld bestehen, indem sie umgekehrt auf die Eltern verlagert wird, die ihrem Kind *trotz* Abweichung von der Norm Anerkennung und Unterstützung schulden? Braucht es vielleicht eine ganz andere Art des pädagogischen Verhältnisses, das Eltern und Jugendliche aneinander bindet? Ein Verhältnis, in dem ein Coming-out – eine Geständnispraxis, in der die Jugendlichen wahrsprechen müssen über das, was sie sind – nicht derart notwendig ist?

Ist die Art und Weise, wie die Schuld und damit auch das umgekehrte pädagogische Verhältnis in den Coming-out-Diskursen festgeschrieben wird, an eine bestimmte Idee des Wahrsprechens gekoppelt, die, Foucault folgend, charakteristisch für die abendländische Subjektivität ist? Eine Geständnispraxis, in der es darum geht, „wahr über sich selbst" zu sprechen, gibt es in der griechisch-römischen Antike nicht. Foucault zeigt, wie das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler bei der „Parrhesia" – einer griechisch-römischen Technik der Seelenleitung – auf eine ganz andere Art und Weise um das Wahrsprechen angeordnet ist. Nicht der Schüler hat wahr über sich selbst zu sprechen, son-

dern der Lehrer spricht wahr, um die Seele des Schülers zu führen. Wahrsprechen heißt aber nicht, wahr über sich selbst zu sprechen, sondern „die Tatsache, daß ich wahr spreche, wird dadurch belegt, dass ich als Subjekt meines Verhaltens vollkommen identisch bin mit dem Aussagesubjekt […]“ (Foucault 2009: 496f.). Foucault hat gezeigt, dass eine Verschiebung von der Praxis der Seelenführung, in der der Lehrer die Seele des Schülers durch ein Wahrsprechen führt, hin zu einer Seelenführung, in der das geleitete Subjekt „wahr über sich selbst spricht“, stattgefunden hat. Die Parrhesia ist eine für die Antike spezifische Art der pädagogischen Zweierbeziehung, die nicht als Anforderung an aktuelle pädagogische Beziehungen herangetragen werden kann. Der kontrastierende Vergleich zur Parrhesia kann aber vielleicht neue Möglichkeiten eröffnen, noch einmal anders/neu über das Verhältnis von Subjektivität und Wahrheit und konkret über ein Coming-out in der Familie jenseits von Schuld nachzudenken. Auch die queeren Jugendorganisationen könnten ein anderer und vielleicht offenerer Ort des Austauschs und der Unterstützung sein, wenn sie Räume schaffen, in denen nicht zählt, ob mensch geoutet ist oder nicht, sondern in denen Jugendliche jenseits von Schuld sein dürfen, wie sie wollen.

Literatur

Ahmed, Sara (2017): Living a Feminist Life. Durham/London: Duke University Press.

Bischoff, Stefanie/Betz, Tanja (2015): „Denn Bildung und Erziehung der Kinder sind in erster Linie auf die Unterstützung der Eltern angewiesen“. Eine diskursanalytische Rekonstruktion legitimer Vorstellungen ‚guter Elternschaft‘ in politischen Dokumenten. In: Fegter, Susann/Kessl, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: Springer VS, S. 263–282.

Butler, Judith (2012): Gender and Education. In: Ricken, Norbert/Balzer, Nicole (Hrsg.): Judith Butler: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden: Springer VS, S. 15–28.

Butler, Judith (2015 [2001]): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2005): Spiel mit dem „Feuer “– Post/Kolonialismus und Heteronormativität. In: Femina Politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft 14, 1, S. 47–58.

Di Giacomo, Ester/Krausz, Micheal/Colmegna, Fabrizia/Aspesi, Flora/Clerici, Massimo (2018): Estimating the Risk of Attempted Suicide Among Sexual Minority Youths: A Systematic Review and Meta-analysis. In: JAMA pediatrics 172, 12, S. 1145–1152.

Fegter, Susann/Andresen, Sabine (2019): Erziehung und Bildung in der Kindheit. In: Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (Hrsg.): Handbuch Sozialraum. Grundlagen für den Bildungs- und Sozialbereich. Wiesbaden: Springer VS, S. 401–418.

Foucault, Michel (1987): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, H. L./Rabinow, P. (Hrsg.): Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt am Main: Athenäum, S. 269–294.

Foucault, Michel (2009): Hermeneutik des Subjekts. Vorlesungen am Collège de France (1981/82). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2015 [1981]): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2016): Subjektivität und Wahrheit. Vorlesung am Collège de France 1980–1981. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2019 [1976]): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hark, Sabine (2005): Queer Studies. Köln: Böhlau.

Hartmann, Jutta/Messerschmidt, Astrid/Thon, Christine (2017): Queering Bildung. In: Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 12, 1, S.15–30.

Heilmann, Andreas (2011): Normalität auf Bewährung. Outings in der Politik und die Konstruktion homosexueller Männlichkeit. Bielefeld: transcript.

Jäger, Siegfried (2015): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Münster: Unrast.

Jagose, Annamarie (2005): Queer Theory. Eine Einführung. Berlin: Querverlag.

Jugendnetzwerk Lambda (2010): GEOUTET ZU HAUSE WOHNEN. In: Wohnen. OUT!

Klenk, Florian C. (2019): Interdependente Geschlechtervielfalt als un/be/deutende Anforderung an pädagogische Professionalität. In: Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 15, 1, S. 57–81.

Milchjugend (2013): DAS IST ER! In: drei und mehr. Milchbüechli.

Samules, Ellen (2003): My Body, My Closet. Invisible Disability and the Limits of Coming-Out Discourse. In: GLQ: A journal of lesbian and gay studies 9, S. 233–255.

Woltersdorff, Volker (2005): Coming out. Die Inszenierung schwuler Identitäten zwischen Auflehnung und Anpassung. Frankfurt am Main: Campus.

Woltersdorff, Volker (2013): Going Public – Going Media. Über den medialen Wandel schwuler Coming-out-Inszenierungen seit Stonewall. In: Regener, Susanne/Köppert, Kathrin (Hrsg.): Privat/öffentlich. Mediale Selbstentwürfe von Homosexualität. Wien: Turia + Kant, S. 89–110.

Let’s (Not) Talk About Sex
Eine Analyse von Unsagbarkeiten in der Debatte um den baden-württembergischen Bildungsplan

Frauke Grenz

„Der Absolutismus der freien Rede
verkennt den Schaden, den Worte anrichten können.“
(Butler 2019: 63)

Die Grenzen des Sagbaren verschieben sich. Sie sind niemals starr und doch scheinen sie in aktuellen Debatten besonders im Fokus von politischen Auseinandersetzungen zu stehen. Während aus machtkritischen Perspektiven zur Reflexion des eigenen Sprachhandelns aufgerufen wird, wird genau diese Aufforderung in aktuellen rechtspopulistischen und faschistischen Bewegungen als ‚Sprachverbot‘ bekämpft. Unter dem Label der freien Meinungsäußerung werden rassistische und (hetero)sexistische Äußerungen (wieder) sagbar. Diese (Wieder)Herstellung von Sagbarkeiten geht mit Ausschlüssen einher und so werden gleichzeitig (neue) Felder der Unsagbarkeit konstituiert. Äußerungen, die eine nicht (hetero)normative Lebensweise ermöglichen könnten, werden (zurück) in den Schatten der Sagbarkeit gedrängt.

Eben diese Re_Produktion von Unsagbarkeiten möchte ich in diesem Beitrag in den Blick nehmen. Anhand einer Analyse der Debatte um den baden-württembergischen Bildungsplan[1] zeige ich die Mechanismen auf, über die das Thema ‚sexuelle Vielfalt‘ unsagbar gemacht und so eine heteronormative Ordnung reproduziert wurde. Hierfür stelle ich zunächst diskurstheoretische Perspektiven auf Geschlecht und Sexualität vor, die die Grundlage der Analyse bilden (1). Es folgt eine kurze method(olog)ische Auseinandersetzung mit der Frage, wie Unsagbarkeiten diskursanalytisch in den Blick genommen werden können (2). In Kapitel 3 stelle ich die Ergebnisse der Analyse vor (3). Der Beitrag schließt mit einem Fazit (4), in dem ich die analysierten diskursiven Verschiebungen noch einmal aufgreife und auf die daraus resultierenden Herausforderungen für die Erziehungswissenschaft eingehe.

1 Die Analyse in diesem Beitrag ist Teil meines Promotionsprojekts, in dem ich die Debatte aus einer diskursanalytischen Perspektive untersuche.

1 Diskurstheoretische Perspektiven auf Geschlecht und Sexualität

1.1 Diskursive Produktion des Denk-, Sag- und Lebbaren

Michel Foucault versteht Diskurse in einem doppelten Sinn als zugleich geordnet und ordnend (vgl. Gehring 2004: 45ff.). Diskurse stellen hiernach die Strukturen dar, die die Bedingungen dafür bilden, dass bestimmte Aussagen und Gegenstände als solche erscheinen. Bei diesen Ordnungen des Sagbaren handelt es sich allerdings nicht um unveränderliche Formationen. Sie werden vielmehr als Ergebnisse sozialer Praktiken verstanden. Foucault nimmt daher gleichzeitig die Prozesse der Wirklichkeitserzeugung in Form von diskursiven Praktiken in den Blick, „die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen" (Foucault 1986 [1973]: 74). Die diskursive Praxis ist „eine Praxis der Konstitution von ‚Wissen' und ‚Wahrheit'" (Fegter et al. 2015: 14). ‚Wirklichkeit' ist das Ergebnis einer diskursiven Praxis, die Sagbarkeitsordnungen erzeugt und damit „den Bereich des Denk- und Lebbaren ab[steckt]" (Villa 2010: 149). Diskurse umfassen somit zugleich die Bedingungen der Möglichkeit von Aussagen und die Möglichkeiten, diese Bedingungen zu perpetuieren oder zu verschieben.

1.2 Reproduktion heteronormativer Geschlechterordnungen

Für eine Auseinandersetzung mit den diskursiven Ordnungen in Bezug auf Geschlecht sind die Arbeiten Judith Butlers zentral. Mit dem Begriff der ‚heterosexuellen Matrix' bezeichnet Butler „[t]he cultural matrix through which gender identity has become intelligible" (Butler 1990: 24). Mithilfe einer Analyse der Verwendung und Funktion der Begriffe ‚sex', ‚gender' und ‚desire' beschreibt Butler, wie Normvorstellungen von Geschlecht diskursiv hergestellt werden: Geschlecht wird imaginiert als eine körperliche, vermeintlich natürliche Geschlechterbinarität (sex), die zu einer entsprechenden binären Geschlechtsidentität (gender) führt, welche mit einem Begehren (desire) des jeweils anderen Geschlechts einhergeht (vgl. ebd.: 22ff.; Butler 1993: xviiff.).

Diese Konstruktion von Geschlechteridentitäten beruht auf einer Reihe von Ausschlüssen: „one is one's gender to the extent that one is not the other gender, a formulation that presupposes and enforces the restriction of gender within that binary pair" (ebd.: 30). Dieses Ausgeschlossene, Verworfene bezeichnet Butler als das ‚konstitutive Außen'. Identität ist somit „immer auch das, was man nicht ist […]: Frau-Sein ist Nicht-Mann-Sein, homosexuelle Identität beruht konstitutiv darauf, nicht heterosexuell zu sein usw." (Villa 2010: 152). Die Konstruktion einer zweigeschlechtlichen und heterosexuellen

Norm basiert also konstitutiv auf dem Ausschluss von Intergeschlechtlichkeit, Transgeschlechtlichkeit und nicht-binären Geschlechteridentitäten, Homo- und Bisexualität sowie anderen Formen nicht-heterosexuellen Begehrens.

In dem hier analysierten Material werden nicht-heteronormative Lebensweisen unter dem (nicht unproblematischen) Begriff der ‚sexuellen Vielfalt‘ zusammengefasst.[2] Wie sich zeigen wird, werden Cisgeschlechtlichkeit und Heterosexualität in der Debatte um den baden-württembergischen Bildungsplan als Norm reproduziert, indem ‚sexuelle Vielfalt‘ ausgeschlossen wird. Dieser Ausschluss erfolgt unter anderem über diskursive Verschiebungen und eine Fokussierung auf das Thema Sexualität.

1.3 Sex und Sexualitätsdispositiv

In seinen umfassenden Arbeiten zum Sexualitätsdispositiv wendet sich Foucault gegen die These, bei Sexualität handele es sich um „eine Naturgegebenheit […], welche niederzuzwingen die Macht sich bemüht“ (Foucault 2014 [1977]: 105). Vielmehr begreift er Sex selbst als diskursiven Effekt von Machtverhältnissen und untersucht daher die „allgemeine[.] Ökonomie der Diskurse über den Sex“ (ebd.: 18). Mit der Analyse der „‚Diskursivierung‘ des Sexes“ (ebd.: 20) behauptet Foucault keineswegs, der Sex und das Sprechen über Sexualität seien nicht verboten und unterdrückt worden. Untersagung und Zensur bilden zwei der Hauptmerkmale seiner Analysen der Beziehung der Macht zum Sex: „der Sex soll sich selber entsagen“ (ebd.: 85) und „[d]iese Untersagung soll drei Formen annehmen können: die Behauptung, daß das nicht erlaubt ist; die Verhinderung, daß das gesagt wird; die Verneinung, daß das existiert“ (ebd.).

Foucault unterscheidet vier Bereiche des Sexualitätsdispositivs (vgl. ebd.: 103). Neben der ‚Hysterisierung des weiblichen Körpers‘ und der ‚Sozialisierung des Fortpflanzungsverhaltens‘ identifiziert er die ‚Psychiatrisierung der perversen Lust‘ und die ‚Pädagogisierung des kindlichen Sexes‘ (vgl. ebd.: 103f.). Insbesondere die letzten beiden Aspekte spielen für die folgende Analyse eine zentrale Rolle. Sie umfassen u.a. die Pathologisierung bestimmter Begehrensformen sowie die Behauptung, „daß sich so gut wie alle Kinder sexueller Aktivität hingeben oder hingeben können und daß diese ungehörige (sowohl ‚natürliche‘ wie auch ‚widernatürliche‘) sexuelle Betätigung physische und moralische, kollektive und individuelle Gefahren birgt“ (ebd.).

2 Zur Problematik des Begriffs ‚sexuelle Vielfalt‘ siehe Abschnitt 3.1.

2 Diskursanalytische Zugänge zur Untersuchung von Un_Sagbarkeiten

„[W]ie kommt es, daß eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?“ (Foucault 1986 [1973]: 42). Mit dieser Frage beschreibt Foucault in der *Archäologie des Wissens* das Kernanliegen seiner Forschungsarbeit. Auch in der aktuellen Diskursforschung scheint weitestgehend Einigkeit darüber zu bestehen, dass es die Aufgabe von Diskursanalysen ist, die „Ordnungen des Sagbaren“ (Wrana et al. 2014: 35), „das Feld der Sagbarkeit“ (Gasteiger/Schneider 2014a: 152) oder „die Struktur von Sagbarkeitsräumen“ (Gasteiger/Schneider 2014b: 170) herauszuarbeiten und deren Re_Produktionsweisen zu untersuchen. Diese Sagbarkeitsordnungen erscheinen vor dem Hintergrund und in Abgrenzung zum Unsagbaren – und umgekehrt. Doch wie lässt sich das Unsagbare analytisch in den Blick nehmen? Wie lässt sich etwas untersuchen, das nicht da ist?

2.1 Un_Sagbarkeiten analysieren

Die diskursanalytische Frage nach dem Unsagbaren ist nicht zu verwechseln mit hermeneutischen Verfahren. Während die hermeneutische Interpretation nach dem ‚Hintersinn‘ fragt und Aussagen hierbei den vermeintlich eigentlichen Sinn hinzufügt, geht es in der Diskursanalyse darum, die ‚Positivität der Aussage‘ in den Blick zu nehmen (vgl. Wrana 2014: 521), indem der Fokus der Analyse darauf liegt,

> „die Aussage in der Enge und Besonderheit ihres Ereignisses zu erfassen; die Bedingungen ihrer Existenz zu bestimmten, auf das Genaueste ihre Grenzen zu fixieren, ihre Korrelation mit den anderen Aussagen aufzustellen, die mit ihm verbunden sein können, zu zeigen, welche anderen Formen der Äußerung sie ausschließt“ (Foucault 1986 [1973]: 43).

In diesem Sinne verstehen auch Gasteiger und Schneider (2014a) „Diskurse als ‚das Gesagte‘, d.h. als regelhafte Praxis der Produktion von Aussagen“ (ebd.: 148). Sie schlagen vor, die diskursive Praxis anhand des Zusammenspiels von drei zentralen Unterscheidungen in den Blick zu nehmen: die Unterscheidung zwischen 1. dem Gesagten und dem Ungesagten, 2. dem Sagbaren und dem Unsagbaren und 3. dem zu Sagenden und dem nicht zu Sagenden (vgl. ebd.). Mit dem (Un)Gesagten wird also zunächst lediglich festgestellt, was (nicht) gesagt wurde. (Un)Sagbarkeiten erscheinen hingegen als der Möglichkeitsraum von Aussagen bzw. das „diskursive[.] ‚Außen‘ […], was nicht in der einen, sondern nur in einer anderen Diskursformation als sagbar erscheint bzw. gesagt werden könnte“ (ebd.). Das (nicht) zu Sagende schließlich wird verstanden als die normative Ebene der Aussagege- oder -verbote: „Denn

schließlich darf […] nicht alles, was sagbar ist, gesagt werden, und auch nicht alles, was sagbar ist, braucht gesagt zu werden" (ebd.).

Bei der Untersuchung von Unsagbarkeiten geht es also darum, die Un_Wahrscheinlichkeit des Auftretens von Aussagen herauszuarbeiten. Hierfür wird zunächst das Ungesagte in den Blick genommen und es werden diejenigen Aussagen untersucht, die möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich oder naheliegend gewesen wären, aber nicht erschienen sind. Als möglich, wahrscheinlich oder naheliegend gelten hierbei Aussagen, die in anderen Diskursformationen bereits getätigt wurden.

2.2 Datenkorpus und analytische Vorgehensweise

Ähnlich wie Gasteiger und Schneider (2014a: 146ff.) arbeite auch ich in der Analyse der Debatte um den baden-württembergischen Bildungsplan mit den Kodierverfahren der Grounded Theory Methodology (vgl. Strauss/Corbin 1996). Allerdings wurde die zentrale These für die vorliegende Untersuchung nicht über einen offenen Kodierprozess des gesamten Datenkorpus, sondern über die feinanalytische Untersuchung zentraler Datenstücke gebildet.

Das Datenkorpus umfasst ca. 200 Dokumente aus der Debatte um den baden-württembergischen Bildungsplan. Es handelt sich um Schriftstücke unterschiedlicher Art, die von den verschiedenen an der Debatte beteiligten Akteur*innen produziert wurden. Der zeitliche Rahmen der Untersuchung wird durch zwei zentrale Dokumente abgesteckt: Das Arbeitspapier (18.11.2013), aus dem die Absicht hervorging, das Thema ‚sexuelle Vielfalt' im neuen Bildungsplan zu verankern, und der letztlich verabschiedete Bildungsplan (06.04.2016).

Für die Analyse nahm ich zunächst das Arbeitspapier und den Bildungsplan in den Blick.[3] Aus der Feinanalyse dieser Dokumente wurde deutlich, dass das Thema ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt' im Arbeitspapier einen zentralen Stellenwert einnimmt. ‚Sexuelle Vielfalt' wird hier überwiegend als Synonym für „Lesben, Schwule, Transsexuelle, Transgender und Intersexuelle" (Arbeitspapier 18.11.2013) verwendet. Im 2016 verabschiedeten Bildungsplan hingegen taucht der Topos ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt' nicht mehr auf. Aus dieser Beobachtung und dem Wissen, dass die Debatte um die Verankerung des Themas ‚sexuelle Vielfalt' im Bildungsplan in Baden-Württemberg sehr kontrovers diskutiert wurde, bildete ich die Hypothese, dass ‚sexuelle Vielfalt' nicht nur im Bildungsplan nicht (mehr) gesagt wurde, sondern vor allem im Laufe der Debatte unsagbar gemacht wurde.

Anhand dieser These untersuchte ich die weiteren Dokumente des Datenkorpus in chronologischer Reihenfolge. Wie viele Diskursanalytiker*innen

3 Für eine detaillierte Präsentation der Ergebnisse der Analyse des Arbeitspapiers und der Petition gegen den Bildungsplanentwurf siehe Grenz 2020.

schlagen auch Gasteiger und Schneider für die systematische Erschließung der Regeln des Un_Sagbaren eine diskursanalytische Adaption der Kodiertechniken der GTM vor (vgl. Gasteiger/Schneider 2014a). Da ich die Hauptthese bereits über die Feinanalyse zentraler Datenstücke entwickelt hatte, nutzte ich das offene Kodieren vor allem, um diejenigen Textstellen zu identifizieren, in denen ‚sexuelle Vielfalt' entweder explizit thematisiert wurde oder eine Thematisierung aufgrund des bisherigen Debattenverlaufs nahegelegen hätte. So arbeitete ich das Un_Gesagte in Bezug auf ‚sexuelle Vielfalt' heraus. Im Wechselspiel des axialen und selektiven Kodierprozesses identifizierte ich anschließend Verknüpfungen der erarbeiteten Kodes und entwickelte die zentralen Schlüsselkategorien (vgl. ebd.: 146f.). Auf diese Art und Weise arbeitete ich heraus, wie die Regeln des Sagbaren in Bezug auf das Thema ‚sexuelle Vielfalt' im Verlauf der Debatte diskursiv verschoben wurden.

3 Wie ‚sexuelle Vielfalt' aus dem Bildungsplan verschwand

Bevor ich die Ergebnisse der Analyse präsentiere, möchte ich die Debatte zum besseren Verständnis zunächst kurz in den gesellschaftspolitischen Kontext einordnen.

Während die Debatte um Geschlecht und Sexualität in der Auseinandersetzung um den baden-württembergischen Bildungsplan und dem in diesem Kontext gegründeten Bündnis ‚Demo für Alle' kulminierte, handelte es sich weder um den Beginn noch um das Ende antigenderistischer Angriffe gegen pädagogische Ansätze, in denen geschlechtliche und sexuelle Vielfalt thematisiert wird. Oldemeier et al. (2020) beschreiben die Entwicklung dieser Angriffe und zeigen, dass bereits 2007 eine Broschüre der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung als ‚Zwangssexualisierung' diskreditiert wurde (vgl. Oldemeier et al. 2020: 234).[4]

In Baden-Württemberg wurde im Herbst 2013 ein Arbeitspapier des Kultusministeriums öffentlich, aus dem die Absicht hervorging, ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt' als Querschnittsthema im Bildungsplan zu verankern. Hierauf folgte eine Reihe von Protesten: Fast 192.000 Bürger*innen unterschrieben eine Petition gegen die geplante Bildungsplanreform (vgl. Petition 12.2013); von Februar 2014 bis Februar 2016 gingen regelmäßig Tausende auf die Straße, um gegen „Gender-Ideologie und die Sexualisierung unserer Kinder per Bildungsplan" (Demo für Alle 25.03.2014) zu demonstrieren. Die Debatte erreichte schon bald nationale Öffentlichkeit und wurde auch politisch breit

4 Für detaillierte Analysen der unterschiedlichen Facetten antigenderistischer Bewegungen siehe die Sammelbände Villa/Hark 2015, Lang/Peters 2018 und Henninger/Birsl 2020.

diskutiert. Schließlich wurde der Bildungsplan nicht wie geplant 2015, sondern erst im Jahr 2016 verabschiedet.[5]

3.1 „Frühsexualisierung" und „Indoktrination"

Dem Kultusministerium zufolge ging es bei der Absicht, das Thema ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt' im neuen Bildungsplan zu verankern, darum, „Wertschätzung gegenüber der Vielfalt der geschlechtlichen Identität und sexueller Orientierung zu fördern sowie Respekt vor unterschiedlichen Lebensformen in der Gesellschaft zu entwickeln" (Landtag 12.02.2016). Bereits in der Petition der Bildungsplangegner*innen wird jedoch die Behauptung aufgestellt, mit ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt' sei die Thematisierung von Sexualpraktiken gemeint, und auch im weiteren Verlauf der Debatte steht das Thema Sexualität im Fokus. Mit dieser diskursiven Verschiebung werden sowohl LGBT*I*Q[6] Lebensweisen als auch der Inhalt des Bildungsplans sexualisiert (vgl. Hartmann 2016).

In der Landtagsdebatte vom 22.01.2014 zählt ein*e Oppositionspolitiker*in: „27-mal [kommt] das Wort ‚Sex' in irgendeiner Kombination im 32 Seiten umfassenden Arbeitspapier zu den Leitprinzipien vor" (Landtag 22.01.2014). Die Kombinationen, auf die hier verwiesen wird, stellen Wörter wie ‚*sex*uelle Vielfalt', ‚*sex*uelle Orientierung', ‚Homo*sex*ualität', ‚Bi*sex*ualität', ‚Trans*sex*ualität' oder ‚Inter*sex*ualität' dar (vgl. Arbeitspapier 18.11.2013); Begriffe also, mit denen i.d.R. auf nicht-heteronormative Lebensweisen verwiesen wird, denen aber bereits eine Reduzierung dieser Lebensweisen auf Sexualität anhaftet. Diese Reduzierung wird im Verlauf der Debatte weiter zugespitzt und so wird in der Petition unterstellt: „Die LSBTTIQ-Gruppen propagieren die Thematisierung verschiedener Sexualpraktiken in der Schule als neue Normalität" (Petition 12.2013). Auch in der Stellungnahme der Evangelischen Lehrer- und Erziehergemeinschaft werden LGBT*I*Q-Lebensweisen sexualisiert:

> „Wenn schon Schüler und Schülerinnen der Sekundarstufe I […] die ‚verschiedenen Formen des Zusammenlebens von/mit LSBTTI-Menschen' in aller Breite kennen lernen und reflektieren sollen, dann müssen sie dabei notwendigerweise mit dem dazugehörenden Sexualleben konfrontiert werden" (Ev. Lehrer- und Erziehergemeinschaft 13.01.2014a).

5 Für eine ausführlichere Einordnung der baden-württembergischen Debatte siehe Stoltenhoff in diesem Band.

6 Ich verwende das englische Akronym ‚LGBT*I*Q' (für ‚lesbian, gay, bi, trans*, inter*, and queer'). Durch den Asterisk soll auf die vielfältigen Möglichkeiten hingewiesen werden, sich als trans* oder inter* zu identifizieren. Zitiert werden die im Original verwendeten Akronyme.

Dies ziele den Petitionsinitiator*innen zufolge auf „eine pädagogische, moralische und ideologische Umerziehung“ (Petition 12.2013). Im weiteren Verlauf der Debatte wird vor der „Pornographisierung der Schule“ (Philologenverband 20.10.2014) gewarnt; auch die Opposition setzt in einem Antrag eine Thematisierung von ‚sexueller Vielfalt‘ mit einer ‚Sexualisierung der Schule‘ gleich und fragt die Landesregierung,

> „welchen Stellenwert Fragestellungen der geschlechtlichen Identität und sexuellen Orientierung als Teil der allgemeinen Leitperspektiven und in den einzelnen Unterrichtsfächern haben […] und wie sie dabei der Gefahr einer Dominanz (‚Sexualisierung des Unterrichts‘) solcher Fragestellungen begegnet“ (Landtag 26.03.2015).[7]

Der Verweis auf angebliche Gefahren, die mit der Thematisierung von ‚sexueller Vielfalt‘ einhergingen, stellt eine weitere diskursive Verschiebung dar. Die Bildungsplangegner*innen behaupten eine „Frühsexualisierung“ (Initiative ‚Familien Schutz‘ 19.02.2014) der Kinder und sie rufen zu Demonstrationen gegen die „Sexualisierung unserer Kinder per Bildungsplan“ (Demo für Alle 05.04.2014) auf. Die Demonstrant*innen wenden sich gegen eine vermeintliche „Zwangsindoktrination“ (Initiative ‚Familien Schutz‘ 29.01.2014) und „Zwangssexualisierung“ (Initiative ‚Schützt unsere Kinder‘ 02.03.2014). Gefährlich sei die angebliche Sexualisierung insbesondere für Grundschulkinder. Der*m rechtspopulistischen Publizist*in Birgit Kelle zufolge werden „unsere Kinder [ge]zw[u]ngen, sich mit sexuellen Themen zu beschäftigen, und das bereits in einem Alter, in dem sie sich für alles Mögliche interessieren, aber nicht dafür” (Demo für Alle 05.04.2014). Eine Thematisierung von sexueller Vielfalt stelle entwicklungspsychologisch eine Überforderung dar, behauptet die Evangelische Lehrer- und Erziehergemeinschaft (vgl. Stellungnahme Ev. Lehrer- und Erziehergemeinschaft 13.01.2014a). Hier wird die von Foucault beschriebene ‚Pädagogisierung des kindlichen Sexes‘ reproduziert, indem

> „Kinder als ‚vorsexuelle‘ Wesen an der Schwelle der Sexualität definiert [werden], die sich diesseits des Sexes und doch schon in ihm auf einer gefährlichen Scheidelinie bewegen; die Eltern, die Familien, die Erzieher[*innen], die Ärtz[*innen] und später die Psycholog[*innen] müssen diesen kostbaren und gefährlichen, bedrohlichen und bedrohten Sexualkeim in ihre stete Obhut nehmen“ (Foucault 2014 [1977]: 104).

Die vermeintliche Gefährdung der Kinder[8] erfährt im Verlauf der Debatte eine weitere Zuspitzung. Immer wieder wird suggeriert, die Thematisierung von ‚sexueller Vielfalt‘ in der Schule erhöhe die Gefahr von pädophilen Übergriffen. In der Landtagsdebatte vom 26.03.2014 wird gefordert,

> „dass man, wenn man über sexuelle Vielfalt redet, auch über die Grenzen der sexuellen Vielfalt reden sollte[.] In diesem Zusammenhang wäre es aufgrund leidvoller Erfahrun-

7 Für eine Analyse anti-genderistischer Angriffe auf die Sexualpädagogik siehe Tuider 2016.
8 Imke Schmincke (2015) spricht in ihrer Analyse von der „Chiffre Kind als moralische Waffe“ (ebd.: 94).

> gen der Vergangenheit durchaus angebracht, z.B. den Punkt aufzunehmen, wie man Kinder vor Pädophilie schützt" (Landtag 26.03.2014).

Hier wird ‚sexuelle Vielfalt' also diskursiv mit pädosexuellen Handlungen verknüpft.[9] Insbesondere von Oppositionspolitiker*innen wird immer wieder behauptet, durch die Akzeptanz von ‚sexueller Vielfalt' würden Kinder beeinflusst und die Gefahr des Kindesmissbrauchs steige:

> „Der Begriff Akzeptanz (von lat. ‚accipere' für gutheißen) beinhaltet auch eine bedeutende aktive Komponente: Ein zustimmendes Werturteil – hierzu bedarf es pädagogisch also unter Umständen einer weitreichenden Einwirkung auf die Schüler, wodurch die Missbrauchsgefahr steigt" (Landtag 26.03.2015).

Über diesen diskursiv hergestellten Zusammenhang von ‚sexueller Vielfalt' und Pädosexualität wird die „Psychiatrisierung der perversen Lust" (Foucault 2014 [1977]: 104) vorangetrieben, die homo- und bisexuelle Lebens- und Begehrensweisen psychopathologisiert.[10]

Die hier beschriebenen diskursiven Verschiebungen tragen auf zweifache Weise dazu bei, dass die Wahrscheinlichkeit der Thematisierung von ‚sexueller Vielfalt' im Bildungsplan sinkt. Zunächst findet eine Bedeutungsverschiebung des Begriffs statt: ‚Sexuelle Vielfalt' wird immer wieder mit der Thematisierung von Sexualpraktiken in Verbindung gebracht. Im Sinne einer wertschätzenden Auseinandersetzung mit vielfältigen geschlechtlichen Lebensweisen und Identifikationen ist ‚sexuelle Vielfalt' nicht mehr sagbar; zumindest nicht ohne eine begleitende Erklärung, in der deutlich wird, ob, wie und welche Sexualpraktiken thematisiert werden sollen. Die Thematisierung von Sexualpraktiken wiederum wird als gefährlich für das Kindeswohl konstruiert. Sie sei in einem moralisch-normativen Sinne ‚nicht zu sagen' (vgl. Gasteiger/Schneider 2014a).

3.2 „Überbetonung einzelner Gruppen und ihrer Interessen"

Eine weitere diskursive Verschiebung in der Debatte um den baden-württembergischen Bildungsplan greift eine inhaltliche Lücke im Arbeitspapier auf. Während jedes der fünf Leitprinzipien (Berufliche Orientierung, Bildung für nachhaltige Entwicklung, Medienbildung, Prävention und Gesundheitsförderung und Verbraucherbildung) auch „unter dem Gesichtspunkt der Akzeptanz sexueller Vielfalt" (Arbeitspapier 18.11.2013) beleuchtet wird, finden andere Formen der Diskriminierung und Interdependenzen zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Kategorien kaum Erwähnung. In den Protesten gegen die Bildungsplanreform wird hierin eine „ungleich besondere[.] Hervorhebung

9 Für eine Analyse von antigenderistischen Anrufungen der Kategorie Pädophilie siehe Kämpf 2015.

10 Für eine Analyse dieser diskursiven Strategie in der Presse siehe Stoltenhoff in diesem Band.

für die LSBTTI-Lebensweisen“ (Ev. Lehrer- und Erziehergemeinschaft 13.01.2014a) gesehen. Die Petition sagt „‚Nein‘ zur Überbetonung einzelner Gruppen und ihrer Interessen“ (Petition 12.2013) und auch Oppositionspolitiker*innen stellen fest: „Die Akzeptanz sexueller Vielfalt durchzieht alle diese Leitprinzipien wie ein roter Faden. Sie ist quasi zum Leitprinzip der Leitprinzipien geworden“ (Landtag 22.01.2014).

Auf eine fehlende intersektionale Perspektive im Arbeitspapier wird also nicht lediglich hingewiesen. Vielmehr wird ein Konkurrenzszenario gezeichnet, das suggeriert, durch die Thematisierung von ‚sexueller Vielfalt‘ würden andere soziale Gruppen benachteiligt: „Durch Ihre einseitige Fokussierung in den Leitprinzipien geraten andere, aber ebenso wichtige Schwerpunkte bzw. auch Gruppen in den Hintergrund“ (Landtag 22.01.2014), konstatiert die Opposition. Dies habe zur Folge, dass „andere Formen der Diskriminierung, die empirisch viel häufiger vorkommen: z.B. die Diskriminierung auf Grund ethnischer Herkunft, Behinderung, Alter, Geschlecht, Religion oder Weltanschauung“ (Initiative ‚Kein Bildungsplan 2015‘ 08.01.2014) „[a]ußen vorgelassen werden“ (ebd.).

Fokussiert wird im weiteren Verlauf der Debatte der Aspekt der ‚religiösen Vielfalt‘. Hierbei wird zunächst insbesondere auf die „religiöse[n] Gefühle und Wertvorstellungen auch der vielen Migrantengruppen in unserem Bundesland“ (Philologenverband 31.01.2014) verwiesen. Imaginiert werden diese ‚Zuwandererkulturen‘ als muslimisch und so fordert der Vorsitzende des Philologenverbandes: „Unsere staatlichen Schulen müssen allen Kindern offenstehen, auch Kindern aus religiös geprägten, zum Beispiel muslimischen Elternhäusern“ (Philologenverband 20.10.2014). Im Anschluss an diese Instrumentalisierung von migrantisch-muslimischen Positionen werden mit dem geforderten Schutz der „religiöse[n] sowie kulturelle[n] Gefühle der Eltern und Schüler“ (Initiative ‚Familien Schutz‘ 06.02.2014) vor allem christliche Perspektiven und „Sexualmoralvorstellungen von Christen” (Landtag 26.03.2015) in den Blick genommen. Gefordert wird eine Orientierung am „christlichen Menschenbild“ (Initiative ‚Kein Bildungsplan 2015‘ 10.10.2014).

Diese Forderung wird im folgenden Kapitel genauer analysiert. An dieser Stelle soll vor allem deutlich werden, wie das Thema ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt‘ abermals über eine mehrstufige diskursive Verschiebung unsagbar gemacht wird: Über die Kritik an einer vermeintlichen ‚Überbetonung‘ von nicht-heteronormativen Lebensweisen und schließlich die Fokussierung auf religiöse, insbesondere christliche Moralvorstellungen werden Täter*innen und Opfer umgekehrt.[11] ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt‘ sei also in einem normativen Sinn nicht ‚zu sagen‘, da mit der Thematisierung von nicht-heteronormativen Lebensweisen christliche Sexualmoralvorstellungen nicht ausreichend berücksichtigt würden.

11 Für eine Analyse von Täter*innen-Opfer-Umkehr als diskursive Strategie siehe Grenz 2020.

3.3 Angriff auf die Fundamente

In den Äußerungen der Bildungsplangegner*innen wird die Einführung des Themas ‚sexuelle Vielfalt' in den Bildungsplan außerdem diskursiv mit einer Gefährdung der gesellschaftlichen Grundwerte verknüpft. Suggeriert wird, die ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt' führe zu einem Zusammenbruch der demokratischen Ordnung. Die Thematisierung von ‚sexueller Vielfalt' stelle eine „inhaltliche[.] Vorgabe[.] von oben" (Ev. Lehrer- und Erziehergemeinschaft 13.01.2014b) dar, die „einer einseitigen politischen, ideologischen und weltanschaulichen Sicht Tor und Tür öffnen kann. Ein direkter Durchgriff der Kultuspolitik in die Klassenzimmer zur Durchsetzung von Partikularinteressen sei nun möglich" (ebd.), warnt die Evangelische Lehrer- und Erziehergemeinschaft. Auch im Landtag fordert die Opposition von der Regierung: „Lassen Sie den Menschen im Land die Freiheit, eigene Entscheidungen zu treffen, bevormunden Sie sie nicht" (Landtag 26.03.2014). Die Thematisierung von ‚sexueller Vielfalt' im Bildungsplan wird hier also mit Freiheitsbeschränkung und Bevormundung assoziiert.

Bevormundet würden vor allem die Eltern: „Wir diskutieren darüber, wie die Landesregierung einmal mehr versucht, die Menschen in diesem Land zu bevormunden, auch die Erziehungsberechtigten, auch die Eltern und Familien." (Landtag 22.01.2014) Die selbsternannten ‚besorgten Eltern' demonstrieren daher gegen die Thematisierung von ‚sexueller Vielfalt' in der Schule, die sie der geforderten Wahrung des angeblich „grundgesetzlich garantierten Erziehungsrechts der Eltern in Schulen und Kitas insbesondere im wertesensiblen Themenbereich Sexualität" (Demo für Alle 05.04.2014) gegenüberstellen.

Während mehrere Organisationen und Verbände Stellungnahmen veröffentlichten, in denen die geplante Verankerung von ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt' im Bildungsplan explizit befürwortet wird, schließen die Oppositionspolitiker*innen diskursiv an die Forderungen der ‚Demo für Alle' an.[12] Bei der Entwicklung der Bildungsplanreform sei es „wichtig, alle zu hören, und nicht nur, wie aktuell wieder einmal geschehen, selektiv einzelnen Lobbygruppen einen Einfluss zu verleihen, der den gesamtgesellschaftlichen Konsens außer Kraft setzt" (Landtag 22.01.2014). Wer mit den hier benannten Lobbygruppen gemeint ist, wird in einer (später revidierten) Formulierung aus der Petition deutlich: „Die grün-rote Landesregierung lässt den neuen Bildungsplan 2015 nach dem Interesse der LSBTTIQ-Lobbyisten schreiben" (Petition 11.2013). Dieser ‚LSBTTIQ-Lobby' geht es angeblich

12 Befürwortende Stellungnahmen wurden u.a. von queeren Vereinen wie dem LSVD und dem Netzwerk LSBTTIQ sowie vom Landesschüler[*innen]beirat und vom Landeselternbeirat veröffentlicht. Obwohl der Landeselternbeirat als offizielle Elternvertretung sich explizit für eine Thematisierung von sexueller Vielfalt ausspricht, werden in der Debatte vor allem die selbsternannten „besorgten Eltern" zitiert.

> „nur ganz vordergründig darum, dass Kindern geholfen wird, ihre Selbstfindung zu gestalten. […] [Tatsächlich aber] geht es um die Interessen von Erwachsenen. Es geht um eine ganz grundsätzliche Neubewertung von Sexualität und menschlichem Zusammenleben, und es geht um eine Werteverschiebung“ (Landtag 13.11.2014).

Demgegenüber wird mit Berufung auf die baden-württembergische Landesverfassung eine Orientierung am „christlichen Menschenbild und der Schutz von Ehe und Familie“ (Initiative ‚Kein Bildungsplan 2015‘ 10.10.2014) gefordert[13]. Eine Forderung, die schnell Eingang in den Bildungsplan fand. Schon in der überarbeiteten Version des Arbeitspapiers wurde die Formulierung: „Grundlagen sind die Menschenwürde, das christliche Menschenbild sowie die staatliche Verfassung mit dem besonderen Schutz von Ehe und Familie“ (Arbeitspapier 04.08.2014) aufgenommen und beibehalten. Das Netzwerk LSBTTIQ nahm hierzu wie folgt Stellung:

> „Durch die zahlreichen sprachlichen Einwürfe und Verweise auf das ‚Christliche […] Menschenbild‘, (das häufiger genannt wird als Vielfalt von Geschlecht und sexueller Orientierung), entsteht der Eindruck, dass einem starken traditionellen Wertebild der Vorzug gegeben wird vor einer vielfältigen Gesellschaft“ (Netzwerk LSBBTIQ 22.10.2015).

Diese Stellungnahme bringt die hier analysierte diskursive Verschiebung auf den Punkt. Über die diskursive Verknüpfung von ‚sexueller Vielfalt‘ mit einer Bedrohung der demokratischen Ordnung und die schnelle Aufnahme der geforderten Orientierung am „christlichen Menschenbild und der Schutz von Ehe und Familie“ (Initiative ‚Kein Bildungsplan 2015‘ 10.10.2014) im Arbeitspapier wurde es abermals unwahrscheinlicher, die ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt‘ im Bildungsplan zu verankern.[14]

13 Ehe und Familie werden hier ausschließlich als „Ehe zwischen Mann und Frau“ (Ev. Lehrer- und Erziehergemeinschaft 13.01.2014a) und „Familie, bestehend aus Vater, Mutter und Kindern“ (ebd.) verstanden.

14 Für eine Analyse der diskursiven Verknüpfung der ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt‘ mit einer Gefährdung des Gemeinwohls in der Presse siehe Stoltenhoff in diesem Band.

4 Fazit

Den hier aufgezeigten diskursiven Verschiebungen, die dazu beitrugen, dass die ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt' keinen Eingang in den Bildungsplan Baden-Württembergs erhielt, liegt – bei aller inhaltlichen Differenz – ein ähnlicher Mechanismus zugrunde. Das Thema ‚sexuelle Vielfalt' wurde diskursiv mit Bedrohungen für Individuen, gesellschaftliche Gruppen oder die gesamte Gesellschaft verknüpft. Forderungen nach Kindeswohl, Schutz vor Diskriminierung und Demokratie lässt sich nur schwer widersprechen. Im Gegenteil, handelt es sich hierbei doch um genuin erziehungswissenschaftliche und feministische Themen. In der Debatte um den baden-württembergischen Bildungsplan wurden ebendiese Themen aufgegriffen und die Bedrohung von Kindern, Minderheiten und der demokratischen Ordnung diskursiv mit dem Thema ‚Akzeptanz sexueller Vielfalt' verbunden. ‚Sexuelle Vielfalt' war somit nicht mehr sagbar, ohne dass der jeweiligen Äußerung eine Positionierung gegen das Wohl der Kinder, gegen den Schutz von diskriminierten Gruppen und gegen demokratische Grundwerte anhaftete.

Vor dem Hintergrund dieser diskursiven Strategie, die hier exemplarisch anhand der Debatte um den baden-württembergischen Bildungsplan analysiert wurde, sind erziehungswissenschaftliche Forschung und pädagogische Praxis herausgefordert, einen Umgang mit derartigen diskursiven Verschiebungen und Verknüpfungen zu finden. Während zu antigenderistischen und antifeministischen Bewegungen bereits eine Reihe von soziologischen und politikwissenschaftlichen Untersuchungen vorliegen (vgl. z.B. Hark/Villa 2015; Lang/Peters 2018), existieren bislang nur wenige erziehungswissenschaftliche Analysen, die explizit die Vereinnahmung pädagogischer Themen von Rechts in den Blick nehmen. Dies überrascht angesichts einer „Verschiebung hin zum Kind" (Baader 2020: 148) in der Neuen Rechten, über die die Privilegierung der heterosexuellen und *weißen* Kleinfamilie verteidigt und somit nicht nur (hetero)sexistische, sondern auch rassistische Strukturen legitimiert werden (vgl. ebd.).

Literatur

Baader, Meike (2020): Neue Rechte – „Umerziehung", „Genderideologie" und „Frühsexualisierung" – Kampfbegriffe in einem neuen Kulturkampf. Erziehungswissenschaftliche Themen im Fokus von Populismus und Neuer Rechter. In: Binder, Ulrich/Oelkers, Jürgen (Hrsg.): „Das Ende der politischen Ordnungsvorstellungen des 20. Jahrhunderts". Erziehungswissenschaftliche Beobachtungen. Wiesbaden: Springer VS, S. 129–154.

Butler, Judith (1990): Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity. New York/London: Routledge.

Butler, Judith (1993): Bodies that Matter. On the Discursive Limits of "Sex". London/ New York: Routledge.

Butler, Judith (2019): „Verletzungen bilden gesellschaftliche Strukturen ab". In: Philosophie Magazin 2019, 6, S. 62–67.

Fegter, Susann/Kessl, Fabian/Langer, Antje/Ott, Marion/Rothe, Daniela/Wrana, Daniel (2015): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Theorien, Methodologien, Gegenstandskonstruktionen. In: Dies. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen. Wiesbaden: Springer VS, S. 9–58.

Foucault, Michel (1986 [1973]): Archäologie des Wissens. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2014 [1977]): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit. Bd. I. 20. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gasteiger, Ludwig/Schneider, Werner (2014a): Die Modernisierung der Hochschule im Spannungsfeld von politischer Steuerung und Autonomie. Interpretativ-rekonstruktive Diskursforschung und Grounded Theory Methodologie. In: Angermüller, Johannes/Nonhoff, Martin/Herschinger, Eva/Macgilchrist, Felicitas/Reisigl, Martin/Wedl, Juliette/Wrana, Daniel/Ziem, Alexander (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Bd. 2: Methoden und Praxis der Diskursanalyse. Perspektiven auf Hochschulreformdiskurse. Bielefeld: transcript, S. 140–163.

Gasteiger, Ludwig/Schneider, Werner (2014b): Diskursanalyse und die Verwendung von CAQDA-Software. Zur Herausforderung der Instrumentalisierung von technischen Programmen. In: Angermüller, Johannes/Nonhoff, Martin/Herschinger, Eva/ Macgilchrist, Felicitas/Reisigl, Martin/Wedl, Juliette/Wrana, Daniel/Ziem, Alexander (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Bd. 2: Methoden und Praxis der Diskursanalyse. Perspektiven auf Hochschulreformdiskurse. Bielefeld: transcript, S. 164–184.

Gehring, Petra (2004): Foucault. Die Philosophie im Archiv. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Grenz, Frauke (2020): "Sexual Politics on Behalf of LGBTTIQ"? Re_Production of Heteronormativity in the German Debate about the Implementation of Sexual Diversity as a Topic in School. In: Open Gender Journal. URL: https://opengender-journal.de/article/view/82/43 [Zugriff: 21.09.2020].

Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hrsg., 2015): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript.

Hartmann, Jutta (2016): Doing Heteronormativity? Funktionsweisen von Heteronormativität im Feld der Pädagogik. In: Fereidooni, Karim/Zeoli, Antonietta (Hrsg.): Managing Diversity. Die diversitätsbewusste Ausrichtung des Bildungs- und Kulturwesens, der Wirtschaft und Verwaltung. Wiesbaden: Springer VS, S. 105–134.

Henninger, Anette/Birsl, Ursula (Hrsg., 2020): Antifeminismen. ‚Krisen'-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential? Bielefeld: transcript.

Kämpf, Katrin (2015): Eine ‚Büchse der Pandora'? Die Anrufung der Kategorie Pädophilie in aktuellen antifeministischen und antiqueeren Krisen-Diskursen. In: Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hrsg.): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript, S. 109–127.

Lang, Juliane/Peters, Ulrich (Hrsg., 2018): Antifeminismus in Bewegung. Aktuelle Debatten um Geschlecht und sexuelle Vielfalt. Hamburg: Marta Press.

Oldemeier, Anna Lena/Backöfer, Ferdinand/Maurer, Susanne/Aleksin, Katharina (2020): Divergenz, Ambivalenz, Kongruenz. Verhältnisbestimmungen zwischen antifeministischem Diskurs und pädagogischem Feld. In: Henninger, Anette/Birsl, Ursula (Hrsg.): Antifeminismen. ‚Krisen'-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential? Bielefeld: transcript, S. 231–264.

Schmincke, Imke (2015): Das Kind als Chiffre politischer Auseinandersetzung am Beispiel neuer konservativer Protestbewegungen in Frankreich und Deutschland. In: Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hrsg.): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript, S. 93–107.

Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.

Tuider, Elisabeth (2016): Diskursive Gemengelagen. Das Bild vom ‚unschuldigen, reinen Kind' in aktuellen Sexualitätsdiskursen. In: Henningsen, Anja/Tuider, Elisabeth/Timmermanns, Stefan (Hrsg.): Sexualpädagogik kontrovers. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 176–193.

Villa, Paula-Irene (2010): (De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie. Zur Position und Rezeption von Judith Butler. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Empirie, Methoden. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 146–157.

Wrana, Daniel (2014): Diskursanalyse jenseits von Hermeneutik und Strukturalismus. In: Angermüller, Johannes/Nonhoff, Martin/Herschinger, Eva/Macgilchrist, Felicitas/Reisigl, Martin/Wedl, Juliette/Wrana, Daniel/Ziem, Alexander (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Bd. 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript, S. 511–536.

Wrana, Daniel/Ziem, Alexander/Reisigl, Martin/Nonhoff, Martin/Angermüller, Johannes (2014): DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung. Berlin: Suhrkamp.

Zitierte Dokumente aus dem Datenkorpus

Arbeitspapier (18.11.2013): Arbeitspapier für die Hand der Bildungsplankommissionen als Grundlage und Orientierung zur Verankerung der Leitprinzipien.

Arbeitspapier (04.08.2014): Arbeitspapier für die Hand der Bildungsplankommissionen als Grundlage und Orientierung zur Verankerung von Leitperspektiven.
Demo für Alle (25.03.2014): Elternrecht wahren: Demo für ALLE, Samstag 5. April 15 Uhr in Stuttgart.
Demo für Alle (05.04.2014): Pressemitteilung. 2.500 Bürger demonstrieren in Stuttgart für das Elternrecht.
Ev. Lehrer- und Erziehergemeinschaft (13.01.2014a): Stellungnahme der Evangelischen Lehrer- und Erziehergemeinschaft in Württemberg e.V. zum Bildungsplan 2015: Verankerung von LSBTTI im Bildungsplan.
Ev. Lehrer- und Erziehergemeinschaft (13.01.2014b): Pressemitteilung. Evangelische Lehrer und Erzieher sind verwundert über das bildungspolitische Vorgehen in Baden-Württemberg.
Initiative ‚Familien Schutz' (29.01.2014): Protest geht weiter: Demo gegen Bildungsplan 2015 am Samstag in Stuttgart.
Initiative ‚Familien Schutz' (06.02.2014): Bildungsplan „auf sexuelle Inhalte fokussiert" – Interview mit Natalie Fromm.
Initiative ‚Familien Schutz' (19.02.2014): Eltern rufen zur nächsten Demo in Stuttgart auf: Stoppt den Bildungsplan 2015.
Initiative ‚Kein Bildungsplan 2015' (08.01.2014): Pressemitteilung. Petition zum Bildungsplan 2015: Zukunft – Verantwortung – Lernen: Warum der Bildungsplan 2015 nicht partikularen ideologischen Interessen geopfert werden darf.
Initiative ‚Kein Bildungsplan 2015' (10.10.2014): Pressemitteilung. Grün-rot dominierter Petitionsausschuss: substanzlose Argumentation.
Initiative ‚Schützt unsere Kinder' (02.03.2014): Pressemitteilung. Eindrucksvolle Demonstration gegen den Bildungsplan am 01.03.2014 in Stuttgart.
Landeselternbeirat (16.01.2014): Stellungnahme des 16. Landeselternbeirates zur Verankerung des Themas „Akzeptanz sexueller Vielfalt" im Bildungsplan 2015.
Landtag (12.02.2016): Erziehung zu Toleranz und Akzeptanz sexueller Vielfalt. Kleine Anfrage des Abg. Ulrich Müller CDU und Antwort des Ministeriums für Kultus, Jugend und Sport. Drucksache 15/8058.
Landtag (13.11.2014): Landtag von Baden-Württemberg. Plenarprotokoll 15/112.
Landtag (22.01.2014): Landtag von Baden-Württemberg. Plenarprotokoll 15/88.
Landtag (26.03.2014): Landtag von Baden-Württemberg. Plenarprotokoll 15/94.
Landtag (26.03.2015): Theoretischer Hintergrund und praktische Folgen der „Bildung für Toleranz und Akzeptanz von Vielfalt". Antrag der Abg. Ulrich Müller u.a. CDU und Stellungnahme des Ministeriums für Kultus, Jugend und Sport. Drucksache 15/6685.
Netzwerk LSBBTIQ (22.10.2015): Bildungsplan 2016 – Die Weichenstellung stimmt, aber für eine diskriminierungsfreie Schule braucht es mehr Entschiedenheit.
Petition (11.2013): „Zukunft – Verantwortung – Lernen: Kein Bildungsplan 2015 unter der Ideologie des Regenbogens".
Petition (12.2013): „Zukunft – Verantwortung – Lernen: Kein Bildungsplan 2015 unter der Ideologie des Regenbogens".
Philologenverband (20.10.2014): Schamlos im Klassenzimmer. Ein Kommentar von Bernd Saur. In: Focus Magazin, Ausg. 43, S. 142.
Philologenverband (31.01.2014): Stellungnahme des Philologenverbands Baden-Württemberg zur Erprobungsfassung des Bildungsplans 2015.

Die mediale Debatte um ‚sexuelle Vielfalt' als Diskurskampf. Hegemonieanalyse von Pressetexten zur „Petition Bildungsplan"

Ann-Kathrin Stoltenhoff

1 Einleitung

In den vergangenen Jahren ist im Bildungsbereich ein Paradigmenwechsel zu beobachten, der in Begriffen wie Heterogenität, Vielfalt und Diversität seinen Ausdruck findet. Dahinter stehen pädagogische und politische Konzepte, die auf eine gleichberechtigte Anerkennung individueller Vielfalt abzielen. Vorangegangene Konzepte sollen so transformiert werden, dass soziale, ethnische, geschlechtliche und andere Unterschiede – also Formen von Heterogenität und Differenz – als neue gesellschaftliche Norm verstanden werden. Diesen Paradigmenwechsel verstehe ich thesenhaft im Anschluss an Nonhoff (2006, 2014) als hegemoniales Projekt, das auf eine Neu- bzw. Umordnung des herrschenden Diskurses bzw. der dominierenden heteronormativen Ordnung abzielt. Ein wichtiger gesellschaftlicher Ort, an dem solche Auseinandersetzungen alias Diskurskämpfe ausgetragen werden, sind (Massen-)Medien. Anhand von Pressetexten wird die Thematisierung einer Online-Petition untersucht, die sich gegen Pläne der baden-württembergischen Landesregierung richtet, „Toleranz und Akzeptanz sexueller Vielfalt" als Leitperspektive im Schulsystem zu verankern. Die Analyse folgt Nonhoffs Strategemanalyse im Anschluss an die Hegemonietheorie (Laclau/Mouffe 1985) und fokussiert darauf, wie Vorherrschaft diskursiv hergestellt wird und diskursive Strategien im Mediendiskurs ab- oder aufgewertet werden.

2 Kontext: Bildungsplanreform in Baden-Württemberg

Nach 50 Jahren CDU-Regierung übernahm im Jahr 2011 eine Koalition aus Grünen und SPD die Regierung Baden-Württembergs. Die grün-rote Landesregierung, bzw. das Ministerium für Kultus, Jugend und Sport (KM), begann kurz nach Amtsantritt mit umfassenden Novellierungen im schulischen Bildungsbereich. Neben der Einrichtung von Gemeinschaftsschulen bestand ein

zentraler Teil in der Entwicklung neuer Bildungspläne für allgemeinbildende Schulen. Beide Unternehmungen können als bildungspolitische Maßnahmen zur Realisierung des hegemonialen Projekts ‚sexuelle Vielfalt und Heterogenität normalisieren' verstanden werden. Ziel der als „Bildungsplanreform 2015/2016" bezeichneten Neuerungen sei u.a. „die Verbesserung der Durchlässigkeit im Schulsystem Baden-Württembergs. Die Bildungspläne 2016 sind Grundlage für eine systematische individuelle Förderung und den Umgang mit Heterogenität" (KM o.J.). Ein wesentliches Element der Bildungspläne bilden sechs fächerübergreifende Leit*prinzipien*, die im Laufe des Arbeitsprozesses – und mutmaßlich als Reaktion auf die Kritik an den Entwürfen – in Leit*perspektiven* umbenannt wurden. In den Erläuterungen zur Leitperspektive „Bildung für Toleranz und Akzeptanz von Vielfalt (BTV)" steht, dass sich in „modernen Gesellschaften […] Menschen unterschiedlicher Staatsangehörigkeit, Nationalität, Ethnie, Religion oder Weltanschauung, unterschiedlichen Alters, psychischer, geistiger und physischer Disposition sowie geschlechtlicher Identität und sexueller Orientierung" begegneten (KM 2015: Absatz 1). „Kernanliegen" der Leitperspektive sei es, „Respekt sowie die gegenseitige Achtung und Wertschätzung von Verschiedenheit zu fördern" (ebd.: Absatz 2) und es „jungen Menschen [zu] ermöglichen, die eigene Identität zu finden und sich frei und ohne Angst vor Diskriminierung zu artikulieren" (ebd.: Absatz 3).

Als Reaktion auf die Leitlinie BTV initiierte der an einer baden-württembergischen Realschule tätige Lehrer Gabriel Stängle im Dezember 2013 eine Online-Petition mit dem Titel: „Zukunft – Verantwortung – Lernen: Kein Bildungsplan 2015 unter der Ideologie des Regenbogens" (Openpetition.de 2013). Sie richtet sich explizit gegen die am 18. November 2013 vom KM publizierte Arbeitsfassung „Bildungsplanreform 2015 – Verankerung der Leitprinzipien". Der Umstand, dass die bis dato fünf Leitprinzipien alle unter dem Gesichtspunkt der „Akzeptanz sexueller Vielfalt" vermittelt werden sollten, schieße laut Petition über das Ziel der Verhinderung von Diskriminierung hinaus und ziele „auf eine pädagogische, moralische und ideologische Umerziehung an den allgemeinbildenden Schulen" (Openpetition.de 2013: Absatz 2). Neben der Diskreditierung homosexueller Lebensstile als gesundheitsgefährdend äußert die Petition Vorwürfe gegen die Landesregierung, wonach der Bildungsplan in der im November 2013 publizierten Fassung ein „Aktionsfeld von LSBTTIQ-Vertretern" sei (Openpetition.de 2013: Punkt 6 der Begründung). Die Petition wurde im Herbst 2014 einem Landtagsausschuss vorgelegt, der die darin geäußerten Forderungen ablehnte. Dennoch wurde die Leitperspektive „BTV" so modifiziert, dass „sexuelle Vielfalt" nur noch als ein Merkmal von vielen in relativierter Form auftaucht: Die Toleranzforderung zielt nun auf den kompetenten Umgang mit „Menschen unterschiedlicher Staatsangehörigkeit, Nationalität, Ethnie, Religion oder Weltanschauung, unterschiedlichen Alters, psychischer, geistiger und physischer Disposition sowie geschlechtlicher Identität und sexueller Orientierung" (KM 2015). Die Petition erfuhr in der

Öffentlichkeit sowohl Zuspruch als auch Ablehnung. Schon im Januar 2014 – noch während der laufenden Petition – wurde das Thema von der überregionalen Presse aufgenommen. Welche Argumentationsmuster in diesem Ausschnitt des Mediendiskurses vorherrschen, wird unter Kapitel 6 rekonstruiert.

3 Hegemonietheorie und -analyse – eine kurze Einführung

3.1 Theoretische Grundlagen der Hegemonietheorie von Laclau und Mouffe

Die diskurstheoretische Hegemonietheorie von Laclau und Mouffe (1985) fokussiert auf die Analyse von Hegemonie bzw. hegemonialer Praxis im Anschluss an Marx und Gramsci. Sie verbindet Ansätze strukturalistischer und poststrukturalistischer Theoretiker (de Saussure, Lacan, Foucault) mit dem Dekonstruktivismus Derridas zu einer „Theorie des Sozialen und des Politischen" (Nonhoff 2007: 7). Poststrukturalistische Ansätze gehen davon aus, „dass je nach Kontext unterschiedliche Differenzierungen und damit immer wieder neue Bedeutungen möglich sind" (Glasze 2007: Abs. 9). Dieses Verständnis verknüpfen Laclau und Mouffe mit dem Foucault'schen Konzept von Diskursen als Aussagesystemen, wobei „eine Menge von Aussagen […] derselben diskursiven Formation" einen Diskurs bilde (vgl. Foucault 1971: 170). Laclau und Mouffe definieren das Verhältnis von Artikulation und Diskurs jedoch wie folgt: „[W]e will call articulation any practice establishing a relation among elements such that their identity is modified as a result of the articulatory practice. The structured totality resulting from this articulatory practice, we will call discourse" (1985: 105). Stärker als Foucault richten sie ihre Aufmerksamkeit auf das Soziale als Ergebnis diskursiver Auseinandersetzungen alias Diskurskämpfe. Ausgehend von ihrem Diskursverständnis kann analysiert werden, wie es zur (Vor-)Herrschaft einer bestimmten diskursiven Formation kommt, die sich auf Basis einer kontinuierlich reproduzierenden Praxis fixiert. Welche Ansichten, Weltbilder, Werte, wissenschaftlichen Erkenntnisse, Handlungsweisen, Identitätslogiken, Techniken, Gesetze oder Praktiken (z.B. des Unterrichtens) sich in einer sozialen Gemeinschaft zeitweise als ‚Standard' durchsetzen können, ist aus der Perspektive der poststrukturalistisch geprägten Hegemonietheorie also das Ergebnis eines stetigen Kampfes um Hegemonie beziehungsweise eines Ringens um Vorherrschaft verschiedener symbolischer Ordnungen. Solche Ordnungen einschließlich ihrer Materialisierungen und Praktiken sind dann besonders hegemonial bzw. machtvoll, wenn sie für den Großteil der Angehörigen der jeweiligen Gemeinschaft als ‚normal' oder ‚natürlich' gelten. Von einer Hegemonie spricht man im Anschluss an Laclau/

Mouffe dann, wenn es einer bestimmten Ordnung gelungen ist, sich für eine relativ lange Zeit zu etablieren, und zahlreiche gesellschaftliche Felder bis in die intimsten Bereiche des Körpers hinein von dieser Ordnung und ihren Logiken geprägt sind; Foucault spricht in solchen Fällen von Dispositiven, z.B. vom Sexualitätsdispositiv (vgl. Foucault 1997). In Übereinstimmung mit der Diskurstheorie von Foucault versteht die Hegemonietheorie gesellschaftliche Ordnung bzw. das Gesellschaftliche als sozial konstruiert, also in Deutungskämpfen hergestellt. Was als wahres Wissen, z.B. über die Natur des Menschen, gilt, ist somit keine Frage der Entdeckung einer immer schon vorhandenen unveränderlichen Essenz, sondern eine Frage nach der sozialen Konstruktion machtvoller Ordnungen vermittels diskursiver Praktiken.[1] Laclau und Mouffe betonen stärker als Foucault die Materialität von Diskursen sowie die grundsätzliche Veränderlichkeit der symbolischen Ordnung ebenso wie die der Subjekte. Hegemonieanalysen interessieren sich für Veränderungen der herrschenden Ordnung und folgen einem Diskursverständnis, das „von der heterogenen, heteronomen und situierten diskursiven Praxis [ausgeht], die auf das in ihr geäußerte Wissen hin untersucht wird“ (Wrana 2012: 196). Mein Beitrag folgt ebenfalls diesem Diskursverständnis, fokussiert jedoch mit der gewählten Analysemethode, der Strategemanalyse, vorrangig auf das Wie eines Diskurskampfes.

Wendet man die oben eingeführten Konzepte auf das hier interessierende Phänomen an, so ließe sich das wie folgt formulieren: Zweigeschlechtlichkeit ist eine machtvolle symbolische Ordnung, weshalb die Geschlechterforschung für diese Ordnung den Begriff „Heteronormativität“ geprägt hat. Der Begriff verweist darauf, dass es sich hierbei um einen Diskurs handelt, der Menschen, Körper und Identitäten präformiert bzw. reguliert und somit Macht ausübt. Auch in der Bildungseinrichtung Schule geht es immer wieder darum, welche Körper und Körperidentitäten als normal/erstrebenswert und welche als abweichend/marginal gerahmt werden (sowohl im Unterricht als auch im sonstigen Schulleben). An der Frage, ob auch andere Körper und Lebenswirklichkeiten als nur die heteronormative als ‚normal‘ gelten und deshalb leitperspektivisch in die Bildungspläne Baden-Württembergs einfließen sollen, entzündete sich im Jahr 2013 eine Debatte, die unter anderem in der Presse geführt wurde. In der medialen Rede von ‚sexueller Vielfalt‘, so meine Vermutung, materialisiert sich ein Diskurskampf, dessen Ausgang noch ungewiss ist. Der Beitrag untersucht, wie im Mediendiskurs ein Kampf um Hegemonie ausgetragen wird, rekonstruiert also die Art und Weise, in der Heteronormativität in einen Diskurskampf verwickelt und als Standard zur Debatte gestellt wird. Indem diskursive

1 Mouffe und Laclau vertreten im Anschluss an poststrukturalistische Theorien die Perspektive, dass es keine überzeitlichen, universellen Bedeutungen gibt, sondern Zeichen mit Bedeutungen immer nur vorübergehend gekoppelt und deshalb auch die symbolische Ordnung immer nur zeitweise fixiert werden kann.

Prozesse der Naturalisierung von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als sozial konstruierte sichtbar gemacht werden, zeigt der Beitrag auf, dass und wie bestimmte Ordnungen hegemonial werden.

3.2 Hegemonie analysieren – die Strategemanalyse

Hegemonieanalysen sind eine Möglichkeit, diskursanalytisch zu erforschen, wie eine bestimmte Diskursformation hegemonial wird, also die Vorherrschaft über andere Formationen erringt. Da Laclau und Mouffe keine konkrete Anleitung zur Forschungspraxis geben, orientiere ich mich an einer von Nonhoff entwickelten Methode, der Strategemanalyse (Nonhoff 2006: 207–240; 2007; 2014). Diese macht transparent, wie jene Strategien, die das Zustandekommen gesellschaftlich dominanter Diskurse als „Gefüge der Artikulationen" (Nonhoff 2014: 191) ermöglichen, rekonstruktiv untersucht werden können. Da der Begriff der Strategie und andere der Hegemonietheorie entstammende Begriffe oder Ausführungen den Schluss nahelegen, es existierten – entgegen diskurstheoretischer Prämissen – so etwas wie prädiskursive Machtverhältnisse und autonome Akteur_innen, erläutere ich kurz, wie *Strategien* hier zu verstehen sind, nämlich rekonstruktiv: Die Analyse hegemonialer Strategien erfolgt wie jede Diskursanalyse immer als rückblickende Konstruktion „spezifischer Arrangements von diskursiven Elementen in den Dimensionen des Raums und der Zeit" (Nonhoff 2006: 210). Rekonstruiert werden demnach genau jene Strategien, die zu einer erfolgreichen Hegemonie geführt haben, weil sie zu einer erfolgreichen Hegemonie geführt haben und nicht, weil sie sich evtl. mit Zielen konkreter Akteur_innen decken. Die Begrifflichkeiten der Strategemanalyse sind kein Verweis auf ein autonomes, planvoll handelndes Subjekt, welches die Welt nach eigenen Vorstellungen strategisch gestaltet.

Im Rahmen einer Strategemanalyse wird das Material nach diskursiven Formationen alias Strategien durchsucht, die einer bestimmten Perspektive förderlich oder hinderlich sind. Als Strategeme werden diese Formationen bezeichnet, weil es sich dabei (rückblickend) um jene Formationen handelt, die einer bis dato marginalen Ordnung zu mehr Macht im Diskurskampf mit mindestens einer anderen Ordnung – üblicherweise der herrschenden – verholfen haben.[2] Die von Nonhoff (2006, 2014) entwickelte Methode zur Analyse hegemonialer Phänomene geht in der Logik eines Anti-Essentialismus davon aus, dass sich bestimmte Ordnungen in verschiedenen Stadien von Hegemonie befinden, dass es also Wissen, Wahrheiten oder Werte gibt, die zu einer bestimmten Zeit nur von einem Teil einer Gemeinschaft als ‚normal' erachtet, unterschiedlich gelesen und/oder gelebt werden. Ein Beispiel: Menschenrechte werden zwar selten explizit hinterfragt, trotzdem bedarf es unter anderem des All-

2 Für eine ausführlichere Darstellung der Strategemanalyse siehe Nonhoff (2006, 2014), Gebel (2012) und Stoltenhoff (2019).

gemeinen Gleichbehandlungsgesetzes (AGG), um „Benachteiligungen aus Gründen der Rasse oder wegen der ethnischen Herkunft, des Geschlechts, der Religion oder Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Identität [im Erwerbsleben; A.S.] zu verhindern oder zu beseitigen“ (AGG: §1). Deshalb unterscheidet Nonhoff „hegemoniale Artikulation“, „hegemoniales Projekt“ und „Hegemonie“ (vgl. Nonhoff 2006, S. 138). Es kann jedoch erst durch genaue Betrachtung einer Formation im Zeitverlauf und unter Berücksichtigung des Kontextes rekonstruktiv analysiert werden, ob es sich bei einer bestimmten diskursiven Formation überhaupt um ein hegemoniales Projekt handelt. Folglich ist meine These, ‚sexuelle Vielfalt und Heterogenität normalisieren‘ sei ein hegemoniales Projekt, vorbehaltlich der Ergebnisse der Analyse zu lesen. Die Strategemanalyse basiert auf der Idee, dass sich in materialisierten Diskursen – z.B. im Pressediskurs – bestimmte Formationen finden lassen, die für eine bestimmte Ordnung bzw. deren diskursive Logik stehen. Diese Formationen, nach denen die jeweiligen Korpora durchsucht werden, lassen nicht nur Rückschlüsse auf den Status der Hegemonie zu, sondern zeigen vor allem auf, was im vorliegenden Beitrag interessiert, nämlich wie hegemoniale Kämpfe um Vorherrschaft ausgetragen werden und wie bestimmte Ordnungen hegemonial werden. Dafür hat Nonhoff neun Strategeme entwickelt, von denen drei sogenannte Kernstrategeme besonders relevant für den hegemonialen Status einer Ordnung und der darunter subsummierten Positionen und Wahrheiten sind (vgl. Nonhoff 2006, S. 213). Dabei handelt es sich um Strategeme alias diskursive Formationen der offensiv-hegemonialen Strategie: (1) Äquivalenzierung differenter, am Allgemeinen orientierter Forderungen, (2) Antagonistische Zweiteilung des diskursiven Raums und (3) Repräsentation (ebd.).[3] Bei der Strategemanalyse wird das Material nach Formationen durchsucht, die der Logik ‚Freund‘/‚Feind‘ entsprechen und die der Durchsetzung einer neuen, bisher marginalen, oder dem Fortbestehen einer bereits hegemonialen Ordnung hinderlich (= Feind) oder förderlich (=Freund) sind. Dazu gehören unterschiedliche Forderungen, die dadurch verbunden sind, dass sie unter eine dem Allgemeinwohl (z.B. Menschenrechte durchsetzen) zuträgliche Forderung subsummiert werden können (Kernstrategem 1). Auch Forderungen, die auf Lagerbildung abzielen und so eine antagonistische Zweiteilung des diskursiven Raumes erreichen (Kernstrategem 2), sollten bei einem hegemonialen Projekt im Material auftauchen; ebenso wie eine Repräsentation (Kernstrategem 3), also ein Zeichen, das stellvertretend für die Forderungen der herrschenden oder einer konkurrierenden Ordnung steht, wie beispielsweise der Signifikant „Vielfalt“.

3 Die sechs weiteren Strategeme sind nicht notwendig, um eine Formation als hegemoniale auszuweisen, weshalb ich mich hier auf die Kernstrategeme konzentriere.

4 Zusammenstellung des Korpus’

Das Korpus besteht aus 14 Pressetexten, die die Petition gegen den geplanten Bildungsplan thematisieren und die im Jahr 2014 in den Online-Portalen etablierter deutscher Printmedien publiziert wurden. Die Texte entsprechen Suchergebnissen einer im Mai 2018 vorgenommenen Internetrecherche mit dem Schlagwortpaar „Petition Bildungsplan“ mittels verschiedener Suchmaschinen (Google, Bing und Duck Duck Go). Ins Korpus aufgenommen wurden jene Texte, die auf Seite 1–3 der Suchergebnisse gelistet wurden. Diese Auswahl garantiert keine Repräsentativität im quantitativen Sinne, zeigt jedoch, welche medial verfügbaren Texte im Rahmen der Debatte mit einer höheren Häufigkeit als andere zitiert, empfohlen und verlinkt wurden. Der hier untersuchte Diskursausschnitt kann somit Hinweise auf wesentliche diskursive Formationen geben und zugleich mediale Besonderheiten politischer Diskurse in der Presse aufzeigen.[4]

5 Strategemanalyse ausgewählter diskursiver Formationen

5.1 Pressetexte als hegemoniale Artikulationen

Vor der Analyse diskursiver Formationen alias Strategeme, die ‚sexuelle Vielfalt und Heterogenität normalisieren‘ ggf. als hegemoniales Projekt ausweisen, weise ich auf die Eigenschaften hin, die Mediendiskurse ausmachen. Diesen sind häufig Strategien inhärent, die der Etablierung einer quasi-objektiven, übergeordneten Instanz dienen (vgl. Stoltenhoff 2019: 127–129). Deren Etablierung erfolgt, indem ein komplexes gesellschaftspolitisches Phänomen mittels Pro-Kontra-Argumentationsweise in eine binäre Struktur gebracht wird, indem z.B. Forderungen verschiedener Akteur_innen zitiert und als konträr gegenübergestellt werden. Diese, in journalistischen Texten häufig zu beobachtende Strategie simplifiziert die Pluralität differenter Meinungen. Dadurch kann sich eine höhere Instanz etablieren, welche die Funktion erfüllt, über Ziele konkurrierender hegemonialer Projekte sowohl scheinbar objektiv berichten als auch diese bewerten zu können. Die höhere Instanz nutzt dabei ähnliche diskursive Strategien wie politische Akteur_innen. Dies wird deutlich an einem Beitrag, der im Oktober 2014 auf faz.net erschienen ist und der die neuen Bildungspläne, hinter denen sich eine „Umerziehungsmaßnahme“ mut-

4 Ausführlicher zur Medialität von Diskursen im Kontext von Hegemonieanalysen siehe Stoltenhoff 2019, S. 127ff. und Meier/Pentzold 2014 für die Bedeutung von Medialität jeglicher Diskurse.

maßlich pädophiler Sexualpädagogen verberge, als Bedrohung des Gemeinwohls inszeniert. Der Analyse dieses Textes wird im Folgenden deshalb so viel Raum eingeräumt, weil er ähnliche Argumentationsweisen enthält wie jene Texte, die von Schmincke (2015) oder Kämpf (2015) dem ‚Anti-Genderismus' zugerechnet werden. An dem FAZ-Beitrag wird auch sichtbar, dass und wie Pressetexte eigene hegemoniale Projekte verfolgen, indem sie bestimmte Formationen in den Vordergrund rücken. Diskurse sind also stets vor dem Hintergrund ihrer besonderen Medialität zu betrachten.

5.2 Pro-Kontra-Formationen

Der Beitrag von Voigt „Aufklärung oder Anleitung zum Sex?" (Oktober 2014, faz.net) bedient sich der oben skizzierten Pro-Kontra-Strategie. Der mit gut 12.000 Zeichen außergewöhnlich lange Text böte theoretisch die Möglichkeit einer fundierten, auch wissenschaftliche Positionen umfassenden Darstellung der Ziele und Argumente der als miteinander konkurrierend dargestellten Projekte. Stattdessen wird im fett hervorgehobenen Kurztext artikuliert, worauf die Bildungspläne angeblich zielten: „Die Sexualpädagogik in den neuen Lehrplänen einiger Bundesländer ist geeignet, den Kindesmissbrauch zu fördern. Die gesamte Gesellschaft soll umerzogen werden". An prominenter Stelle wird hier der Umerziehungsvorwurf aus der Online-Petition gegen den Bildungsplan aufgenommen. Der Beitrag beginnt sodann mit einem verbreiteten journalistischen Mittel: Er beschreibt eine fiktive Szene, die einen typischen (i.S.v. ‚normalen') Familienalltag zeigen und dadurch insbesondere Eltern adressieren und alarmieren soll:

> „‚Mama, ich hab eine komische Hausaufgabe, ich soll mir ein Kondom kaufen.' Marie ist 12 und besucht die sechste Klasse einer Realschule. Ein Elternbrief erklärt: Das studentische Präventionsprojekt ‚Mit Sicherheit verliebt' übernimmt die Aufklärungsarbeit im Biologieunterricht. Erstes Lernziel: ‚Am Kauf von Verhütungsmitteln ist nichts Peinliches'" (Voigt, faz.net, 2014, Absatz 1).

Die Szene endet damit, dass Maries Mutter sich fragt, „[…] was die Anleitung zum One-Night-Stand noch mit Sexualkunde zu tun hat" (ebd., Absatz 2). Der Abschluss der Szene dient der Überleitung zur scheinbar sachlichen Darstellung „moderner Sexualaufklärung, die weit über den Sexualkundeunterricht vergangener Jahre hinausgeht" und an der sich „die Geister [scheiden]", weil sich zeige, „wie die nächste Generation leben soll" (ebd., Absatz 3). Der Text hebt auf das Gemeinwohl ab, indem das Überleben der gesamten Gesellschaft – „die nächste Generation"– als gefährdet dargestellt wird. Ausgehend von der durch die Familienalltagsszene als fragwürdig erscheinenden modernen Sexualpädagogik beschreibt der Text dann deren (vermeintliche) Ziele. Dies wird durch die Zwischenüberschrift „Vater/Mutter/Kind? Fehlanzeige!" eingeleitet: Der modernen Sexualpädagogik gehe es nicht um Antidiskriminierung. Sie

wolle die Familie abschaffen und „‚entnaturalisieren'" (ebd., Absatz 5). Was zuvor als mütterliche Sorge um das Kindeswohl inszeniert wurde, wird zur Gewissheit stilisiert: Hinter den Versuchen, Familie zu „‚entnaturalisieren'" stehe „Uwe Sielert, Professor für Sozialpädagogik an der Universität Kiel, Mitbegründer der Gesellschaft für Sexualpädagogik (GSP) und ihr Vordenker" (ebd.). Sielerts akademische Titel, Ämter und Kooperationen mit Kirchen werden zwar genannt; seine Position als Experte sowie die von ihm vertretene Sexualpädagogik werden aber im daran anschließenden Abschnitt durch eine Darstellung disqualifiziert, die nahe legt, Sielert habe durch die im Textverlauf hergestellte Nähe zu mutmaßlich pädophilen Personen und deren Lehren etwas zu verbergen (ebd., Absatz 7). Der Text bestätigt das in der Petition artikulierte Bedrohungsszenario, wonach hinter den Bildungsplänen eine Verschwörung pädophiler Sexualpädagogen stünde, die von der neuen Regierung unterstützt werde, denn „[die Petition mit über 190.000 Unterzeichnern wurde] von der grün-roten Mehrheit im Petitionsausschuss ohne inhaltliche Auseinandersetzung abgelehnt" (ebd. Absatz 8). Zahlenangaben, die Mehrheiten suggerieren sollen, finden sich in allen Texten des hier untersuchten Korpus (siehe Kapitel 6.4). Neben dem Vorwurf der Nähe zur Pädophilie (siehe Grenz in diesem Band) wird den Bildungsplänen – und der damit gleichgesetzten modernen Sexualpädagogik – Realitätsferne vorgeworfen: „Neben der Frage, welche Sprache und Berichterstattung Eltern weniger verschrecken, kamen kaum Inhalte auf den Prüfstand", lautet das Fazit des Textes zu einer Fachtagung der Gesellschaft für Sexualpädagogik (GSP), deren Ansätze in den folgenden Absätzen mittels einer zweiten Expertin als „angemaßte Deutungshoheit" disqualifiziert und relativiert werden. Die Abschnitte (Absatz 11–14) werden durch die Zwischenüberschriften „Hier wird dem Missbrauch Vorschub geleistet" und „Verlieben, Spaß haben und Schluss machen" eingefasst.

5.3 Kompetenzanforderung: ‚Vielfalt-Toleranz'

In allen Beiträgen wird artikuliert, dass Diskriminierung keinesfalls akzeptabel und Toleranz ein wesentliches gesellschaftliches Gut sei.[5] Um den Signifikanten ‚Toleranz' bzw. ‚Anti-Diskriminierung' herum formieren sich jedoch unterschiedliche Bedeutungsgefüge. So wird einerseits die Implementierung der Leitperspektive „BTV" als notwendige Maßnahme (Mittelforderung) gegen Diskriminierung dargestellt, die einzig in der Lage sei, den Mangel an Toleranz zu beheben. Dieser Mangel äußere sich darin, dass Schule ein Ort sei, „an dem Homosexualität oder Transsexualität […] noch immer mit extremen Ängsten und Vorurteilen besetzt sind" (Sadigh, DIE ZEIT, 9. Januar 2014). Schule wird hier als rückschrittlich markiert, als ein Raum, der Nachholbedarf bezüglich jener Toleranz habe, die „nach dem Coming-out von Thomas Hitzlsperger"

5 Der Begriff Toleranz taucht in zehn der 14 untersuchten Dokumente insgesamt 33 Mal auf.

(ebd.) in anderen Bereichen der Gesellschaft und „vielleicht sogar im Fußball bald kein Tabu mehr“ sei (ebd.). Trotz der Online-Petition, mit der ihr Initiator „gegen einen Entwurf des Baden-Württembergischen Bildungsplans für 2015, der Toleranz gegenüber sexueller Vielfalt als Lernziel im Unterricht verankern will“, „polemisiert“, soll „Toleranz gegenüber sexueller Vielfalt“ ebenso wie „Toleranz gegenüber ethnischen und religiösen Gruppen oder behinderten Menschen als Querschnittsthema in alle Bereiche mit hineinspielen, um in den Schulen Werte wie Respekt, Toleranz und Weltoffenheit zu vermitteln“ (ebd.). Dabei gehe es in den Leitprinzipien „um eine pädagogische Perspektive: Sie soll die Schüler unterstützen, verantwortungsbewusst und selbstbestimmt in einer globalisierten Welt klarzukommen“ […] „und sich für Gleichheit und Gerechtigkeit einsetzen zu können“ (ebd.). Dem in der Petition artikulierten Vorwurf einer erweiterten Sexualpädagogik wird hier implizit ein formales wie inhaltliches Unverständnis der Ziele der Bildungspläne unterstellt. Eine Richtigstellung findet sich durch Anrufung einer übergeordneten Instanz im Sinne von „In Wirklichkeit ist es so, dass …“ sowie als Erklärung der Akteur_innen, die für das hegemoniale Projekt Heterogenität sprechen. So schreibt Die Welt (dpa/jw: 28.01.2014) gerahmt durch die Zwischenüberschriften „Kultusminister verteidigt das Vorhaben“ und „Umfrage gibt der Landesregierung recht“:

> „Ziel sei nicht die Umerziehung der Kinder. ‚Wir können nur ein Ziel haben: Wir müssen die Menschen in diesem Land in einem Klima der Offenheit und des Respekts gegenüber allen Merkmalen – und eben auch gegenüber den Merkmalen der sexuellen Orientierung – erziehen‘, betonte er [Stoch]“ (ebd. Absatz 6).

Toleranz gegenüber Vielfalt wird mit der weltoffenen modernen Gesellschaft gleichgesetzt und als zentrales (Erziehungs-)Ziel markiert. Auf diese Weise gewinnt die Forderung nach Toleranz/Erziehung zu Toleranz den Status eines Strategems der Repräsentation, denn um diese Forderung herum bildet sich das hegemoniale Projekt „Heterogenität und Vielfalt normalisieren“. Zugleich wird ‚sexuelle [!] Vielfalt‘ entschärft, indem es in mehreren Beiträgen als „ein Thema unter vielen“ relativiert wird.

5.4 Von Zahlen und potenziellen Mehrheiten

Alle Texte im Korpus behandeln die zahlenmäßige Beteiligung an den Online-Petitionen für oder gegen die Bildungsplanreform. Jedoch bleibt teils unklar, ob es sich bei der genannten Zahl um Mehrheiten handelt: „Mehr als 68.000 Menschen haben eine Online-Petition unterzeichnet, die sich gegen Homosexualität als Unterrichtsthema wendet“ (Bruckner, sueddeutsche.de: 10.01.2014); „Mittlerweile haben mehr als 130.000 Bürger die vom Realschullehrer Gabriel Stängle initiierte Petition unterschrieben“ (ho, jungefreiheit.de: 15.01.2014). Einige Texte inszenieren mittels der Zahlen einen Kampf zweier politischer Lager: „Eine Online-Petition, die das Ansinnen [Bildungsplanreform] ablehnt,

wies am Montagabend fast 116.000 Unterzeichner auf. Daraufhin formierten sich die Unterstützer des Vorhabens. Deren Gegenpetition, die seit einer Woche freigeschaltet ist, zählte am Montagabend bereits mehr als 58.000 Unterzeichner" (Burchard et al., Tagesspiegel: 13.01.2014). Die Nennung von Zahlen erfüllt hier mehrere Zwecke: Sie suggeriert, dass es sich bei der geplanten Bildungsplanreform um ein politisches Vorhaben handelt, das viel beachtet und von besonderer Brisanz sei, weil darüber öffentlich – anlässlich einer im Internet zugänglichen Petition – gestritten wird. Zugleich dienen die Zahlen dazu, die Konstruktion zweier miteinander konkurrierender Gruppen und Meinungen voranzutreiben.

5.5 Familie und Sexualität

Eine weitere Strategie, die im Hinblick auf die diskursive Hervorbringung von Geschlecht und Heteronormativität durch sprachliche und nicht-sprachliche Handlungen bemerkenswert ist, sind Strategeme, die das Konzept Familie im Rahmen des hegemonialen Projekts ‚Heterogenität und Vielfalt normalisieren' erweitern bzw. anders fassen. Diese Strategie dient jedoch nicht zwingend der De-Stabilisierung bestehender Machtverhältnisse, denn jene Pressetexte, die den Bildungsplan qua „Pornografisierung", „Frühsexualisierung" oder „Elternrechtsverletzung" abwerten, sehen im neuen Familienmodell ein weiteres Zeichen dafür, dass die „Kernfamilie" (Voigt, faz.net: 22.10.2014) abgeschafft werden solle. So zitiert Voigt die Aussage der Bundesfamilienministerin – „Familie ist schließlich überall, ‚wo Menschen füreinander partnerschaftliche Verantwortung übernehmen'" – direkt vor jenen Passagen, in denen der „Kernfamilie mit heterosexuellen Eltern und leiblichen Kindern" die ‚Entnaturalisierung' durch die moderne Sexualpädagogik drohe (ebd.). In zwei anderen Beiträgen wird das erweiterte Familienmodell auf zweifache Weise genutzt: Erstens, um auf einen Mangel der Schule hinzuweisen:

> „‚Kinder wachsen heutzutage doch in ganz unterschiedlichen Familienformen auf.' Dazu gehörten Regenbogenfamilien mit lesbischen und schwulen Eltern genauso wie Stiefkindfamilien oder alleinerziehende Mütter oder Väter – was aber in der Schule weitgehend ignoriert werde" (Burchard/Warnecke/Vogt/Kühne/Böhme, Tagesspiegel: 13.01.2014).

Im Bildungsplan gehe es „darum, dass Schüler unterschiedliche Familienmodelle wie Regenbogenfamilien, Ein-Eltern-Familien, Patchworkfamilien oder auch schwullesbische Kulturprojekte ebenso kennen wie die klassische Familie […]" (Sadigh, zeit.de: 9.1.2014). Auch wird so der Vorwurf entkräftet, der Bildungsplan stehe für die Abschaffung der Familie.

Strategeme, in welchen sogenannte Ziel- und Mittelforderungen artikuliert werden, finden sich auch in jenen Textabschnitten, in denen sich die Gegnerschaft zu der in den Bildungsplänen integrierten – ursprünglichen – Leitper-

spektive BTV äußert. Da es sich hierbei jedoch um eine „defensiv-hegemoniale Strategie“ (Nonhoff 2014: 195) handelt, deren Ziel die Verteidigung der bestehenden Ordnung ist, sind die Ziel- und Mittelforderungen weniger explizit als die der „offensiv-hegemonialen Strategie“ (ebd.) zur Implementierung einer neuen bzw. „Ablösung einer gegebenen Hegemonie“ (ebd.). Im Beitrag „Lehrer warnen vor ‚Pornografisierung der Schule‘“ (dpa/Leu, Die Welt, 21.10.2014) werden in den ersten Absätzen vor allem Argumente gegen neue Ansätze in der Bildungspolitik artikuliert – allerdings auf distanzierende Weise, was u.a. durch den Einsatz von Anführungszeichen, indirekter Rede und das wörtliche Zitat eines Gegners, die Argumentationsweise des Philologenverbands sei „zuspitzend“, zum Ausdruck kommt. Die defensiv-hegemoniale Strategie stützt sich auf dramatisierende Vorwürfe der „‚Pornografisierung der Schule‘“ und „‚Übergriffe durch komplett enttabuisierte Sexualpädagogen‘“. Die dahinterstehende Zielforderung ist es, die „Einflussnahme“ zu verhindern, die von „Sexualwissenschaftler[n] und ‚interessierte[n] Gruppen‘“ ausgehe, damit der Staat nicht übergriffig werden könne (ebd. Absatz 3). Die „Verletzung der Schamgrenze“ „zehn- bis vierzehnjährige[r] Schülerinnen und Schüler“ wird äquivalent mit einem übergriffigen Staat gesetzt, der – wenn die Bildungsplanreform in Kraft träte – die Grundrechte seiner Bürger_innen in zweifacher Weise verletze: erstens weil er auf den Körper bzw. die Intimsphäre abziele und zweitens durch Ignoranz des Erziehungsrechts der Eltern. Das „Elternrecht“ wird häufig von der AfD angerufen, sie „wähnt die Elternrechte in Gefahr“ (dpa/hk, Die Welt, 15.01.2014) und „protestiert gegen die eklatante Missachtung der Elternrechte bei der Erziehung und die Relativierung und Diskreditierung traditioneller Geschlechterrollen unter der Flagge des ‚Gender-Mainstreamings‘ […]“ (ebd.). Diese und ähnliche Artikulationen bilden den ‚Anti-Genderismus-Diskurs‘: Sie beschreiben eine von modernen Geschlechterrollen (= Feminismus) und Geschlechtertheorien bzw. dem Konzept Gender (= Genderforschung) in höchstem Maße gefährdete Familie, weil jene die Rechte von Eltern (= Grundrechte) infrage stellten und so die Grundfesten des Staates (= Gemeinwohl) erschütterten (vgl. Grenz in diesem Band).

6 Fazit und Ausblick

Die Strategemanalyse eines überschaubaren Ausschnitts des Mediendiskurses konnte zum einen zeigen, dass die Implementierung des Kompetenz- bzw. Erziehungsziels „Toleranz“ als zentrale Forderung im Diskurs um Heterogenität/Vielfalt fungiert. An die erfolgreiche Vermittlung dieses Ziels ist die Existenz einer als plural markierten, weltoffenen, modernen Gesellschaft gebunden. Dabei werden anerkannte Konzepte wie Ehe und Familie nicht aufgelöst,

sondern umgedeutet bzw. erweitert. Die Behauptung einer „Pornografisierung“ bzw. „Frühsexualisierung“ kann sich zwar im hier untersuchten Korpus nicht als dominantes Deutungsmuster etablieren, ist aber präsent. (Sexuelle) Vielfalt und Heterogenität wurden als wichtige Zeichen eines hegemonialen Projekts sichtbar, das auf die Normalisierung von Differenzen abzielt, die in der bis dato herrschenden Ordnung unsichtbar gemacht, marginalisiert und/oder abgewertet wurden. Die Analyse zeigt jedoch auch, dass hier noch nicht das letzte Wort gesprochen und (noch) keine neue Ordnung etabliert werden konnte. Auch weiterhin wird in öffentlich geführten Debatten um schulische Bildung darüber gestritten, was ‚normal‘ ist. Die Strategemanalyse ist eine Möglichkeit aufzuzeigen, wie Diskurse ‚strategisch‘ für oder gegen eine (potenziell) machtvolle Ordnung argumentieren, indem diese auf eine bestimmte Weise zur Sprache oder zum Schweigen gebracht werden (zur Analyse von Unsagbarkeiten siehe Grenz in diesem Band).

Literatur

Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz vom 14. August 2006 (BGBl. I S. 1897), §1, S. 1. www.gesetze-im-internet.de/agg/AGG.pdf [Zugriff: 25.09.2020].

Foucault, Michel (1971): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1997): Sexualität und Wahrheit, Bd. I: Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gebel, Anja Carolin (2012): The ideal within. A discourse and hegemony theoretical analysis of the international anticorruption discourse (doctoral thesis). www.academia.edu/3985521/The_ideal_within_A_discourse_and_hegemony_theoretical_analysis_of_the_international_anticorruption_discourse [Zugriff: 17.08.2018].

Glasze, Georg (2007): Vorschläge zur Operationalisierung der Diskurstheorie von Laclau und Mouffe in einer Triangulation von lexikometrischen und interpretativen Methoden [73 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 8(2), Art. 14. www.qualitative-research.net/index.php/fqs/rt/printerFriendly/239/529 [Zugriff: 17.08.2018].

Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hrsg.) (2015): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript.

Kämpf, Katrin M. (2015): Eine ‚Büchse der Pandora‘? Die Anrufung der Kategorie Pädophilie in aktuellen antifeministischen und antiqueeren Krisen-Diskursen. In: Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hrsg.): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript, S. 109 –129.

Kultusministerium Baden-Württemberg (KM) (2016 a): Bildungspläne 2016. www.km-bw.de/,Lde/Startseite/Schule/Bildungsplaene2016 [Zugriff: 16.08.2018].

KM (Hrsg.) (2016 b): Implementierung des Bildungsplans 2016. www.bildungsplaene-bw.de/,Lde/Startseite/Informationen/Inkrafttreten [Zugriff: 16.08.2018].

KM (2015): Bildung für Toleranz und Akzeptanz von Vielfalt (BTV). www.bildungsplaene-bw.de/,Lde/Startseite/BP2016BW_ALLG/BP2016BW_ALLG_LP_BTV [Zugriff: 16.08.2018].
Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (1985): Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics. London und New York: Verso.
Meier, Stefan/Wedl, Juliette (2014): Von der Medienvergessenheit der Diskursanalyse. Reflexionen zum Zusammenhang von Dispositiv, Medien und Gouvernementalität. In: Angermüller, Johannes/Nonhoff, Martin/Herschinger, Eva/Macgilchrist, Felicitas/Reisigl, Martin/Wedl, Juliette/Wrana, Daniel/Ziem, Alexander (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Bd. 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript, S. 411–435.
Nonhoff, Martin (2006): Politischer Diskurs und Hegemonie. Das Projekt „Soziale Marktwirtschaft“. Bielefeld: transcript.
Nonhoff, Martin (2007): Diskurs – radikale Demokratie – Hegemonie. Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Diskurs – radikale Demokratie – Hegemonie. Zum politischen Denken von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe. Bielefeld: transcript, S. 7–24.
Nonhoff, Martin (2014): Die Vermessung der europäischen Universität als hegemoniales Projekt. Eine Hegemonieanalyse. In: Nonhoff, Martin/Herschinger, Eva/Angermüller, Johannes/Macgilchrist, Felicitas/Reisigl, Martin/Wedl, Juliette/Wrana, Daniel/Ziem, Alexander (Hrsg): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Bd. II: Methoden und Analysepraxis. Perspektiven auf Hochschulreformdiskurse. Bielefeld: transcript, S. 185–211.
Openpetition.de (2013): Zukunft – Verantwortung – Lernen: Kein Bildungsplan 2015 unter der Ideologie des Regenbogens. Initiator: Stängle, G. www.openpetition.de/petition/online/zukunft-verantwortung-lernen-kein-bildungsplan-2015-unter-der-ideologie-des-regenbogens [Zugriff: 16.08.2018].
Schmincke, Imke (2015): Das Kind als Chiffre politischer Auseinandersetzungen am Beispiel neuer konservativer Protestbewegungen in Frankreich und Deutschland. In: Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hrsg.): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen. Bielefeld: transcript, S. 93–107.
Stoltenhoff, Ann-Kathrin (2019): Medienbildung im kompetenzorientierten Schulsystem. Diskurs- und hegemonietheoretische Analyse des Wissensfeldes ‚schulische Medienbildung‘ (Inaugural-Dissertation). Universitätsbibliothek Tübingen. https://publikationen.uni-tuebingen.de/xmlui/bitstream/handle/10900/93442/2019-09-23_Stoltenhoff_schulische-Medienbildung.pdf?sequence=1&isAllowed=y [Zugriff: 28.02.2020].
Wrana, D. (2012): Theoretische und methodologische Grundlagen der Analyse diskursiver Praktiken. In: Wrana, D./Maier Reinhard, C. (Hrsg.): Professionalisierung in Lernberatungsgesprächen. Theoretische Grundlegungen und empirische Untersuchungen. Opladen: Barbara Budrich, S. 195–214.

Zitierte Pressetexte:

Faz.net/ Voigt, Martin (22.10.2014): Lehrpläne: Aufklärung oder Anleitung zum Sex?. Frankfurt am Main: Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH. www.faz.net/aktuell/politik/inland/lehrplaene-aufklaerung-oder-anleitung-zum-sex-13223950.html [Zugriff: 03.03.2020].

Jungefreiheit.de/ ho (15.01.2014): AfD unterstützt Petition gegen Gender-Lehrplan. Berlin: JUNGE FREIHEIT Verlag GmbH & Co. KG. www.jungefreiheit.de/kultur/gesellschaft/2014/afd-unterstuetzt-petition-gegen-gender-lehrplan/ [Zugriff: 03.03.2020].

Sueddeutsche.de/ Bruckner, Johanna: (10.01.2014): Petition gegen Schulthema Homosexualität: Wider die Toleranz. München: Süddeutsche Zeitung GmbH. www.sueddeutsche.de/bildung/petition-gegen-homosexualitaet-im-unterricht-wider-die-toleranz-1.1859429 [Zugriff: 03.03.2020].

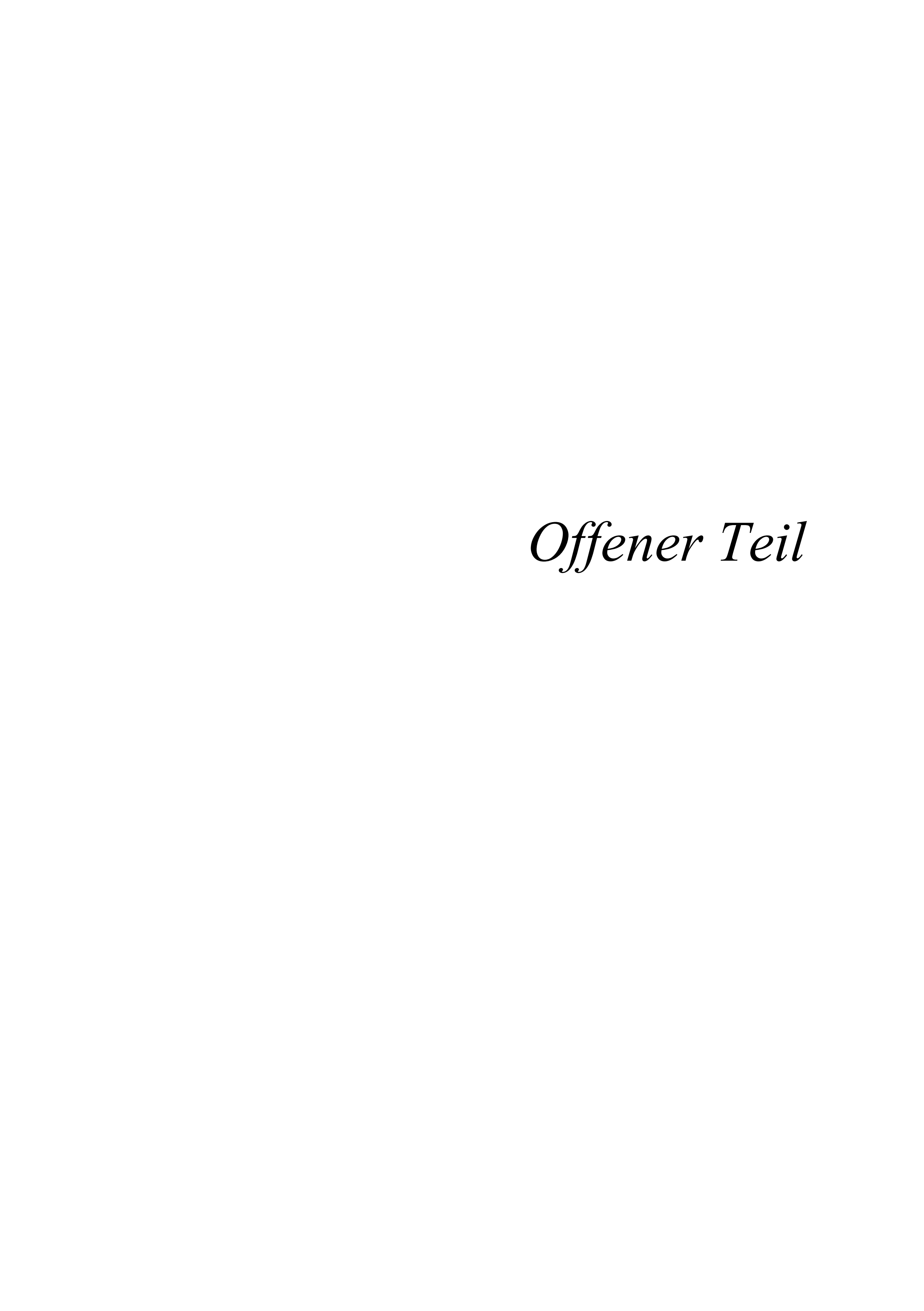
Tagesspiegel Online/Burchard, Amory/Warnecke, Tilmann/Vogt, Sylvia/Kühne, Anja/Böhme, Andreas (13.01.2014): Sexuelle Vielfalt in Unterricht. Wieso ist der Lehrplan so umstritten? Berlin: Verlag Der Tagesspiegel GmbH. www.tagesspiegel.de/politik/sexuelle-vielfalt-im-unterricht-wieso-ist-der-lehrplan-so-umstritten/9326766.html [Zugriff: 03.03.2020].

Welt.de/ dpa/ hk (15.01.2014): Die Debatte über sexuelle Vielfalt hält an. Berlin: Welt Redaktion. Axel Springer SE. www.welt.de/regionales/stuttgart/article123902126/Die-Debatte-ueber-sexuelle-Vielfalt-haelt-an.html [Zugriff: 03.03.2020].

Welt.de/ dpa/ jw (28.01.2014): 192.000 Stimmen gegen neuen Sexualkunde-Unterricht. Berlin: Welt Redaktion. Axel Springer SE. www.welt.de/politik/deutschland/article124308090/192-000-Stimmen-gegen-neuen-Sexualkunde-Unterricht.html [Zugriff: 03.03.2020].

Welt.de/ dpa/ Leu (21.10.2014): Lehrer warnen vor ‚Pornografisierung der Schule'. Berlin: Welt Redaktion. Axel Springer SE. www.welt.de/politik/deutschland/article133520438/Lehrer-warnen-vor-Pornografisierung-der-Schule.html [Zugriff: 03.03.2020].

ZEIT ONLINE/Sadigh, Parvin (9.1.2014): Homosexuellen-Hetze aus dem Schwarzwald. Hamburg: ZEIT ONLINE GmbH. www.zeit.de/gesellschaft/schule/2014-01/petition-homosexualitaet [Zugriff: 03.03.2020].



Offener Teil

Männlich? Weiblich? Divers? Oder doch keine Angabe? Aktuelle Erhebungsalternativen in der quantitativ ausgerichteten Geschlechterforschung

Johanna Pangritz

1 Einleitung

Der Umgang mit quantitativen Methoden, vor allem die angemessene Erhebung von Geschlecht, ist seit der Institutionalisierung der damaligen Frauenforschung ein wesentliches und kontrovers diskutiertes Thema innerhalb dieser Disziplin (für einen Überblick Bethmann 2019). Vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen erhält die Debatte nochmals neue Relevanz. Im Dezember 2018 wurde vom Deutschen Bundestag die Einführung einer dritten Geschlechtsoption umgesetzt (vgl. BMI 2018). Mit *divers* soll die Möglichkeit gegeben werden, sich außerhalb der binären Kategorisierung in männlich oder weiblich geschlechtlich positionieren zu können. Dem muss auch in quantitativen Fragebogendesigns Rechnung getragen werden. Daran anschließend stellt sich die Frage, welche Möglichkeiten bestehen, um sich der Variable Geschlecht in quantitativen Forschungsdesigns sensibel anzunähern. Insbesondere für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung ist diese Frage bedeutsam, da sie sich immer wieder mit der Notwendigkeit eines angemessenen Umgangs mit Differenz konfrontiert sieht (vgl. Mecheril/Plößer 2009).

Der vorliegende Beitrag möchte einen Einblick in aktuelle Erhebungsalternativen einer quantitativ ausgerichteten Geschlechterforschung geben und diese diskutieren. Dafür wird auf ausgewählte Beispiele eingegangen, die unterschiedliche Zugänge präsentieren und somit eine Bandbreite von quantitativen Erhebungsalternativen aufzeigen. Es zeigt sich, dass die häufig kritisch hinterfragte binäre Erhebung von Geschlecht in quantitativen Designs nicht an Bedeutung verloren hat. Vielmehr verweisen die unterschiedlichen Erhebungsweisen von Geschlecht darauf, dass differente Perspektiven auf Geschlecht ebenso verschiedene Erhebungsweisen in quantitativen Designs benötigen. Die konkreten Ergebnisse der jeweiligen Untersuchungen stehen hier nicht im Fokus der Betrachtung, sondern lediglich die unterschiedlichen Erhebungsweisen von Geschlecht in standardisierten Fragebogendesigns. Zu Beginn wird in

die Kritik an quantitativen Methoden und damit einhergehend der quantitativen Erhebung von Geschlecht aus der Perspektive der (erziehungswissenschaftlichen) Geschlechterforschung eingeführt.

2 Kritik an quantitativen Methoden und der standardisierten Erhebung von Geschlecht

Zwei wesentliche Stränge der Kritik an quantitativen Methoden und damit verbunden der typischen Erhebungsweise von Geschlecht mit Hilfe einer binären Dummy-Variable lassen sich im Feld der (erziehungswissenschaftlichen) Geschlechterforschung identifizieren. Dabei greift der erste Strang der Kritik zurück bis zur Institutionalisierung der Frauenforschung an Hochschulen. Neben den strukturellen Dominanzverhältnissen an Universitäten standen quantitative Forschungsmethoden im Zentrum der kritischen Betrachtung, da ihnen vorgeworfen wurde, Machtverhältnisse durch ihre androzentristische Prägung zu reproduzieren und zu stabilisieren (vgl. Bethmann 2019; Miners et al. 2012). Im deutschsprachigen Raum entfachten vor allem die Beiträge von Maria Mies (1979) zu den feministischen Postulaten eine grundsätzliche Diskussion über die methodische Ausrichtung der Frauenforschung (vgl. dazu den Sammelband ‚Methoden in der Frauenforschung' 1984). Dabei rückte nicht nur das methodische Vorgehen in den Fokus, sondern auch die zugrundeliegende Methodologie. Einige Forscher_innen schlossen daraus, dass qualitative Methoden der geeignetere Zugang für die Frauenforschung seien, um den epistemologischen und methodologischen Ansprüchen gerecht zu werden (vgl. Althoff et al. 2017). Andere Wissenschaftler_innen entgegneten jedoch, dass es keine spezifische Methode für die Frauenforschung gibt und vielmehr das Erkenntnisinteresse die Methode bestimmt (für einen Überblick Bethmann 2019). Bis heute hält die Auseinandersetzung um den angemessenen methodisch-methodologischen Umgang hinsichtlich Geschlecht auch innerhalb der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung an, wie aktuelle Veröffentlichungen zeigen, die sich mit Methoden und Methodologien erziehungswissenschaftlicher Geschlechterforschung auseinandersetzen (vgl. Kubandt/Schütz 2020; Rose/Schimpf 2020).

Der zweite Strang der Kritik bezieht sich konkret auf methodische Probleme bei der Operationalisierung von Geschlecht. Angestoßen durch das verstärkte Aufgreifen sozialkonstruktivistischer Perspektiven auf Geschlecht als Form sozialer Praxis, sah sich auch die (erziehungswissenschaftliche) Geschlechterforschung mit Vorwürfen der Reifikation konfrontiert. Wesentliche Kritik war und ist, dass durch das methodische Vorgehen heteronormative Vorstellungen von Geschlecht reproduziert werden (vgl. z.B. Degele/Schirmer 2004). Für die standardisierte Erhebung von Geschlecht durch lediglich ein

binär kodiertes Item bedeutet dies, dass Geschlecht verkürzt betrachtet wird, wenn beispielsweise *sex* und *gender* innerhalb von Befragungen nicht unterschieden werden (vgl. Döring 2013; Harnois 2013). Somit besteht die Gefahr, dass vermeintlich biologische Geschlechterstereotypen dadurch fortgeschrieben werden, dass die binär kodierte Variable *Geschlecht* als Erklärung für unterschiedliche Verhaltens- und Einstellungsmuster herangezogen wird. Zudem verweist Döring (2013) darauf, dass Geschlecht als nominalskalierte Variable in differenziell-kategorialen Designs, in Verbindung mit einer sozialkonstruktivistischen Rahmung von Geschlecht, den Kriterien für nominalskalierte Variablen nicht entspricht. Die alleinige Erhebung zweier Geschlechter als männlich oder weiblich erfüllt demnach nicht den Anspruch der Eindeutigkeit, Exklusivität und Exhaustivität. Es werden damit weder alle Ausprägungen des Merkmals Geschlecht erfasst (Exhaustivität), noch ist in Anschluss an eine (feministische) Theoriebildung eine eindeutige Zuordnung der geschlechtlichen Ebene möglich (Eindeutigkeit). Steht innerhalb der Befragung das (vermeintlich) biologische Geschlecht im Fokus oder sollen vielmehr die darauf bezogenen Eigenschaften, also eher das soziale Geschlecht, ins Blickfeld der Untersuchung gerückt werden? Zudem ist nicht für alle befragten Personen die klare Zuordnung in einer der beiden Kategorien möglich (Exklusivität).

Auf dieser Kritik aufbauend wurden die bisherigen quantitativen Herangehensweisen in Bezug auf Geschlecht reflektiert und alternative Zugänge entwickelt, die anschlussfähig an ein konstruktivistisches Verständnis von Geschlecht scheinen. Im Folgenden werden ausgewählte quantitative Erhebungsweisen vorgestellt, die eine Bandbreite quantitativer Erhebungsmöglichkeiten aufzeigen und somit unterschiedliche Zugänge zur Variable Geschlecht präsentieren.

3 Aktuelle Erhebungsalternativen in der quantitativ ausgerichteten erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung

Werden die unterschiedlichen quantitativen Erhebungsweisen von Geschlecht innerhalb der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung ins Zentrum der Betrachtung gerückt, fällt zunächst auf, dass trotz vorhandener Kritik die dichotom-kategoriale Erhebung von Geschlecht nicht an Belang verloren hat (vgl. z.B. Hülshoffl 2020; Mayer et al. 2013; Koch-Breve et al. 2009). Zwar stellt die binäre Erhebung von Geschlecht in standardisierten Designs keine Erhebungsalternative dar, jedoch wurde die Bedeutsamkeit eines solchen Vorgehens auch für die (feministische) Geschlechterforschung betont. Hervorgehoben wurde beispielsweise, dass sie einen wichtigen Beitrag zur Geschlech-

tergerechtigkeit leiste, indem sie auf strukturelle Ungleichbehandlungen der Geschlechter verweist (vgl. Miners et al. 2012). Für das Arbeitsfeld der Pädagogik oder Sozialen Arbeit konnte beispielsweise schon frühzeitig herausgestellt werden, dass es sich hierbei um Frauenberufe unter männlicher Leitung handelt (vgl. Ehlert 2013). Im Verhältnis zum Gesamtanteil beschäftigter Männer in diesem Berufsfeld sind sie statistisch betrachtet überproportional häufig in Führungspositionen vertreten. Zudem zeigt sich für pädagogische Berufe, dass ein höherer Anteil von Frauen mit einer geringeren Anerkennung dieser Berufsgruppe einhergeht (vgl. Schütz 2018). Geschlecht wirkt hier strukturbildend, indem Tätigkeitsfelder (horizontale Segregation), aber auch Hierarchieebenen (vertikale Segregation) nach Geschlecht geordnet werden. Dichotomkategoriale Erhebungsweisen von Geschlecht innerhalb der quantitativen Geschlechterforschung erhalten somit ihre Relevanz, da sie Geschlecht im Sinne einer *Strukturkategorie* ins Zentrum der Betrachtung rücken und somit auf Geschlecht als gesellschaftlichen Platzanweiser verweisen (vgl. Aulenbacher 2008).

Von diesem Vorgehen grenzen sich andere Operationalisierungen von Geschlecht ab, die Geschlecht als *Identitätskategorie* verstehen. Geschlecht wird hier stärker im Sinne des *doing gender* verstanden und es wird danach gefragt, wie Geschlecht gelebt wird und wie geschlechtliche Kategorien mit Inhalt gefüllt werden. In der von LesMigras in Auftrag gegebenen Studie zum Diskriminierungserleben von homo- oder bisexuellen Frauen und Trans*Menschen wurde die Erhebung von Geschlecht nach Genderidentität und Genderexpression aufgeschlüsselt. Unter Genderidentität konnte beispielsweise aus geschlechtlichen Kategorien wie „Frau", „Mann", „Transgender" oder „Polygender" ausgewählt werden, während unter Genderexpression zwischen „weiblich", „männlich", „sowohl weiblich als auch männlich" oder „weder weiblich noch männlich" gewählt werden konnte. Zudem waren Mehrfachnennungen möglich und es wurde ein offenes Antwortfeld gegeben. Für diese Erhebung von Geschlecht bzw. geschlechtlicher Positionierung wurde sich entschieden, um „die Möglichkeit des Auseinanderklaffens von Identität und Ausdruck beschreiben zu können" (LesMigras 2012: 67). Die Ergebnisse der Studie zeigen, dass zwar ein Großteil der befragten Personen als Geschlechtsidentität „Frau" angibt (83,9 %), sich aber hinsichtlich der Genderexpression nur rund 59 % als weiblich verstehen (vgl. ebd.). Ein solches Vorgehen erweist sich also als vorteilhaft, um den Proband_innen die Möglichkeit eines abweichenden Geschlechtsausdrucks im Sinne des *doing gender* anzugeben. Kritisch ist an diesem Vorgehen jedoch anzumerken, dass die geschlechtlichen Kategorien wie „männlich" oder „weiblich" nicht mit Inhalt gefüllt sind und wahrscheinlich von den Forschenden diesbezüglich Zuschreibungen vorgenommen werden.

Die quantitative Erhebungsweise von Heß (2015) greift diese Problematik für ihre Untersuchung zur Wahrnehmung des Musikunterrichts aus Schüler_innenperspektive auf. Sie verwendet die Geschlechtstypizitätsskala +

(GTS+), bei der zur Ermittlung der geschlechtsspezifischen Positionierung 16 geschlechtsspezifische Eigenschaften verwendet werden. Hieraus können wiederum vier verschiedene Geschlechterrollentypen (maskulin, feminin, androgyn und undifferenziert) gebildet werden. Ähnlich wie bei der Erhebungsweise von LesMigras (2012) verweisen die Ergebnisse auf ein Auseinanderklaffen zwischen biologischem und sozialem bzw. psychologischem Geschlecht. Beispielsweise sind nur 37% der Jungen dem reinen maskulinen Typus zuzuordnen. Kritisch wurde jedoch gegenüber diesem Vorgehen hervorgehoben, dass die geschlechtsspezifischen Eigenschaften, die der Skala zugrunde liegen, einer historischen Prägung ausgeliefert sind und solche Erhebungsweisen daher nur für einen spezifischen historischen Kontext geeignet sind (vgl. Döring 2013; Krahé/Berger/Möller 2007). Damit verknüpft ist die Reproduktion spezifischer Weiblichkeits- und Männlichkeitsbilder, die zur Operationalisierung herangezogen werden (vgl. Krahé/Berger/Möller 2007).

Eine weitere quantitative Erhebungsalternative, die auf psychometrischen Skalen aufbaut, fokussiert spezifisch auf die Erfassung von Männlichkeit. Pangritz (2020) verwendet im Zuge dessen zwei unterschiedliche psychometrische Skalen, um den Einfluss von männlicher Identität und Männlichkeitsvorstellungen aufschlüsseln zu können. Mit Hilfe dieses Instruments wird versucht, Männlichkeit in Anschluss an Connells (2015) Ansatz der hegemonialen Männlichkeit messbar zu machen. Hierfür wird zunächst eine modifizierte Subskala der Collective Self-esteem Scale (CSE-Scale) verwendet (Luhtanen/Crocker 1992; modifiziert hinsichtlich Geschlecht von Schmader 2001), welche nach der Bedeutung der geschlechtlichen Identität fragt. Anschließend folgt die Skala zu hegemonialen Männlichkeitsvorstellungen, in der Zustimmung bzw. Ablehnung ausgedrückt werden können. Dabei greift die Skala zu Männlichkeit nicht auf spezifische, vermeintlich männliche Eigenschaften zurück, sondern versteht (hegemoniale) Männlichkeit als Produkt von Machtkonfigurationen, die sich in den einzelnen Items widerspiegeln (vgl. Pangritz 2020). Ähnlich wie bei der Studie von LesMigras soll so die Differenz zwischen geschlechtlicher Identität und geschlechtlichem Ausdruck dargestellt werden. Jedoch arbeitet die Erfassung von Männlichkeit nicht auf Grundlage von Zuschreibungen durch die Forschenden, sondern ist das Produkt der Erhebung. Es wird also nicht nur danach gefragt, ob *Männlichsein* eine Rolle spielt, sondern auch wie. Im Zusammenwirken der beiden Messinstrumente können differenzierte Zusammenhänge und Einflüsse von geschlechtlichen Normen und Identifikationen auf weitere Einstellungsmuster identifiziert werden (vgl. Pangritz 2019). Beispielsweise konnte die Untersuchung mit angehenden Professionellen aus dem Feld pädagogischer Berufe zum Verhältnis von Männlichkeitskonstruktionen, Punitivität und Feminisierung zeigen, dass die geschlechtliche Identifikation keine Zusammenhänge mit Punitivität und Feminisierung in der Mediationsanalyse aufweist. Jedoch zeigt sich ein totaler Mediationseffekt von Feminisierung zur Punitivität über hegemoniale Männlich-

keitsvorstellungen. Hegemoniale Männlichkeitsvorstellungen dienen somit als Scharnier zwischen der Abwertung von Feminisierung und punitiven Einstellungen (vgl. ebd.). Das Messinstrument weist jedoch insofern Begrenzungen auf, als es sich nur auf die Messbarkeit von hegemonialen Männlichkeitsvorstellungen fokussiert. Sekundäre Männlichkeiten, wie sie auch bei Connell (2015) formuliert werden, und alternative Männlichkeitsentwürfe, wie sie beispielsweise bei Elliot (2016) ausgeführt werden, finden in diesem Messinstrument bisher keine Beachtung. Ähnliche Problematiken finden wir auch bei der Skala zur geschlechtlichen Identifikation. Einer Abweichung von der binären Norm kann Ausdruck verliehen werden, jedoch bietet die Skala bisher keinen Raum für die Zustimmung zu alternativen Geschlechtsidentitäten. In Anbetracht der Einführung der dritten Geschlechtsoption sollte hier die Möglichkeit einer positiven Zuordnung gegenüber unterschiedlichen geschlechtlichen Identitäten ermöglicht werden, die nun unter divers vereint werden.

4 Fazit

Auf Grundlage der vorhandenen Kritik gegenüber quantitativen Methoden im Bereich der (erziehungswissenschaftlichen) Geschlechterforschung entwickelten sich neue Herangehensweisen, um Geschlecht in standardisierten Designs angemessen betrachten zu können. Dabei zeigt sich auch, dass die oftmals kritisierte binäre Erhebung von Geschlecht nicht an Bedeutung verloren hat, sondern auf die andauernde strukturierende Wirkung von Geschlecht als binärer Kategorie verweist. Wird Geschlecht als Strukturkategorie als theoretischer Ausgangspunkt für die Konstruktion eines standardisierten Instruments genutzt, scheinen kategoriale Ein-Item-Abfragen auszureichen, um eine ungleiche Verteilung von Ressourcen nach Geschlecht aufzeigen zu können. Um hier jedoch nicht in einer binären Zweigeschlechtlichkeit zu verharren und auch den Kriterien nominalskalierter Variablen gerecht zu werden, ist die Berücksichtigung und Abbildung der geschlechtlichen Vielfalt maßgeblich (vgl. auch dazu Döring 2013).

Davon grenzen sich quantitative Erhebungsweisen ab, die Geschlecht im Sinne einer Identitätskategorie begreifen und/oder Geschlecht mehr als Interaktionsprozess verstehen. Im Zuge dessen erweisen sich psychometrische Skalen zur Erfassung von Geschlecht als hilfreich, um differenzierte Aussagen über Zusammenhänge und Kausalitäten treffen zu können. Die vorgestellten quantitativen Erhebungsalternativen zeigen jedoch auch, dass trotz Rückgriff auf psychometrische Skalen und der Abbildung der geschlechtlichen Vielfalt Probleme der Reifikation erhalten bleiben können.

Insgesamt verweisen die unterschiedlichen quantitativen Erhebungsweisen darauf, dass vor Beginn des jeweiligen Forschungsprozesses die theoretische

Perspektive auf Geschlecht immer wieder neu entschieden werden muss. Steht Geschlecht im Sinne einer Struktur- oder Identitätskategorie im Mittelpunkt der Betrachtung? Und welche grundlegenden Annahmen werden hinsichtlich Geschlecht aufgestellt? Darauf aufbauend erweisen sich unterschiedliche quantitative Erhebungsweisen als geeignet und angemessen. Durch den bewussten Umgang mit der Variable Geschlecht in standardisierten Designs können somit quantitative Methoden ihre Relevanz im Bereich der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung erhalten.

Literatur

Althoff, Martina/Apel, Martina/Bereswill, Mechthild/Gruhlich, Julia/Riegraf, Birgit (2017): Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen (2., erweiterte und aktualisierte Auflage). Wiesbaden: Springer VS.

Aulenbacher, Brigitte (2008): Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis. In: Wilz, Sylvia Marlene (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 139–166.

Bethmann, Stephanie (2019): Feministische Methodologien: Erkenntnistheorie und Methoden in der Geschlechterforschung. In: Kortendieck, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hrsg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung (Reihe Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 65). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 489–498.

BMI (2018): Pressemitteilung: Zusätzliche Geschlechtsbezeichnung „divers“ für Intersexuelle eingeführt. Online abgerufen am 21. Oktober 2019 unter: https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/pressemitteilungen/DE/2018/12/drittes-geschlecht.html.

Connell, Raewyn (2015): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit (4. Auflage). Wiesbaden: Springer VS.

Degele, Nina/Schirmer, Dominique (2004): Selbstverständlich heteronormativ: Zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung. In: Buchen, Sylvia/Helfferich, Cornelia/Maier, Maja S. (Hrsg.): Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 107–122.

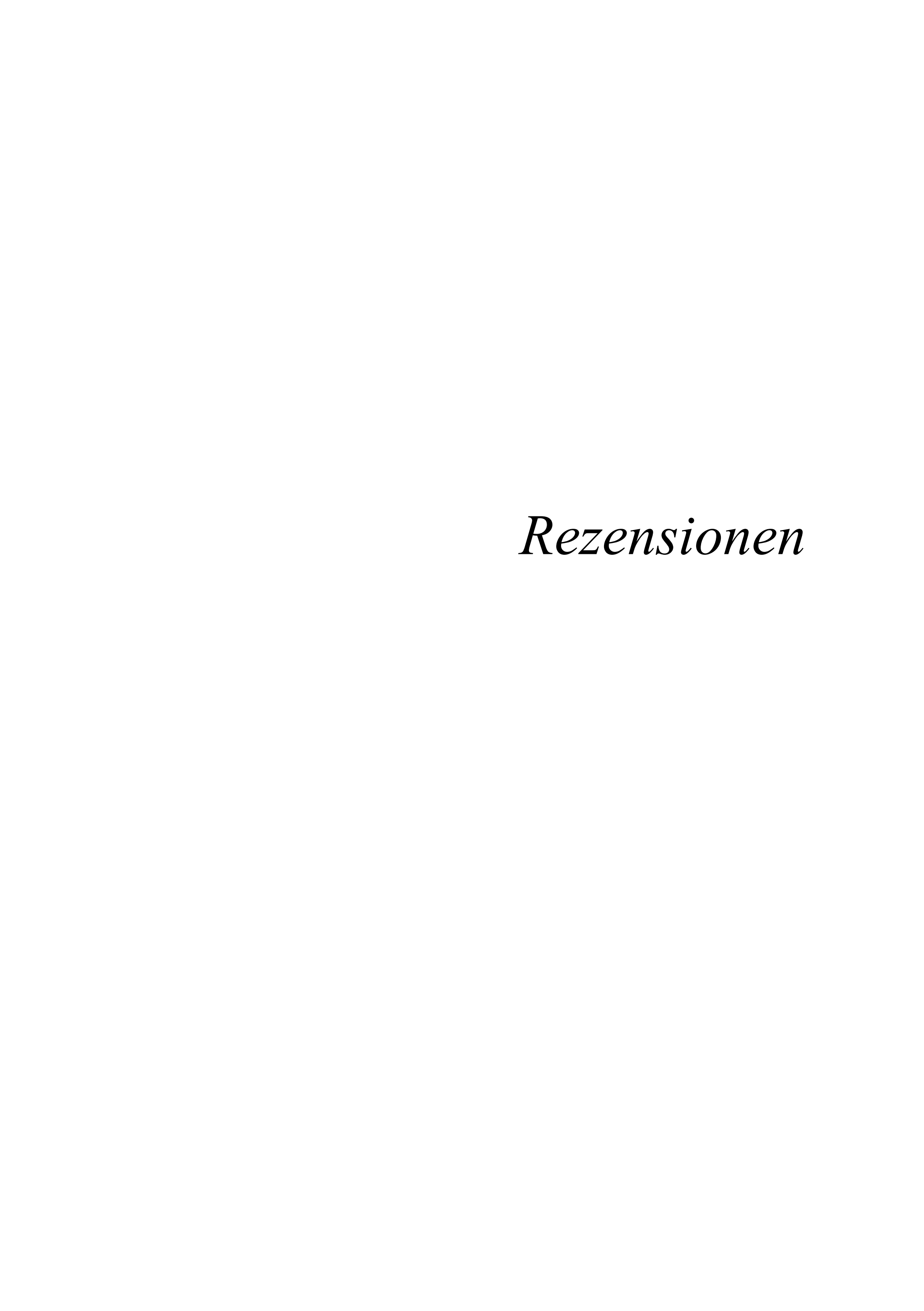
Döring, Nicola (2013): Zur Operationalisierung von Geschlecht im Fragebogen: Probleme und Lösungsansätze aus Sicht von Mess-, Umfrage-, Gender- und Queer-Theorie. In: Gender 5, 2, S. 94–113.

Ehlert, Gudrun (2013): Profession und Geschlecht. Hierarchien und Differenz in der Sozialen Arbeit. In: Sabla, Kim-Patrick/Plößer, Melanie: Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen. Opladen: Barbara Budrich.

Elliot, Karla (2016): Caring Masculinities: Theorizing an emerging Concept. In: Men and Masculinities 19, 3, S. 240–259.

Harnois, Catherine E. (2013): Feminist Measures in Survey Research. Los Angeles et al.: SAGE Publications.
Heß, Frauke (2015): Das ist doch nichts für echte Kerle! Zum Zusammenhang zwischen Geschlechtsrollen-Selbstbild und Einstellungen zum Musikunterricht. In: Wedl, Juliette/Bartsch, Annette (Hrsg.): Teaching Gender? Bielefeld: transcript, S. 313–336.
Hülshoff, Andreas (2020): Quantitativ-differenzielle Perspektiven auf Geschlecht und schulisches Wohlbefinden. Ein Überblick über theoretisch-methodologische Prämissen und jüngere empirische Befunde. In: Kubandt, Melanie/Schütz, Julia (Hrsg.): Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Barbara Budrich, S. 66–83.
Koch-Priewe, Barbara/Niederbacher, Arne/Textor, Annette/Zimmermann, Peter (2009): Jungen – Sorgenkinder oder Sieger? Ergebnisse einer quantitativen Studie und ihre pädagogischen Implikationen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Krahé, Barbara/Berger, Anja/Möller, Ingrid (2007): Entwicklung und Validierung eines Inventars zur Erfassung des Geschlechtsrollen-Selbstkonzepts im Jugendalter. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie 38, 3, S. 195–208.
Kubandt, Melanie/Schütz, Julia (Hrsg.) (2020): Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Barbara Budrich.
LesMigras (2012): „… nicht so greifbar und doch real“: Eine quantitative und qualitative Studie zu Gewalt- und (Mehrfach-)Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, bisexuellen Frauen und Trans* in Deutschland. Berlin: Selbstverlag.
Luhtanen, Riia/Crocker, Jennifer (1992): A Collective Self-Esteem Scale: Self-Evaluation of One’s Social Identity. In: Personality and Social Psychology Bulletin 18, 3, S. 302–318.
Mayer, Daniela/Beckh, Kathrin/Berkic, Julia/Becker-Stoll, Fabienne (2013): Erzieherin-Kind-Beziehung und kindliche Entwicklung. Der Einfluss von Geschlecht und Migrationshintergrund. In: Zeitschrift für Pädagogik 59, 6, S. 803–816.
Mecheril, Paul/Plößer, Melanie (2009): Differenz. In: Andresen, Sabine/Casale, Rita/Gabriel, Thomas/Horlacher, Rebekka/Larcher Klee, Sabina/Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Handwörterbuch Erziehungswissenschaft. Weinheim: Beltz, S. 194–208.
Mies, Maria (1979): Towards a Methodology of Women’s Studies. ISS occasional papers, No. 77. The Hague: Institute of Social Studies.
Miners, Kathi N./Epstein Jayaratne, Tobi/Pesonen, Amanda/Zurbrügg, Lauren (2012): Using Survey Research as a Quantitative Method for Feminist Social Change. In: Hesse-Biber, Sharlene N. (Hrsg.): The Handbook of Feminist Research. Theory and Praxis (2nd Edition). Los Angeles et al.: SAGE Publications. S. 199–222.
Schmader, Toni (2001): Gender Identification Moderates Stereotype Threat Effect on Women’s Math Performance. In: Journal of Experimental Social Psychologie 38, 2, S. 194–201.
Pangritz, Johanna (2020): Feministische quantitative Methoden in der Erziehungswissenschaft am Beispiel einer Studie zu Männlichkeit. In: Kubandt, Melanie/Schütz, Julia (Hrsg.): Methoden und Methodologien in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen: Barbara Budrich.
Pangritz, Johanna (2019): Fürsorgend und doch hegemonial? Zum Verhältnis von Männlichkeit, Feminisierung und Punitivität in pädagogischen Kontexten. In: Gender 11, 3, S. 132–149.

Rose, Lotte/Schimpf, Elke (2020): Sozialarbeitswissenschaftliche Geschlechterforschung. Methodologische Fragen, Forschungsfelder und empirische Erträge. Opladen: Barbara Budrich.
Schütz, Julia (2018): Pädagogische Berufsarbeit und soziale Anerkennung. Ergebnisse komparativer Berufsgruppenforschung. Weinheim: Beltz.
Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (1984): Methoden in der Frauenforschung. Symposium an der Freien Universität Berlin vom 30.11.–02.12.1983. Frankfurt am Main: Fischer.



Rezensionen

Forster, Edgar/Kuster, Friederike/Rendtorff, Barbara/Speck, Sarah (2020): **Geschlecht-er denken. Theoretische Erkundungen.** Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich. ISBN: 978-3-8474-2296-9.

Bettina Kleiner

„Lust auf Geschlechtertheorie" lautete der Titel der Tagung, auf die der Band *Geschlecht-er denken* zurückgeht. Er versammelt vier Essays und richtet sich an Studierende, Wissenschaftler*innen, Feminist*innen und allies (Forster et al. 2020: 13). Mit verschiedenen theoretischen und disziplinären Zugängen widmen sich die Autor*innen Fragen des Geschlechts und der Beharrung, Veränderung und Transformation der Geschlechterordnung.

Fundiert werden die Beiträge durch den Essay „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten *oder* Wir können das, was wir unterschätzen, nicht wirksam zerlegen" von Friederike Kuster. Den Ausgangspunkt bildet die Kritik an einer Geschichtsvergessenheit der „Genderforschung": Die Genderforschung habe die historische Perspektive verloren, präsentiere sich im präsentischen Modus und widme sich vorrangig einer Geschlechterrealität, in der jeder und jede insofern in seinem selbstadskribierten Geschlecht gleich sei, als dieses bloß ein Resultat vielgestaltiger sozialer Praxen darstelle (vgl. 15). Kuster greift dagegen Freuds Motto in Form einer historisierenden Perspektive auf und erklärt Gestalt und Funktion der herrschaftsförmigen Geschlechterordnung mithilfe einer Untersuchung des Gesellschaftsvertrags und des ihn flankierenden Geschlechter- bzw. Ehevertrags; letzterer habe den vollständigen Verzicht auf bürgerliche Rechte seitens der Frauen festgeschrieben (vgl. 20). Eine entscheidende Verschiebung liege deshalb in einem neuen *Gesellschaftsvertrag*, in dem Frauen gleichberechtigte Vertragspartner*innen sein müssten. Im Feld von Care macht Kuster aktuelle *Veränderungen* fest, denn die Neuorganisation häuslicher Dienste als marktförmige Dienstleistungen beinhalte ein Ende der persönlichen Dienstbarkeit der Frauen „aus Liebe"; jedoch werde Care damit bloß entlang sozialer Ungleichheitslagen *verschoben und delegiert* (vgl. 34). *Transformationen* der Geschlechterordnung zeigten sich hingegen an der (Neu-)Ordnung der Verwandtschaft durch Reproduktionstechnologien. Diese hätten ermöglicht, dass sich Sexualität vom Ehe-, Familien- und Fortpflanzungsprimat unabhängig macht, Geschlechtergrenzen fließend würden und Vater- und Mutterschaft sich diversifizierten (vgl. 38). Die neuen Verwandtschaftspraxen motivierten zu einer Abkehr von psychoanalytischen Theorien, die mit Vater und Mutter als struktural-symbolischen Positionen arbeiten, weil sie die Funktion des Dritten als Garant für Prozesse innerer Differenzierung konstitutiv an eine entsprechende äußere Konstellation knüpfen (vgl. 43).

Sarah Specks Beitrag „Paradoxe Modernisierung – Warum Gleichheit zu Ungleichheit wird" untersucht auf der Grundlage von zwei empirischen Studien das Spannungsverhältnis, das in der Persistenz von Geschlechterarrangements in alltäglichen Handlungszusammenhängen bei gleichzeitiger Betonung von Gleichberechtigung liegt. Nicht *trotz* Gleichberechtigung(svorstellungen) existierten Ungleichheitsmuster in Geschlechterarrangements heterosexueller Paare und ihrer Kinder, sondern es sei die normative Orientierung an Gleichheit selbst, die eine fortbestehende Ungleichheit zwischen den Geschlechtern begründe (vgl. 57). Anhand von zwei Studien werden „normative Paradoxien im Gegenwartskapitalismus" (59) aufgezeigt. Spezifische Ausdeutungen von Gleichheit und Gleichberechtigung verhinderten gerade die Reflexion von vergeschlechtlichten Ungleichheiten und Differenzierungen und trügen folglich zu einer Stabilisierung von hierarchischen Geschlechterverhältnissen bei (vgl. 78f.). Die Wirkung der auf Gleichberechtigung zielenden Absicht verkehre sich so in ihr Gegenteil (vgl. 59).

Edgar Forsters Beitrag „Männlichkeit und soziale Reproduktion. Zur Geschichtlichkeit der *Critical Studies on Men and Masculinities*" knüpft an der Rolle von Männerrechtsbewegungen in antifeministischen Kämpfen an. In US-amerikanischen Online-Foren begriffen Männergruppen ihre *weiße* männliche Identität als politische Strategie (vgl. 95). Forsters zentrale These ist, dass eine Untersuchung aktueller „Geschlechterkämpfe in politischen Kategorien aufschlussreicher ist als Interpretationen von männlicher Identität und Krise" (103). Angeregt durch die „Poetik des Wissens" von Jacques Rancière skizziert er ein Forschungsprogramm, das auf Geschlecht als zentrale Kategorie fokussiert, weil es ermögliche, verdeckte Prozesse der Organisation, Produktion und Reproduktion sowie Segregationsmechanismen zu analysieren (vgl. 119). Der an Rancière orientierte „dreifache Vertrag" (114) der Kritischen Männlichkeitsforschung umfasse erstens den wissenschaftlichen Vertrag, der das Zusammenwirken von Begehrensstrukturen mit ökonomischer, sozialer und kultureller Reproduktion im Mittelpunkt der Forschung sieht; zweitens den politischen Vertrag, der den Alltag selbst und seine (Re-)Organisation zum Gegenstand macht; drittens den narrativen Vertrag, der Rhythmen der Wiederholung, Beharrungskräfte und Bedingungen für die Wiederkehr des Gleichen fokussiert (vgl. 127f.). Als theoretische Rahmung werden eine Relektüre von Connells Männlichkeitskonzept und Silvia Federicis Begriff des Haushalts vorgeschlagen (vgl. 128). Der Haushalt als gesellschaftliche Organisationsform habe das Potenzial, die Institutionalisierung einer geschlechtlichen Praxis zu beschreiben und die Utopie einer anderen Vergesellschaftung zu bewahren. Der Fokus auf geschlechtliche Reproduktion verstelle hingegen den Blick auf die Vielzahl und Variation von Beziehungsformen (vgl. 137).

Barbara Rendtorffs Text „Wo hat Geschlecht seinen Ort? Im Kopf? Im Leib? Oder stößt es uns von außen zu?" stellt grundlegende Fragen zur Verfasstheit von Geschlecht. Psychoanalytische Ansätze vermögen nach Rend-

torff Widersprüche und Ambivalenzen des Sexuellen besonders gut zu beschreiben (vgl. 151). Eine historische Annäherung an den Leib am Beispiel antiker und mittelalterlicher Erklärungen von Geschlecht zeigt zuerst, dass Geschlechterdifferenz lange nicht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand. Der Begriff der sexuellen Differenz und ihrer Verankerung im Körper sei als Folge des veränderten Nachdenkens über Männlichkeit und Weiblichkeit und nicht zuletzt feministischer Einsprüche gegen patriarchale Strukturen entstanden (vgl. 157). Auf der *leiblichen* Ebene dokumentiere Geschlecht die Unüberwindbarkeit der Andersheit der anderen und zugleich die Angewiesenheit auf sie. Geschlecht, so Rendtorff, *ist* selbst Differenz (vgl. 160). Rendtorff entwirft das Verhältnis zwischen Kopf, Sprache und Leib als oszillierendes: Weil Sprache die Bildung von Vorstellungen ermöglicht, erhalte der leibliche Körper zwar seine Bedeutung durch Sprache, diese wiederum bilde aber eine Antwort auf leibliche Verfasstheit und ihre Interpretationen (vgl. 163). Geschlechterdifferenz ergebe sich aus einer strukturalen Lektüre des ödipalen Dreiecks und beschreibe die Gleichzeitigkeit der Zusammengehörigkeit und Verschiedenheit der beiden Positionen Vater und Mutter (178ff.). Die falsche Erzeugung von männlich und weiblich als konkreter und nicht abstrakter Gegensatz wiederum ziele darauf, Vereinfachungen vorzunehmen, Abgrenzungen zu errichten und Komplexitätsreduktion im Dienste hierarchisierbarer Machtverhältnisse vorzunehmen (vgl. 184).

Ein großer Gewinn der Lektüre der hier versammelten Essays liegt darin, dass sie Systematiken und Programmatiken für eine gesellschaftskritische Geschlechterforschung entwickeln. Mit der Konzentration auf *Reproduktion* und auf psychoanalytische und kritisch theoretische Ansätze stellt der Band an vielen Punkten einen Einspruch gegen aktuelle (diskurstheoretisch, de- und sozialkonstruktivistisch informierte) Debatten innerhalb der Gender und Queer Studies dar. Diese waren in den 1990er Jahren angetreten, um die Ausblendung von (Hetero-)Sexualität als gesellschaftliche Institution in der Sozialtheorie (vgl. Warner 1991) und die Heteronormativität der feministischen Theorie aufzudecken (vgl. Butler 2009, 330), aber auch, um eine neue theoretische Sprache zu finden, die Machteffekte von Geschlechter- und Sexualitätsnormen angemessen zu beschreiben vermag (vgl. Laufenberg 2020, 188).

Manche Einsprüche der Autor*innen sind fruchtbar für aktuelle Weiterentwicklungen der Gender und Queer Studies (und manche sind bereits aufgenommen worden, was ihre Relevanz bestätigt, gleichzeitig aber pauschalisierende Formen der Kritik als unzutreffend ausweist). So ist der Einwand, dass Fragen nach sozialen Normen und Identitäten Ungleichheits- und Segregationsmechanismen verdecken können (Forster), zentral. Allerdings hängt die Bewertung dieses Einwands von konkreten Gegenstandsbereichen (und den damit verknüpften Menschen und Lebenslagen) und von zugrundeliegenden Gesellschaftstheorien und deren Materialismusverständnis ab. Eine queertheoretisch informierte Gesellschaftskritik muss nach Mike Laufenberg zum einen

auf einer veränderten Konzeption des Verhältnisses von Privatheit/Öffentlichkeit aufbauen, die die (*Halb-)Öffentlichkeit* von queerer Kultur und Sexualitäten berücksichtigen kann; zum anderen müssten die heteronormativen, rassifizierten und klassistischen Implikationen der bürgerlichen Gesellschaft und Geschlechterordnung (vgl. Laufenberg 2020: 188ff.) infrage gestellt werden.

Wenn man umgekehrt diese Perspektive auf die vier Beiträge einnimmt, wäre zu prüfen, ob mit dem vorgeschlagenen Instrumentarium auch „die ungleichen materiellen Voraussetzungen, über die Institutionen sozialer (Re-) Produktion mit Heterokultur gepaart werden" (ebd. 190) kritisiert werden können und ob die vorfindlichen Begriffe und Erklärungsmodelle verschiedene Existenzweisen angemessen zu beschreiben vermögen. So nimmt die Untersuchung von Kuster „diversifizierte Verwandtschaftsformen" in den Blick, allerdings verweist die Sprache stellenweise auf heteronormative Voranahmen. Die Fokussierung auf Reproduktionstechnologien reifiziert zumindest stellenweise die „heteronormative Identifizierung von Familie mit genetischer Abstammung" (ebd. 191). Anschlussfähig für feministische *und* queertheoretische Fragestellungen ist die von Edgar Forster vorgeschlagene Analyseperspektive auf den Haushalt als Beziehungsnetz sowie die damit verknüpfte dekoloniale Utopie des *buen vivir*, weil sich damit ein weites und globales Reproduktionsverständnis verbindet, mit dem sich „kollektive Lebensweisen, die ‚humans und non-humans" (138) umfassen, untersuchen ließen. Auch Barbara Rendtorffs Theoretisierung von Geschlecht und Sexualität weist viele Anknüpfungspunkte für beide Ansätze auf, weil Sexualität als offen und veränderlich konzipiert ist und der Festlegung auf ein spezifisches geschlechtliches Gegenüber widerspricht. Gleichzeitig ermöglicht sie, Normierungen und Hierarchisierungen sowie subjektive Ausgestaltungen von Sexualität und Geschlechtlichkeit zu betrachten. Die Bedeutung der Psychoanalyse bleibt in einer queertheoretischen Perspektive aufgrund der ihr wiederholt attestierten Heteronormativität und Homophobie (vgl. Eribon 2017) zugleich ein strittiger Punkt.

Bezieht man die zentralen Aussagen der Beiträge aufeinander, eröffnen sie ein eigenwilliges Gespräch untereinander: Liest man etwa Kusters und Specks Untersuchungen durch die „Brille" von Forster, der empfiehlt, den Fokus nicht allein auf *geschlechtliche Reproduktion* zu richten, stellt sich die Frage nach Leerstellen, etwa in Bezug auf die untersuchten Beziehungsformen und/oder die Rassifizierung und den Klassismus des Gesellschaftsvertrags. Wiederum findet sich in Kusters Beitrag auch eine mögliche Kritik an Rendtorffs Vorschlag, Geschlechterdifferenz und Verwandtschaft mithilfe einer Relektüre des ödipalen Dreiecks zu fassen, denn nach Kuster eignen sich *solche* psychoanalytischen Modelle nicht mehr, um neuartige Verwandtschaftspraxen zu beschreiben.

Genau dieser Widerstreit, die Differenz, die sich in dem Band angelegt findet, macht auch seinen Reiz aus: In der Tat macht er „Lust auf Theorie" und Theoriebildung, auf kontroversen Dialog und Streit und auf das Reflektieren

eigener Begrenzungen, denn keine Theorie kann alles erklären. Gleichzeitig stellt gerade der hier vorfindliche Fokus auf Reproduktion eine sehr gute Anknüpfungsmöglichkeit für erziehungswissenschaftliche Fragestellungen dar, wenn diese auf eine Reproduktion (und Transformation) von Gesellschaft zielen.

Literatur

Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen. Frankfurt a.M: Suhrkamp.
Eribon, Didier (2017): Der Psychoanalyse entkommen. Wien/Berlin: Verlag Turia + Kant.
Laufenberg, Mike (2020): Was ist queer? In: Rendtorff, Barbara/Mahs, Claudia/Warmuth, Anne-Dorothee (Hrsg.): Geschlechterverwirrungen. Was wir wissen, was wir glauben und was nicht stimmt. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 187–194.
Warner, Michael (1991): Fear of a Queer Planet. Queer Politics and Social Theory. In: Social Text 29, S. 3–17.

Hartmann, Anna (2020): **Entsorgung der Sorge. Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus**
[Dissertation, Bergische Universität Wuppertal, Fakultät für Human- und Sozialwissenschaften, 2019] Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. ISBN: 978-3-89691-260-2.

Julia Ganterer

Die aktuelle Corona-Pandemie hat das ungelöste Problem der Sorge-Arbeit erneut ins Zentrum politischer, ökonomischer und sozialer Aufmerksamkeit gerückt. Im Wissen darum, dass sich feministische Bewegungen (z.B. das Netzwerk *Care Revolution*) bereits seit Jahrzehnten für veränderte Sorge- und Geschlechterverhältnisse einsetzen, stehen wir im heutigen neoliberalen-eurozentrischen Spätkapitalismus einer veränderten *Sorge* gegenüber, die nach Anna Hartmann vor allem durch die Ökonomisierung zu einer zunehmenden *Entsorgung der Sorge* führe.

Das zentrale Anliegen der Monographie „Entsorgung der Sorge. Geschlechterhierarchie im Spätkapitalismus" ist, den nach wie vor bestehenden prekären Status der Sorge und das damit verbundene toxische Geschlechterverhältnis aufzuzeigen. Sorge wird hier als öffentliche und/oder privatwirtschaftliche (Dienst-)Leistung verstanden, die einem steigenden sozialen und ökonomischen Veränderungsdruck unterliegt. Die Frage nach Wirtschaftlichkeit (z.B. Profit) rückt dabei in den Fokus der Sorge-Arbeit, während die individuellen Bedingungen (z.B. Zeit) und sozialen Beziehungen verschwinden. Dafür greift Hartmann die gegenwärtige Diskussion der sozio-ökonomischen Konstellation der Sorge-Verhältnisse auf und untersucht diese mittels zweier Perspektiven: einer feministisch-ökonomischen und einer psychoanalytisch-subjekttheoretischen. Diese beiden Analyseperspektiven betrachten vor*herr*schende geschlechtliche Strukturen, die die Sorge betreffen. Die Autor*in fordert eine stärkere strukturelle Verknüpfung von Sorge, Subjekt und Geschlecht, als sie in den bisherigen Sorge-Theorien geleistet wird. Ausgehend von den Debatten über Hausarbeit in den 1970er Jahren und den Care-Debatten ab den 2000er Jahren fragt sie deshalb nach „der Konstitution dieser Verbindung sowie nach den strukturellen Gründen für den damit verbundenen prekären gesellschaftlichen Status der Sorge" (S. 13). Die Autor*in weist im Zuge ihrer Qualifizierungsarbeit darauf hin, dass sich das Problem der Sorge und der damit verbundenen Geschlechterungleichheit nicht gelöst, sondern verschärft hat. Die Forschungsarbeit gibt Antworten auf Fragen, wieso bei allen sozioökonomischen Veränderungen Sorge-Arbeit weiterhin Frauen zugeschrieben

wird und warum sich die damit einhergehenden finanziellen, zeitlichen und psychischen Nachteile und Zwänge nicht ohne Weiteres verändern lassen.

Die Theoriearbeit ist in drei analytische Schritte unterteilt, die Sorge erstens im Feld der Ökonomie und zweitens im Hinblick auf die Subjektstrukturen untersuchen. In einem dritten Schritt werden beide Ebenen in ein Verhältnis gesetzt, um das Charakteristikum spätkapitalistischer Sorge- und Geschlechterverhältnisse in ihrer Struktur genauer zu bestimmen. Im ersten Kapitel setzt sich die Autor*in damit auseinander, wie bislang feministisch-ökonomische Ansätze das Verhältnis von Sorge und Arbeit *im Feld der Ökonomie* beschrieben haben. Konkret werden dabei aus unterschiedlichen Ansätzen zur Analyse von Geschlechterhierarchien die Struktur der Sorge sowie ihr Verhältnis zur kapitalistischen Ökonomie bestimmt. Ebenso wird im Zusammenhang mit Sorge auf zwischenmenschliche Beziehungsdimensionen Bezug genommen. Die Bezugnahme erfolgt anhand dreier Schlaglichter: Sorge als Arbeit, Sorge als Abspaltung und Sorge als Care. In allen drei Abschnitten steht die Frage nach der besonderen Struktur der Sorge im Zentrum. Dabei wird der Beziehungsaspekt als Kern der Sorge-Arbeit herausgestellt und es wird weiterführend der grundsätzlichen Frage der gegenseitigen Angewiesenheit der Subjekte nachgegangen, die immer auch in Sorge-Beziehungen aufgefangen wird. Anhand dreier ausgewählter feministisch-psychoanalytischer Ansätze – Nancy Chodorow (1978), Jessica Benjamin (1988) und Luce Irigaray (1977) – findet ein gelungener Perspektivenwechsel statt.

Durch die psychoanalytische Herangehensweise werden die intersubjektive, die geschlechtliche und die generationale Dimension im *Feld der Sorge* in den Vordergrund gestellt. Hierbei wird explizit nach den bestehenden asymmetrischen Sorge-Beziehungen zwischen den Geschlechtern gefragt. Eine Zusammenführung der zunächst getrennt voneinander behandelten Zusammenhänge von Ökonomie und Sorge sowie von Sorge und Subjekt erfolgt im dritten Kapitel über die *Sorge im Spätkapitalismus*. Neben den gesellschaftlichen Transformationsprozessen und deren Bedeutung für die Sorge-Verhältnisse fragt Hartmann ebenso nach deren Rückwirkungen, die mit den Verschiebungen in der Organisationsweise der Sorge-Tätigkeit einhergehen. In Verbindung damit wird zunächst der ökonomische *Wandel der kapitalistischen Ordnung* und anschließend der *Wandel der Subjektstruktur* herausgearbeitet. Mittels eines regulationstheoretisch gewählten Zugangs einerseits und eines psychoanalytisch-lacanianischen Zugangs andererseits werden der Wandel der Sorge-Verhältnisse und die damit verbundenen Geschlechterverhältnisse analysier- und sichtbar. Die gewonnenen Erkenntnisse über den Wandel der Sorge- und Geschlechterverhältnisse werden abschließend anhand der literarischen Erzählung von Elena Ferrantes „Neokapitalistische Sorge“ (2016) gebündelt präsentiert und so der Leser*innenschaft greifbar gemacht.

Im Rahmen dieser Promotionsarbeit bietet Anna Hartmann einen bemerkenswerten erweiterten Zugang des strukturellen Zusammenhangs von Sorge,

Ökonomie, Subjekt und Geschlecht für die spätkapitalistische Analyse der Sorge. Aufgrund der kurz und prägnant verfassten Übergänge in die jeweils weiterführenden Kapitel bleibt der rote Faden und der zentrale Sachverhalt – die *Entsorgung der Sorge* – sichtlich erkennbar. Der Fokus ist stets gegeben, sodass es der Leser*innenschaft möglich ist, dem Inhalt gut zu folgen und die Begründungszusammenhänge nachzuvollziehen. Ein sehr gut geschriebenes Buch, das zentrale Fragen und Problemen, die sich im Zusammenhang mit ökonomischen und geschlechtlichen Sorge-Verhältnissen stellen, detailliert darstellt. Wünschenswert wäre ein erweiterter Blick auf Geschlechtervielfalt sowie Intersektionalität gewesen. Als weiterführende Untersuchungen könnten die sozialen Ungleichheiten bis hin zum Brain-Drain bzw. *Care-Drain*, also der Abwerbung von Care-Fachkräften aus anderen Ländern, stärker aufgegriffen werden.

Eine empfehlenswerte Lektüre ist die Monographie vor allem für diejenigen, die sich für das Thema Sorge-Arbeit aus einer feministischen und psychoanalytischen Perspektive interessieren, wie auch für all jene Personen, die Sorge-Fragen als eine geschlechterhistorische, politisch-ökonomische und damit auch wissenschaftliche Thematik wahrnehmen, die alltagsrelevant ist.

Literatur

Benjamin, Jessica (1996 [1988]): Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und Macht. Frankfurt am Main: Stroemfeld.

Chodorow, Nancy (1990 [1978]): Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München: Frauenoffensive.

Ferrantes, Elena (2016): Meine geniale Freundin. Kindheit und frühe Jugend. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Irigaray, Luce (1979 [1977]): Das Geschlecht, das nicht eins ist. Berlin: Merve.

Jäckle, Monika/Eck, Sandra/Schnell, Meta/Schneider, Kyra (2016): **Doing Gender Discourse. Subjektivation von Mädchen und Jungen in der Schule.**
Wiesbaden: Springer VS. ISBN: 978-3-658-08511-7.

Thomas Viola Rieske

Monika Jäckle, Sandra Eck, Meta Schnell und Kyra Schneider widmen sich mit diskurstheoretischer Rahmung der gegenwärtigen Regulierung von Geschlecht bei Heranwachsenden im schulischen Kontext. Einleitend wird die Praxis von Schüler_innen als „doing gender discourse“ (S. 15) bezeichnet und der Anspruch formuliert, die „Gleichzeitigkeit von Unterwerfung und Werdung, von Regulierung und Widerspenstigkeit, von Normalisierung und Veränderung von Geschlecht“ (ebd.) anzuerkennen. Dies wird in den folgenden Kapiteln entfaltet: Schule wird als „Genderregime“ (S. 23) bezeichnet, das aus „Regulierungs- und Normalisierungsweisen des herrschenden Geschlechterdiskurses auf den unterschiedlichen Ebenen gesellschaftlich-institutionalisierten Lebens“ (S. 24) bestehe. Dieser Diskurs schaffe anerkennungsfähige Subjekte, zugleich aber auch Verletzbarkeiten und Gefährdungen im Falle einer Normverletzung, woraus sich Fragen danach ergeben, welche Geschlechtlichkeiten in Schule anerkennungsfähig seien und wie Schüler*innen mit der damit entstandenen Handlungsfähigkeit umgingen. Ziel einer daran anschließenden Forschung sei es, die Aufrechterhaltung und Umkämpftheit der „binären hierarchischen Ordnung der Geschlechter“ (S. 76) in schulischen Subjektivierungsprozessen zu untersuchen.

In der empirischen Erhebung wurden 242 Schüler_innen neunter und zehnter Klassen bayrischer Gymnasien im Alter von 14 bis 19 Jahren im Kontext des Unterrichtsbetriebs durch Lehrkräfte zur schriftlichen Bearbeitung von Arbeitsblättern aufgefordert. Diese enthielten vier Fragen in Bezug auf die Sichtweise der Schüler*innen auf sich selbst („Wie siehst Du Dich als Junge/Mädchen?“), auf ein idealisiertes Selbst („Wie möchtest Du gern als Mädchen/ Junge sein?), auf vermutete Normen Anderer („Was glaubst Du, denken Deine Klassenkamerad_innen darüber, was ein richtiger Junge, ein richtiges Mädchen ist?) und auf vermutete Sichtweisen von Pädagog*innen („Wie sehen Deine Lehrer_innen Dich und die anderen Mädchen/Jungen?“). Es wurden zwei unterschiedliche Versionen der Fragebögen für Jungen und Mädchen entwickelt mit der Begründung, dass „erst durch dieses bewusste Zitieren des herrschenden Geschlechterdiskurses gleichsam seine subjektivierenden Effekte wie auch die eigensinnigen Spielräume heraufbeschworen werden“ (S. 101). Zur Auswertung wurde im Sinne von Grounded Theory zunächst offen kodiert und dann ein strukturiertes Auswertungsraster entwickelt.

Im Ergebnisteil werden zunächst drei geschlechtsbezogene Normenbereiche diskutiert. Als *Geschlechtsidentitäts*normen werden die komplementär konzipierten Anforderungen „cool sein“ für Jungen und „nett sein“ für Mädchen beschrieben. *Körper*normen umfassen für Jungen v.a. körperliche Stärke und Sportlichkeit, für Mädchen Sexualisierung und eine Sichtbarkeit als schön. *Interaktions*normen beinhalten Extrovertiertheit und aktive Raumeinnahme für Jungen und Introvertiertheit sowie eine dekorative Raumfunktion für Mädchen. Sowohl für Mädchen als auch für Jungen sei die dominante Bezugsgröße „ein männliches Normenbündel in einer stark ausgeprägten heteronormativen Konnotation bei Mädchen und einer deutlichen gender-kompetitiven und selbstbezüglichen Konnotation bei Jungen“ (155). Die Zweigeschlechterordnung werde dadurch aufrechterhalten, dass Mädchen so wie Jungen sein *können* sollen, aber nicht so wie sie *sein* sollen. Als weiteres Element von Geschlechternormen sehen die Autorinnen die Erwartung eines Austarierens verschiedener, teils widersprüchlicher normativer Elemente (Mädchen: schlank, aber nicht zu dünn; Jungen: hart, aber auch einfühlsam). Auch Verletzungen sind im Material präsent, sie zeigen sich in Form von Grenzziehungen, Sanktionierungen, Stigmatisierungen, normativer Scham oder expliziter Gewalt.

Ein zweiter Ergebnisteil stellt die geschlechtsbezogenen Positionierungen der Jugendlichen dar. Es wird erstens eine *akzeptierende Positionierung* beschrieben, die keine prinzipiellen Konflikte mit wahrgenommenen Normativitäten und Wissensbeständen artikuliert und mit dem an sich und andere herangetragenen Anspruch einhergeht, einer idealisierten Männlichkeit bzw. Weiblichkeit zu entsprechen. Eine zweite Gruppe von Antworten – *verweigernde bzw. oppositionelle Positionierungen* – ist hingegen von Kritik und Ablehnung von Geschlecht als Identitätskategorie gekennzeichnet. Entsprechende Äußerungen in den Schüler*innenaussagen enthalten auch Kritiken an den geschlechtsbezogenen Fragen der Arbeitsblätter. Einige weitere Aussagen werden als *eigensinnig-subversive Positionierung* zusammengefasst, sie weisen jedoch keine inhaltlichen Gemeinsamkeiten auf, sondern stehen in je unterschiedlicher Weise quer zu den bisher berichteten Gruppen.

Im dritten Ergebnisteil werden Subjektivationskonflikte geschildert. Für Mädchen wird eine Spannung zwischen heteronormativer Weiblichkeit und einer Orientierung an Bildung, Beruf und Karriere beschrieben, bei Jungen eine Spannung zwischen einer erfolgreichen Männlichkeitsinszenierung und der Erfüllung von Disziplinierungs- und Bildungsanforderungen in der Schule andererseits. Für beide Konflikte beschreiben die Autor*innen je unterschiedliche Umgangsweisen, die entweder je einen der Anforderungsbereiche priorisieren oder beide miteinander vereinen. Damit wird jedoch auch fraglich, inwiefern die Diagnose solcher Spannungen überhaupt angemessen ist, wenn sie innerhalb der einzelnen Umgangsweisen als gelöst erscheinen. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass bei beiden Spannungen eine Umgangsweise fehlt, die beide Anforderungen ablehnt (also Distanz zu Weiblichkeits- und Individualitätsnor-

men bzw. Distanz zu Männlichkeits- und Bildungsanforderungen). Interessant wäre, ob diese bei einer Untersuchung etwa bei einer anderen Schulform auftauchen würde. Allerdings zweifeln die Autorinnen nach einem Pretest an einer Mittelschule an der Anwendbarkeit ihrer Methode außerhalb des gymnasialen Settings (S. 100).

Als weitere Thematik im dritten Ergebnisbereich werden Bezugnahmen der Antworten auf geschlechtsbezogene Benachteiligungen genannt. Im Fokus stehen dabei als ungerecht empfundene Disziplinierungen von Jungen und als bevorzugend erlebte Behandlungen von Mädchen – letzteres kritisieren Mädchen als Reduziert-Werden auf ihr Äußeres. Mädchen benannten zudem Sexualisierungen durch männliche Lehrkräfte. Insgesamt, so resümieren die Autorinnen, würden in solchen Aussagen von Mädchen wie auch Jungen also geschlechtsspezifische Fremdpositionierungen abgelehnt und als entmutigend kritisiert.

Im abschließenden Kapitel formulieren die Autorinnen eine Reihe möglicher Anschlussforschungsfragen, etwa danach, wer unter welchen Bedingungen Schule als Bildungsinstitution, Ausbildungsstätte oder Disziplinierungsort erlebe. Auch die Erforschung intersektionaler Aspekte sowie die Forschung zu Bedingungen einer Identifikation mit oder Kritik an Geschlechterpositionen werden als Desiderate genannt. Als methodologische Forschungsdesiderate sehen die Autorinnen diskursanalytische Ethnographien mitsamt einem Blick auf das Leibliche sowie die dispositivanalytische Bearbeitung narrativ-biographischen Materials.

Fazit

Die Veröffentlichung der Studie „Doing Gender Discourse“ hätte von einer Überarbeitung mit Blick auf Stil und Struktur deutlich profitiert; auch eine stärkere Bezugnahme auf Studien der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung wäre wünschenswert gewesen, um die Ergebnisse dieser Studie einzuordnen. Dennoch – sie formuliert wichtige Erkenntnisse zu gegenwärtiger vergeschlechtlichter Subjektivierung von Schüler*innen, die zu Zeitdiagnosen in der Geschlechterforschung passen und diese zugleich ergänzen. Auch methodisch ist die Studie innovativ, da mit Aussagen von einer Vielzahl von Schüler*innen rekonstruktiv gearbeitet wurde (wobei die zweigeschlechtliche Formatierung der Fragebögen sicherlich diskussionswürdig ist). Insgesamt sind die präsentierten Überlegungen es wert, im Diskurs der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung berücksichtigt zu werden.

Nef, Susanne (2020): **Ringen um Bedeutung.**
Die Deutung häuslicher Gewalt als sozialer Prozess.
Basel: Beltz Juventa. ISBN: 978-3-7799-6213-7.

Annalisa Mattei

Das Jahr 2020 steht im Zeichen einer globalen Pandemie. Staatlich erlassene Quarantänemaßnahmen zur Unterbrechung der Infektionsketten gehen mit einer Beschränkung des Zugangs zu öffentlichen Einrichtungen einher. Menschen in Paarbeziehungen, in anderen Wohngemeinschaften und Familien mit Kindern haben so weniger Möglichkeiten, Gewalt im privaten Raum auszuweichen. Häusliche Gewalt ist ein gesamtgesellschaftliches Problem und muss in ihren Ausprägungen anerkannt und als Normbruch justiziabel sein, um Betroffenen gerecht zu werden. Die angemessene Verfolgung von Straftaten im Kontext von häuslicher Gewalt stößt jedoch auf diverse Probleme und beginnt mit der inadäquaten Verbalisierung, Zuschreibung und Anerkennung der Gewalterfahrung Betroffener.

Die von Susanne Nef vorgelegte Dissertation mit dem Titel *Ringen um Bedeutung. Die Deutung häuslicher Gewalt als sozialer Prozess* ist nicht zuletzt vor diesem Hintergrund relevant. Angeleitet von der offenen Frage, wie Betroffene von häuslicher Gewalt in Paarbeziehungen die erfahrene Gewalt und ihre Gewaltbetroffenheit deuten, wurde eine qualitative Studie durchgeführt, deren empirische Befunde Selbsteinschätzungen in einem breiten Spektrum abbilden (S. 14). Ein genaues Abstecken des Forschungsfeldes und eine umfangreiche Darstellung des Forschungsstandes geben den Leser*innen eine hervorragende Übersicht zu Desideraten und führen sinnvoll zur formulierten Fragestellung.

Die Istanbul Konvention zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen ist 2018 in der Schweiz in Kraft getreten und damit rechtlich verbindlich. Das internationale Abkommen definiert in der Präambel häusliche Gewalt als geschlechtsspezifische Gewalt gegen Frauen, d.h. dass Frauen aufgrund ihres Geschlechtsmerkmals bzw. ihrer Nicht-Konformität als trans oder lesbische Frau in höherem Maße betroffen sind. Nef trägt dem Stellenwert der Analysekategorie *gender* Rechnung und betont die Bedeutung der Intersektionalität; so sind u.a. Frauen mit Migrationshintergrund aufgrund diverser Abhängigkeitsverhältnisse besonders vulnerabel (S. 49). Anknüpfend an die Istanbul Konvention haben Studien zu Gewalterfahrung und deren Deutung Gewaltausübung einer bestimmten (Geschlechts-)Gruppe zugeschrieben und damit ein asymmetrisches Verständnis perpetuiert, das eine differenzierte, vom Geschlecht losgelöste Erkenntnisgewinnung nicht erlaubt.

Angelehnt an Arbeiten von Bereswill[1] und Hagemann-White zur geschlechtersensiblen Forschung, bedient sich Nef eines innovativen Ansatzes und versucht sich von gängigen Geschlechtslogiken, wie sie in der Vergangenheit in erziehungswissenschaftlichen Studien zu häuslicher Gewalt zumeist verfolgt wurden, zu lösen und damit neue, anschlussfähige Erkenntnisse zu generieren. Dabei nimmt sie eine strukturtheoretisch-(macht)kritische Perspektive ein und hinterfragt so den vermeintlich essentialistischen Zusammenhang von Geschlecht und Gewalt. Mit diesem Schritt gelingt es der Autorin, Gewalterfahrungen in Paarbeziehungen nicht auf die binär- und heteronormative Kontrastfolie zu reduzieren. Sie vermeidet damit die Produktion immer gleicher Bilder vom männlichen, mit Handlungsgewalt ausgestatteten Täter und des weiblichen passiven Opfers und rückt stattdessen den produktiven, sozialkonstruktivistischen Verhandlungscharakter normativer Gewalt- und Opferbilder in den Fokus bzw. verwendet dies als Grundlage für alle weiteren Schlussfolgerungen (S. 48f.).

Der empirische Teil ist das Kernstück der Arbeit. Die theoretische und methodologische Verortung ist im sozialen Konstruktivismus und der Grounded Theory anzusiedeln und wird damit dem Anspruch gerecht, Rollenklischees und gesellschaftliches Alltagswissen machtkritisch und auf ihre Situierung hin zu dekonstruieren (S. 110f.; S. 125). Dem Forschungsdesign der Interviews, die Nef zur Deutung und Bedeutung von Gewaltbetroffenheit geführt hat, liegt die narrativ-biographische Methode zugrunde, welche die Rekonstruktion von Gewalterfahrungen auf ihre Prozesshaftigkeit mit Bezug zur Lebensgeschichte hin ermöglicht (S. 119). Eine tabellarische Übersicht der Samples gibt Aufschluss über Bildungsstand, Alter, Dauer der Beziehung, Kinder, Beziehungsstatus, die erlebte(n) Gewaltform(en), die institutionellen Kontakte wie Psychiatrie, Krankenhaus, Polizei, Frauenhaus, Opferberatung etc. und ob es zu einer Anzeige kam (S. 116f.). Weitere explorative Auszüge der Transkriptionen finden sich an angemessenen Stellen zur gezielten Analyse. Durch die subjektive Relevanzsetzung, die das Befragungsinstrument zulässt, wird deutlich, dass von Gewalt betroffene Menschen in Paarbeziehungen die erlebte Gewalt in der Regel nicht thematisieren und damit auch nicht anerkennen. Stattdessen sind Gewalterfahrungen aus Sicht der Betroffenen Bestandteil des Lebens, werden als *Unfälle* oder *unglückliche Umstände* wahrgenommen, für die niemand Verantwortung trägt, sodass erlittene Verletzungen normalisiert und legitimiert werden (S. 127). Narrationen der Betroffenen sind geprägt von internalisierter asymmetrischer Deutungsmacht. Das wird in einem Fall deutlich, in

1 Siehe dazu z.B. Bereswill, Mechthild: Geschlecht als Konfliktkategorie, in: Behnke, Cornelia/Lengersdorf, Diana/Scholz, Sylka (Hgg.): Wissen – Methode – Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen, Wiesbaden 2014, S. 189–199 und Hagemann-White, Carol: Grundbegriffe und Fragen der Ethik bei der Forschung über Gewalt im Geschlechterverhältnis, in: Helfferich, Cornelia/Kavemann, Barbara/Kindler, Heinz (Hgg.): Forschungsmanual Gewalt. Grundlagen der empirischen Erhebung von Gewalt in Paarbeziehungen und sexualisierter Gewalt, Wiesbaden 2016, S. 13–31.

dem die Betroffene sexualisierte Gewalt durch ihren Partner erfährt. Er nutzt ihre Handlungsohnmacht aus und das Bedrängen zum Sex mit der Begründung, dass sie so attraktiv sei, wird normalisiert, so dass es „(w)ie ein Teil einer Beziehung. Definition einer Beziehung sozusagen“ ist (S. 164). Während in diesem konkreten Fall der Partner die Partnerin als Objekt betrachtet, über das er verfügen kann, hat die Betroffene weiterhin die Vorstellung inkorporiert, dass die Grenzüberschreitung festgesetzten Normen des Beziehungsalltags entspreche und es damit legitim sei, Sex zu verlangen und darüber ihre eigene Selbstbestimmung zu vernachlässigen. Nef untersucht sodann, welches Wissen und welche Informationsmittel zur Produktion der Deutung von Gewalt führen, die schließlich das Erkennen der eigenen Position in von Gewalt geprägten Paarbeziehungen ermöglicht und damit die Voraussetzungen dafür schafft, das psychisch und physisch verletzende Verhalten zu delegitimieren (S. 189). Es wird deutlich, dass Betroffene eine Stigmatisierung oder Viktimisierung nach anekdotischen, teilweise medial aufgeladenen Bildern, die sich ebenfalls an inhärent misogynen Rollenklischees orientieren, scheuen und darum Gewalterfahrungen nicht offenlegen. Das Mitteilungsbedürfnis ist vorhanden, doch es spielt auch die Angst mit hinein, dass Dritte die Glaubwürdigkeit der von Gewalt betroffenen Person infrage stellen könnten, was nach Reemtsma als *dilemmatisches Opferinteresse* bezeichnet wird (S. 333). Der Weg der von Gewalt betroffenen Menschen ist lang und das Anerkennen und die Kontrollerlangung darüber, sich als legitimes, unverschuldetes Opfer in einer gewalttätigen Beziehung zu betrachten, steinig. Die Umdeutung des normativen Opferbildes bedeutet zuweilen auch einen Bruch mit dem Selbstbild, wie der Interviewlage zu entnehmen ist (S. 220; 227f.). Der Raum der Paarbeziehung ist für die Deutung und Versprachlichung von Gewalterfahrungen der wichtigste Referenzrahmen Betroffener, was hinderlich für die Denormalisierung des Erlebten ist (S. 330).

Als Resümee bleibt festzuhalten, dass Nef Normalitätskonstruktionen in Erzählungen Betroffener zu Gewalt in Paarbeziehungen im Rahmen von häuslicher Gewalt in ihrer diskursiven Hervorbringung berechtigterweise hinterfragt. Sprache schafft Realität. Im Fokus von Untersuchungen muss die Erfahrung der von Gewalt betroffenen Person stehen. Sowohl Wissenschaftler*innen als auch Fachkräfte sind dazu aufgefordert, sprachliche Hervorbringungen der Opfer zu dekonstruieren, indem sie sich der eigenen gender biased-Position bewusst sind. Im Wechselspiel von äußeren Zuschreibungen durch den gewalttätigen Partner, möglicher Dritter, aber auch diverser Hilfsangebote von Institutionen und der subjektiven Interpretation, erfahren Gewaltphänomene erst (Be-)Deutung. Zukünftige Studien dürfen sich an Nefs Arbeit orientieren und eine auf den Erfahrungsraum des Opfers zentrierte, subjekttheoretische Fokussierung vornehmen. Auf diese Weise sollten die Verschlüsselung von Gewalt und Geschlecht sowie die Konstruktion, die Bedeutung und Deutung von Gewalt in Paarbeziehung nicht länger unberücksichtigt bleiben.

Rendtorff, Barbara/Mahs, Claudia/Warmuth, Anne-Dorothee (Hrsg.) (2020): **Geschlechterverwirrungen. Was wir wissen, was wir glauben und was nicht stimmt.** Frankfurt am Main: Campus Verlag. ISBN: 978-3-593-51220-4.

Thomas Viola Rieske

Vor dem Hintergrund der Angriffe gegen die Gender Studies wie auch angesichts der diskursiven Vielfalt dieses Forschungsfeldes ist es erfreulich, dass in den knappen und allgemeinverständlichen – und kaum, wie der Titel vermuten lässt, verwirrenden – Beiträgen dieses Sammelbandes die Erkenntnisse und Thesen der Geschlechterforschung präsentiert werden. Die in die vier Themenbereiche „Geschlecht, Kultur, Religion", „Arrangements der Geschlechter", „Körper, Leib und Sexuelles" sowie „Gesellschaft und Politik" gruppierten Texte beziehen sich auf ein breites Spektrum der Einzeldisziplinen der Geschlechterforschung und sind entsprechend divers in ihrer Schwerpunktlegung und Form. Manche der Texte fassen eher knapp den Stand der Forschung zu einem bestimmten Thema zusammen, manche präsentieren und diskutieren theoretische Zugänge, andere stellen Perspektiven vor, die auch innerhalb ihres Forschungsfeldes neu sind. Abweichend von der Bandstruktur – und im Sinne einer knappen Vorstellung – werden die Beiträge im Folgenden hinsichtlich gemeinsamer und divergierender Theoriebezüge, Gegenwartsdiagnosen und politischer Programmatiken vorgestellt.

Theoriebezüge

Einige Autor*innen argumentieren im psychoanalytischen Sinne, so etwa *Barbara Rendtorff* mit ihrem Verständnis von Geschlechterkonstruktionen als Bewältigung der unverfügbaren, ungeordneten und beunruhigenden Dimensionen von Leiblichkeit und sexueller Differenz. Rendtorff schreibt dem Ungeordneten ein Emanzipationspotenzial zu, das auch *Charlotte Busch* annimmt, wenn sie kindliche Ansprüche auf eine ursprüngliche Bisexualität und polymorphe Sexualität als widerspenstige Kraft gegenüber Normen benennt. *Sebastian Winter* thematisiert hingegen eher die problematischen Folgen einer vergeschlechtlichten Psyche, wenn er die gewaltvolle Abwehr von als unmännlich markierter Bindung und Abhängigkeit als ein Motiv antifeministischer Männerbewegungen darlegt. *Ilka Quindeau* widmet sich wiederum dem

innerpsychoanalytischen Diskurs und argumentiert gegen ein dort vorherrschendes binäres und heteronormatives Verständnis der psychosexuellen Entwicklung und für eine materiale Verwendung des Begriffs der Geschlechtervielfalt, um Wechselbeziehungen zwischen der körperlichen, psychischen und sozialen Dimension von Geschlecht anzuerkennen.

Auch *Paula-Irene Villa* bringt für die Zusammenarbeit von Natur- und Sozialwissenschaften den Begriff der Materialität ins Spiel, der sich gegen Illusionen individueller Verfügbarkeit sperre. Für einen psychobiosozialen Ansatz der Geschlechterforschung plädiert *Kerstin Palm* in ihrer Diskussion der (Diskurse über die) Vergeschlechtlichung kognitiver Fähigkeiten. Dafür wäre das Konzept der Epigenetik als Erforschung u.a. von Umwelteinflüssen auf das menschliche Erbgut hilfreich, müsste jedoch *Sigrid Schmitz* zufolge entgegen Re-Biologisierungstendenzen durch eine Berücksichtigung gesellschaftlicher Strukturen kontextualisiert werden. Eine solche Berücksichtigung fordert auch *Mechthild Bereswill*, der zufolge Geschlechterkonstruktionen, die als Eigenschaften wahrgenommen werden (wie etwa gewaltbetonte Durchsetzungsfähigkeit), als Teil der Lebensbedingungen von Akteur*innen – in diesem Fall inhaftierter junger Männer – gesehen werden sollten.

Gegenwartsdiagnosen

Zentrales Thema der Gegenwartsdiagnosen ist die vergeschlechtlichte Arbeitsteilung, die etwa hinsichtlich der Folgen für Einkommen und Renten (*Anette Henninger*), der Interdependenz mit der Kategorie Alter (*Cornelia Helfferich*) und der damit zusammenhängenden Zeitkonzepte (*Anne Warmuth*) analysiert wird und aufgrund deren Persistenz *Friederike Kuster* die weitere Verwendung des Patriarchatsbegriffs für gerechtfertigt hält. Eine Legitimierung dieser Arbeitsteilung als überhistorisch geltend hinterfragt *Brigitte Röder* aus archäologischer Perspektive. *Sarah Speck* sieht eine aktuelle Legitimierung in Diskursen, die eine Gleichheit der Geschlechter als Faktum setzen, individuelle Selbstverwirklichung zur Norm erheben und Ungleichheitskritik erschweren. Als weitere Praktiken der Legitimierung von Geschlechterungleichheiten können mit *Ute Frevert* Beschämung und Autonomieideale (deren Interdependenz sie analysiert) und mit *Heidemarie Winkel* das Überschreiten der immanenten Lebenswelt in Richtung einer transzendentalen Ordnung gesehen werden.

Die rechtliche Rahmung von Reproduktion – genauer gesagt: Elternschaft – stellt *Laura Klein* mit besonderem Fokus auf gleichgeschlechtliche, Mehr-, trans* und inter* Elternschaft vor. Die ambivalenten Konsequenzen neuer Reproduktionstechnologien – einerseits Aufhebung heteronormativer Strukturen, andererseits Überführung neuer Aspekte von Generativität in Warenförmigkeit – bespricht *Friederike Kuster*. Auch in Bezug auf andere Bereiche werden

diese und andere Ambivalenzen diskutiert, so von *Gabriele Mentges* in Bezug auf die Geschichte der Mode oder von *Volkmar Sigusch* in Bezug auf Sexualitäten und Beziehungsformen.

Politik

Margret Karsch wirbt für den Feminismus als für alle hilfreiche Bewegung für mehr Gerechtigkeit und weniger Ungleichheit. *Beate Rösler* sieht liberale Gleichheit als wesentliches Element einer gerechten Gesellschaft und *Elisa Klapheck* plädiert mit Blick auf die jüdische Mystik dafür, die dort weiblich konnotierte Kraft im Sinne eines konfrontativen Eintretens für Gerechtigkeit zu stärken. *Helga Kuhlmanns* Argumentation gegen die Vermännlichung von Gott in christlichen Diskursen könnte als Umsetzung dessen und Annäherung an ein Ideal egalitärer Vielfalt gelesen werden.

Auch wenn die genannten Texte auch die Statusverbesserung von Sorgearbeit thematisieren – die Vorschläge von *Edgar Forster*, Reproduktion im Denken über Männlichkeit in den Mittelpunkt zu rücken und den Haushalt als Organisationsform zu diskutieren, und von *Catrin Dingler*, zur Aufhebung der Marginalisierung von Pflege- und Fürsorgearbeit eine relationale Subjektivität zu stärken, stehen dazu möglicherweise in einem Spannungsverhältnis. Sie thematisieren stärker die Problematik kapitalistischer Produktionsweisen und gehen über ein Anvisieren von Freiheit und Gleichheit hinaus. Angesichts der These in einem weiteren Text von *Barbara Rendtorff*, mit Blick auf die Geschichte von Frauenbewegungen deren Heterogenität als Kennzeichen ihrer Stärke zu sehen, wäre es jedoch wenig hilfreich, eine Auflösung derartiger Spannungen anzustreben. Interessant wäre dabei eine intensivere Analyse klassenbezogener Differenzen, wie sie im Beitrag von *Bettina Dennerlein* über eine ägyptische Gelehrte angedeutet werden, die als Bildungsaufsteigerin für die Unabhängigkeit von Frauen eintrat und Gräben innerhalb der Frauenbewegung kritisierte, die sie mit verschiedenen sozioökonomischen Positionierungen von Aktivistinnen in Zusammenhang sah.

Als Entgegnungen zu den von *Imke Schmincke* analysierten gegenwärtigen antifeministischen Diskursen können die Beiträge von *Meike S. Baader* – sie stellt Geschlechterforschung als eine von Kontroversen gekennzeichnete Disziplin vor, die wissenschaftlichen Regeln folgt – und *Damaris Nübling* – sie begründet Interventionen für eine geschlechtergerechte Sprache – gesehen werden. Queere Politik und Forschung stellt *Mike Laufenberg* als Kritik heteronormativer, rassistischer und kapitalistischer Regulierungen von Sexualität und Geschlecht vor und positioniert sich dabei lesenswert gegen die zuweilen in der Geschlechterforschung vorgenommene Gleichsetzung queerer mit neoliberaler Praxis.

Thomas Viola Rieske

Fazit

Die Texte dieses Bandes sind für eine Vielzahl an Leser*innengruppen interessant: Wissenschaftler*innen bieten sie Einführungen, die Lust auf mehr von den jeweiligen Autor*innen und ihrem Forschungsfeld machen. Lehrenden in Hochschule, Fortbildung und Schule bieten sie Material, das zu Bildungszwecken genutzt werden kann. Allen anderen werden Überlegungen präsentiert, die jenseits eines klischeehaften Diskurses über Gender Studies zum Nachdenken anregen. Abschließend ist das Feld Geschlecht damit nicht behandelt. Es gibt weitere Themen, die ebenso einer (breiteren) Diskussion würdig wären (z.B. Militär, Kinderbücher, Architektur, Beziehungsgestaltung, Migration, Gewalt). Auch manche Perspektive könnte noch (oder ausführlicher) diskutiert werden (z.B. Intersektionalität/Mehrfachzugehörigkeit, new Materialism, nichtbinäre Positionierungen). Eine Fortführung des Projekts wäre erfreulich, gerne mit einer größeren Vielfalt der Autor*innen hinsichtlich ihrer ethno-natio-kulturellen Zugehörigkeit.

Reuter, Julia/Gamper, Markus/Möller, Christina/Blome, Frerk (Hrsg.) (2020): **Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft. Autobiographische Notizen und soziobiographische Analysen.** Bielefeld: transcript Verlag. ISBN: 978-3-8376-4778-5.

Anne Schlüter

Das vorliegende Buch „Vom Arbeiterkind zur Professur" ist ein Sammelband von Aufsätzen, in dessen Mittelpunkt die autobiographischen Notizen von sieben Professorinnen und zwölf Professoren stehen. Sie werden als Ausnahmekarrieren besonderer Art präsentiert. Denn nur wenige Professor*innen an deutschen Universitäten haben einen sozialen Hintergrund, der mit dem Begriff „Arbeiterkind" beschrieben werden kann. Der Begriff „Arbeiterkind" ist allerdings etwas irritierend. Er steht als Synonym für eine Herkunft aus nichtakademischem Elternhaus und schließt Angestellten- und Bauernkinder ein. Das Anliegen der Herausgeber*innen besteht darin, die „Vielfalt der Erfahrung sozialer Mobilität und deren Reflexion im Spiegel sozialwissenschaftlicher Forschungen zur sozialen Ungleichheit" zu sichern (S. 42). Daher wurde bei der Auswahl darauf geachtet, möglichst Akteur*innen aus verschiedenen Generationen, Geschlechtern, Ländern und Fächern zu Wort kommen zu lassen. Wert gelegt wurde auch darauf, die Fachvertreter*innen von Fachhochschulen zu berücksichtigen. Die Selbstzeugnisse vermitteln Erlebnisse im Elternhaus und im Bildungssystem auf dem Weg zur Professur, die als hinderlich oder förderlich beschrieben werden.

Um nicht den Eindruck zu vermitteln, dass Bildung alle Türen öffnet – unabhängig von sozialer und nationaler Herkunft – werden die Aufstiegsbiographien vor ihrem historischen Hintergrund in einen gesellschaftlichen Rahmen gestellt. Dafür werden im ersten Teil des Sammelbandes sozialwissenschaftliche Rahmungen vorgenommen, in denen unterschiedliche Perspektiven auf die Thematik von den Autor*innen Aladin El-Mafaalani, Christoph Butterwegge und Julia Reuter eingenommen werden. Nach den autobiographischen Notizen im Mittelteil des Buches folgen im dritten Teil Kommentierungen von Michael Hartmann und Andrea Lange-Vester.

Andrea Lange-Vester stellt in ihrer kommentierenden Auswertung der autobiographischen Erfahrungen zusammenfassend fest, dass das Spektrum der Bildungsaufsteiger*innen sehr heterogen ist. Nicht einmal die Erfahrung, keine Unterstützung in der Familie erhalten zu haben, wird von allen geteilt. Mancher und manche hat sich zwar gelöst, aber nicht unbedingt mit den familiären Beziehungen gebrochen.

Der Sammelband bietet verschiedene Anlässe und Zugänge, sich mit dem Diskurs über Bildungsmobilität auseinanderzusetzen. Man kann sich auf die autobiographischen Zeugnisse konzentrieren. Diese ermöglichen auch eine Überprüfung der theoretischen Erklärungsansätze bezogen auf die einzelnen Biographien. Eine Theoretisierung in Bezug auf die Forschungsergebnisse von Pierre Bourdieu und Didier Eribon kann ebenfalls lohnend sein. Überlegenswert ist ebenso die Kritik an der Soziologie in Deutschland und die damit verbundene Bewunderung der Soziologie in Frankreich. Mit den Chancen, die das Buch bietet, vermittelt sich allerdings auch, dass es ein Zuviel gibt, ein Zuviel an Anliegen, die die Herausgeber*innen gleichzeitig verfolgen.

Deutlich wird dies an folgenden Ausführungen: Drei dominante Erklärungsansätze werden von den Herausgeber*innen herangezogen, um die bestehenden sozialen Ungleichheiten im Bildungswesen zu erklären: Theorien rationaler Bildungswahl, institutioneller Diskriminierung und kultureller Reproduktion (S. 15ff.). Theoretisch reichen die Ansätze für sich nicht aus, um die soziale Reproduktion von ungleichen Ausgangsbedingungen zu erfassen. So laufen letztendlich alle Erklärungen auf Pierre Bourdieus Ansatz hinaus, der neben der sozialen Exklusion die Selbstexklusion der Akteur*innen aus nichtakademischen Milieus mit heranzieht, um die sozialen Mechanismen der Macht in Bezug auf das Erreichen von Positionen und Anerkennung in der Gesellschaft in den Blick zu nehmen. Schließlich geht es nicht allein um die Bewältigung von Qualifizierungsphasen, sondern immer wieder um soziale Passungsverhältnisse für Studium und wissenschaftlichen Beruf – wie die Bildungsforschung nicht erst aktuell, sondern seit den 1990er Jahren immer wieder festgestellt hat.

Die eingeworbenen autobiographischen Beiträge mit impulssetzenden Leitfragen der Herausgeber*innen (S. 360) thematisieren dann auch, wie unpassend die individuellen Bestrebungen zu weiterführender Bildung und wissenschaftlicher Tätigkeit der Akteur*innen von ihrer Umwelt angesehen wurden. Habituelle Grenzerfahrungen, Distanzierung vom Herkunftsmilieu durch die Entwicklung neuer Praxisformen bis zum Ankommen im wissenschaftlichen Beruf sind Phasen, die sich auch nach Geschlechtszugehörigkeit noch unterscheiden. Denn im Gegensatz zu Männern erhielten Frauen seltener Ermutigung und Unterstützung, diesen Aufstiegs-Weg zur Professur zu gehen (S. 37).

Wie die Akteur*innen erfolgreich werden konnten trotz der Widerstände und Barrieren, die ihnen zu schaffen machten, das ist eine zentrale Frage, die sich durch das Buch zieht. Bei Bourdieu war es der „Widerspruchsgeist“, dessen Existenz er aus seinen sozialen und regionalen Wurzeln erklärt. Doch dessen Fundament sieht er in seinem „akademischen Verstand“ und in seinem „Bedürfnis zu verstehen“, wie die Machtmechanismen in der Gesellschaft funktionieren (S. 39). Dieses Interesse lässt sich jedoch nicht für alle Aufsteiger*innen verallgemeinern. Es bedeutet auch nicht, dass die Erfolgreichen nach einem Aufstieg „Studierende der ersten Generation“ besser verstehen

könnten (S. 41). Das liegt sicherlich auch daran, dass in manchen Fachkulturen, wie z.B. Mathematik, auf das Herkunftsmilieu nicht geachtet wird.

Insbesondere die Ausführungen von Julia Reuter sind für das methodische Vorgehen dieses Buchprojektes relevant, denn die Darstellungsweisen der 19 „autobiographischen Notizen" bewegen sich – so ihre These – zwischen Autobiographie und Sozioanalyse. Bezugnehmend auf das literarische Werk von Didier Eribon „Rückkehr nach Reims" (erschienen Paris 2009, Berlin 2016) werden Autobiographien im Verständnis des Buchprojekts auf den Terminus „Soziobiographie" erweitert. Die soziobiographische Rekonstruktion des Werdegangs von Eribon – so heißt es – ist gleichzeitig eine Klassenanalyse seiner Heimat Frankreich. Er ist über Umwege zum Professor für Soziologie berufen worden. Die auffallend hohe Rezeption (in drei Jahren 19 Auflagen in Deutschland) begründet sich in der „Verknüpfung von literarischer und wissenschaftlicher Selbst- und Gesellschaftsanalyse" (S. 103). Er wird in der Tradition einer reflexiven Soziologie von Pierre Bourdieu verortet. Auffallend ist allerdings, dass es in seiner Erzählweise nicht allein um die Überwindung von Klassengrenzen geht, sondern speziell um die Auseinandersetzung mit einer sexuellen Orientierung, über die er zu seiner Identitätsfindung kam. Seine „Soziologische Autoanalyse" wurde von den Herausgeber*innen offensichtlich als Vorbild für die Autor*innen herangezogen. Ähnliches gilt für Deutschland vorzulegen.

Etabliert werden soll auch ein neues Bild von Professor*innen, die den Mythos des souveränen „Homo academicus" entkräften. Entkräftet wird durch die vorgelegte Sammlung autobiographischer Notizen auf jeden Fall das traditionelle Bild des autonom agierenden Professors. Denn wie abhängig der Werdegang von einem sozialen Netzwerk ist und wie abhängig von der sozialen Anerkennung der Umwelt, das wird nicht allein in den Lebenserinnerungen von Elke Kleinau nachvollziehbar. Aufbrüche in neue Welten werden angeregt und begleitet. Und manches Mal von den Müttern durch deren Arbeit überhaupt erst ermöglicht.

Resümierend ist festzuhalten, dass der aktuelle Diversity-Diskurs sein Augenmerk auf die Bedeutung der sozialen Herkunft für die Karrieren in der Wissenschaft legt. Diese Bedeutung der sozialen Herkunft, und wie sie biographisch überwunden wird, hängt offensichtlich doch von der individuellen Kraft der Akteur*innen ab, sich unerschrocken des Verstandes zu bedienen.

Waldmann, Maximilian (2019): **Queer/Feminismus und kritische Männlichkeit – Ethico-politische und pädagogische Positionen.** Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich. ISBN: 978-3-86388-821-3.

Daniel Töpper

Maximilian Waldmann legt mit diesem Buch den anregenden Versuch vor, Männlichkeit aus einer (aktuellen) queer/feministischen Perspektive neu zu denken. Er entwickelt in zwei theoretischen Kapiteln eine relationale Re-Konstitution „kritischer Männlichkeit", denen ein Anwendungsversuch folgt, in welchem das „pädagogische Band" – eine allgemein-pädagogische Bestimmung des Verhältnisses zwischen Lehrperson und zu Erziehenden – durch die entwickelte Perspektive kritisiert und neu gedacht wird.

Einleitend legt Waldmann „sieben Thesen zur kritischen Männlichkeit" vor, in denen die Themen des Buches und Ergebnisse der Arbeit vorgestellt werden. Männlichkeit in ihrem kritischen Modus solle nach Waldmann queere und feministische Ansprüche kontinuierlich aufnehmen (radikale Offenheit), ausgehend von einer gesetzten besonderen (ethico-politischen) Verantwortung, die sich aus den sonst unverdient gewonnenen Privilegien der männlichen Position ergebe. Die Verantwortung bestünde darin, Kritik aus verschiedenen Quellen zu speisen und diese nicht in eine (männliche) Politik des „divide et impera", also in Differenzierungspraktiken, die das Zentrum männlicher Herrschaft re-stabilisieren würden, zurückzulenken. Diese Männlichkeit sei darüber hinaus nicht auf Dekonstruktion begrenzt, sondern auch kreativ gemeint.

Vor der eigentlichen Arbeit folgt zunächst eine, angesichts des Themas, spannende Selbstverortung des Autors. Einleitend artikuliert sein Text Emotionen: Waldmann empfinde „Schmerz, Skepsis und ein wenig Hoffnung" (S. 17). Obwohl an sich bemerkenswert, bleiben die Folgerungen hiervon unklar; der Anspruch des Autors, ein privilegierter Alliierter zu sein, wird demgegenüber deutlich, ebenso überzeugend gelingt die Darstellung seiner Schreib-Dilemmata: Abgrenzung zwischen Sprechen *über* andere vs. *für* andere. Aber: die abgeleiteten Begrenzungen für die eigene Arbeit bleiben unkonkret. An einer Stelle geht Waldmann schließlich ins Detail, als Reaktion auf das Positionsdilemma wolle er an neuralgischen Punkten der Diskussion seine eigene Positioniertheit reflektieren und transparent machen. Und er wolle sich Reflexionen anderer systematisch aussetzen. Seine Aussagen würden kontinuierlich durch eine „group of accountability" reflektiert (S. 21). Scharf gelesen könnte eingewendet werden, dass das eigene Sprechen hier durch externalisierte Legitimität abgesichert und einer Kontrolle entzogen wird: Private bzw. profes-

sionelle Kontakte legitimieren hier stellvertretend sein Sprechen. Die Zusammensetzung der Gruppe und deren konkretes Handeln bleiben im Vagen. Informelle Qualitätskontrolle ist nicht per se schlecht, dennoch: In dieser Form als Legitimation genutzt, scheint sie anfällig für Einflussnahme und entzieht sich allgemeinerer Prüfung. Und auch aus feministischer Perspektive vermag das Auslagern der Legitimierung des eigenen Sprechens in die unsichtbare „Care-Arbeit" feministischer Anderer nicht zu überzeugen. Hängen bleibt: Am Ende spricht er doch; und dieses Sprechen ähnelt in Form, Dichte und Duktus gewohnten akademischen Sprechweisen, die versprochenen konkreten Reflexionen der eigenen Sprechposition sind dagegen im Text nur selten auszumachen.

Das erste Kapitel der dann beginnenden Arbeit diskutiert feministische Wissens(trans-)formationen und rückt Fragen der Standpunktgebundenheit von Wissen in den Fokus. Die jüngere feministische Geschichte wird skizziert, deren beginnende Akademisierung diskutiert, bevor Standpunktepistemologien mit dem Schwerpunkt auf der Frage des stellvertretenden Sprechens behandelt werden. Die vorgeführten Sprechpositionsprobleme werden in Bezug auf Waldmanns kritische Männlichkeit diskutiert, wobei diese zunächst in Abgrenzung zu anderen Konzepten von Männlichkeit vorgestellt wird. Im letzten Teil des ersten Kapitels wird die Problematik der „männlichen Fü(h)rsprache" diskutiert. Hier steht die Diskussion von „Resouveränisierungen" im Zentrum (in Anschluss an Forster 2006), also problematische Formen des Fü(h)rsprechens. Es folgt die Vorstellung einer im Sinne des Autors „kritischen" Form der Fü(h)rsprache, die nicht souveräne Praktiken und Verausgabung fordern würde. Die Rolle der legitimen männlichen Fü(h)rsprache bestehe darin, dekonstruierende und öffnende Handlungen auszuführen, die Privilegien abbauen und neue Möglichkeitsräume eröffnen.

Das zweite Kapitel „Queer Feminismus und kritische Männlichkeit" befasst sich in ähnlichem Aufbau mit kritischer Männlichkeit, diesmal mit dem Fokus auf Möglichkeiten des Handelns. Das Konzept „queer" und die assoziierten Problematiken sowie deren Einbeziehung in akademische Diskurse werden vorgeführt. Daraufhin werden Anwendungen des Denkens präsentiert, die sich mit Interventionen, Anerkennung und Embodiment befassen. Auch hier werden männliche Resouveränisierungsstrategien eingeführt, diskutiert und die anvisierte kritische Männlichkeit wird in Abgrenzung zu ihnen in diesem Feld situiert.

Das dritte Kapitel versucht sich unter diesen Prämissen an der Reflexion und Kritik einer pädagogischen Denkfigur, dem sogenannten „pädagogischen Band". Dieses Verhältnis zwischen Lehrenden, Lernenden und Lehrgegenstand wird von Waldmann zunächst als androzentrisch kritisiert. Statt über den Lehrgegenstand eine hierarchische Position der Lehrperson gegenüber den Lernenden zu rechtfertigen, solle der Gegenstand als offen interpretierbar behandelt werden und verschiedenen Sichtweisen bzw. subjektiven Bezügen auf

diesen Raum gegeben werden, während hierbei auch etablierte Hierarchisierungen der Perspektiven abzubauen wären. Die Ausführungen dieses Kapitels sind deutlich kürzer als die vorangegangenen und die Menge an rezipierter Literatur, referenzierten Konzepten und angeführten Belegen ist begrenzt. Dennoch: Eine in dieser Form vorgeführte Kritik findet sich in allgemeinen pädagogischen Debatten eher selten. Das lesenswerte Kapitel verdeutlicht aber auch einige Probleme der Herangehensweise. Während sich die ersten beiden Kapitel mit der männlichen Subjektrolle als solcher bzw. als politischer und/oder wissenschaftlicher befassen, steht nun das männliche Subjekt als Lehrperson im Fokus des Kapitels und statt Subjektposition oder Handeln nun die konkrete Praktik des Lehrens bzw. Unterrichtens. Diese bruchlose Applikation scheint mir zumindest ambitioniert; auch ist die Verhandlung der Lehr-Lern-Konstellation unter dem Begriff des „pädagogischen Bandes“ keineswegs die einzige oder gängigste Art, dieses Verhältnis zu denken.

Aber angenommen, das „pädagogische Band“ als Gegenstand sei treffend gewählt und beschrieben, zeigt die Anwendung ein Problem der Denkweise auf. Sowohl Kapitel „3.3 Hegemonie- und machttheoretische Einsprüche“ wie auch „3.4 Initiation des pädagogischen Bandes“ sollen exemplarisch eine andere Praxis vorführen. Das Problem ist, dass sowohl das dekonstruierende Handeln wie auch das kreative Handeln auf der zu dekonstruierenden Anlage aufgebaut sind. Während in 3.3 die gängigen Denkweisen zurückgewiesen werden, finden sich diese auch als Abgrenzungsfolie für die konstruierende Tätigkeit, zu der die Lernenden im hier als Unterrichtsbeispiel vorgeführten kreativen Planspiel eingeladen werden. Das Problem: In der affirmierten Kritik, aus welcher heraus die Lernenden kreativ werden sollen, bleiben die kritisierten Begriffe, Konzepte und Relationen eingeschrieben. Die Kritiknotwendigkeit muss zirkulär das zu Kritisierende voraussetzen. Die im Unterrichtsbeispiel aufgerufenen Fragen, z.B. „Welche Geschlechter existieren in den drei Welten?“ (S. 440) müssen bspw. notwendigerweise das Konzept Geschlecht einführen, während sie antreten, die Kategorien und Hierarchien zu dekonstruieren. Kurzum, ich bin nicht überzeugt, ob aus dem vorgeschlagenen Ansatz allein eine neue, über die androzentrische Ordnung hinausführende Sinnstiftung möglich ist.

Trotz dieser Einwände scheint mir die Idee, „kritische Männlichkeit“ als Denkfigur bzw. als Evaluationsfolie konkreten männlichen Positionierens und Handelns zu nutzen, um diese zu kritisieren, sehr sinnvoll. Aus dieser Männlichkeitskritik heraus zu versuchen, als „kritischer Mann“ handelnd aktiv zu werden, überzeugt mich hingegen weniger. Es bleiben Zweifel bestehen, ob und wie aus hegemonialer Positioniertheit heraus feministische/queere Kritiken reformuliert werden können. Die Voraussetzungen dieser „Fü(h)rsprache“ scheinen mir emotional belastend und damit wenig attraktiv bzw. realistisch für eine breitere Anerkennung als Modell männlicher Positioniertheit, außerdem sind sie aufwendig in der Ausführung und schwierig in der Prüfung. Die

Art der Vorführung durch Waldmann visualisiert meine Vorbehalte: Er diskutiert eingehend die Verantwortlichkeit, signalisiert emotionale Betroffenheit und kündigt Anpassungen seines Schreibens an, die, so scheint mir, nur sehr partiell eingelöst werden. Lieber als „kritische profeministische Männer“ oder Männer, die aus dieser Position agieren, sind mir Männer, die als Männer positioniert bleiben und sich als solche an einer De-Zentrierung beteiligen und vor allem kritisierbar bleiben.

Ebenfalls scheint mir die Reihe der sonstigen Denkweisen von „Männlichkeit“, die Waldmann vorgeführt hat, etwas begrenzt: Klaus Theweleits „Männer Phantasien“ mögen noch in den von Waldmann aufgespannten Perspektiven enthalten sein, aber frühere (aktivistische) Wellen einer relational gedachten „pro-feministischen Männlichkeit“ hätten hier auch einbezogen werden können (wie bspw. der profeministische Männerrundbrief (1993–2002; siehe auch Kastein 2019). In gleicher Weise wären auch frühere Versuche einer Theoriepositioniertheit als „kritisch“ zu rezipieren – ich denke an den skeptisch-transzendentalkritischen Ansatz. Das Problem, dass Kritik ebenfalls Voraussetzungen treffen und begründen muss, wurde hier bspw. breiter diskutiert (hierzu Kubac 2013). Aber am auffälligsten ist die fehlende Rezeption von Aushandlungen zu Identitätsfragen aus schwuler und trans*-Positioniertheit. Wie wird hier Männlichkeit verhandelt und zu begründen versucht? Ich gehe davon aus, dass in diesem Feld durchaus mehr Interpretationen von Männlichkeit vorliegen, als Waldmann rezipiert (bspw. Preciados *Kontrasexuelles Manifest*). Das deutet vielleicht auch eine Möglichkeit zur Weiterentwicklung des Ansatzes an: Im Sinne einer Prozessualisierung des „Kritischen“ könnten weitere Theorie- und Denkrichtungen rezipiert werden. Im Titel des Buches werden „queer“ und „Feminismus“ expliziert; im Buch selbst werden u.a. aber auch rassismuskritische Anforderungen einbezogen und angewandt. Weitere Perspektiven wären denkbar. Vielleicht könnten solche Erweiterungen der Bezugspunkte des „Kritischen“ eine Lösung für das Problem der Zirkularität der Kritik bieten bzw. über das Kritisierte hinausführen. Kurzum: Vielleicht braucht die „kritische Männlichkeit“ eine Ankopplung an feministische und andere Utopien, um kreativ zu werden. Ich denke an pragmatische Modelle für ein anderes gegenwärtiges Leben (4-in-1-Perspektive) oder utopische Gesellschaftsentwürfe queerer science fiction.

In jedem Fall ist das Ergebnis der Arbeit, eine aktuelle feministische/queere „kritische Männlichkeit“ einzuführen, sehr zu loben und ich wünsche dem Buch eine wissenschaftliche und auch – vielleicht nach sprachlichen Vereinfachungen – sonstige weitergehende Verbreitung und Rezeption.

Literatur

Gruppe autonomer Männer (1993–2002): Der profeministische Männerrundbrief. Hamburg/Münster: Selbstverlag. http://maennerrundbrief.blogsport.de/downloads/ [Zugriff: 6.11.2020].
Forster, Edgar (2006): Männliche Resouveränisierungen. In: Feministische Studien 24, 2, S. 193–207.
Kastein, Mara (2019): Gleichstellungsorientierte Männerpolitik unter Legitimationsdruck. Eine Wissenssoziologische Diskursanalyse in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Opladen: Barbara Budrich.
Kubac, Richard (2013): Vergebliche Zusammenhänge? Erkenntnispolitische Relationierungen von Bildung und Kritik. Paderborn: Schöningh.
Preciado, Beatriz (2003): Kontrasexuelles Manifest. Berlin: B-Books.

Verzeichnis der Autor_innen

Christiane Bomert ist Akademische Rätin und Habilitandin an der Universität Tübingen (Abteilung Sozialpädagogik). Sie forscht qualitativ-rekonstruktiv, partizipativ und diskursanalytisch zu Aktivismus und Beratung im Kontext sexueller und reproduktiver Rechte am Beispiel von Schwangerschaftsabbrüchen sowie im Bereich transnationaler Care-Arbeit.

Folke Brodersen promoviert, gefördert von der Heinrich-Böll-Stiftung, am Zentrum für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der TU Berlin. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Gender Studies und Queer Theory, medizinische Ordnungen von Begehren, sexuelle Politiken, empirische Subjektivierungsforschung und Jugendsoziologie.

Susann Fegter ist Professorin für Allgemeine und Historische Erziehungswissenschaft an der Technischen Universität Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Pädagogischen Professionsforschung, der international vergleichenden Kindheitsforschung sowie der Qualitativen Bildungsforschung mit besonderem Fokus auf Fragen von Differenz.

Julia Ganterer ist Post-Doc mit dem Schwerpunkt genderorientierte Gewaltforschung am Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik an der Leuphana Universität Lüneburg. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Gewalt- und Geschlechterforschung, der feministischen Phänomenologie sowie den Körper-, Geschlecht- und Schönheitsdiskursen in sozialpädagogischen Kontexten.

Karen Geipel ist Postdoktorandin am Institut für Erziehungswissenschaft der Technischen Universität Berlin. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre liegen in der erziehungswissenschaftlichen Subjektivierungs- und Bildungsforschung mit dem Fokus auf Differenz und Ungleichheit, auf Fragen von Zeitlichkeit und Zukunftsentwürfen sowie in Methoden qualitativer Forschung.

Frauke Grenz ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaften der Europa-Universität Flensburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Queer Theory, Bildungs- und Subjektivierungstheorie, Diskursanalyse, Antigenderismus sowie Heteronormativitäts- und Rassismuskritik.

Kerstin Jergus ist Professorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Technischen Universität Braunschweig. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind Theorie und Geschichte der Pädagogik in Verbindung

mit kulturwissenschaftlicher Bildungsforschung, insbesondere zu den Themengebieten Universität, Kindheit, Transformationsprozesse, Pädagogische Professionalität, Autorisierung, Heterogenität, Elternschaft sowie Medialität pädagogischer Beziehungen.

Bettina Kleiner, Dr. phil., ist Professorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft mit den Schwerpunkten Gender Studies und qualitative Methoden an der Goethe-Universität Frankfurt. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Gender und Queer Studies, Postkoloniale feministische Theorien, Ungleichheit und Differenz im Kontext von Bildungsorganisationen und -biographien, Diskurs-/Subjektivationsforschung sowie Bildungstheorien und Methoden qualitativer Bildungs- und Geschlechterforschung.

Sandra Koch ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut Erziehungswissenschaft der Stiftung Universität Hildesheim. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Kindheitsforschung, Pädagogik der frühen Kindheit, kulturwissenschaftliche Bildungsforschung sowie Forschungen zu Subjektivierung, Macht und Anerkennung.

Phries Sophie Künstler ist Wissenschaftliche_r Mitarbeiter_in am Arbeitsbereich Systematische Erziehungswissenschaft an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Siene Arbeitsschwerpunkte sind Subjektivierungstheorie und -forschung, Prekarität, Armut und Klasse sowie poststrukturalistische Gesellschaftskritik.

Antje Langer ist Professorin für Schulpädagogik mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Paderborn. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechterforschung und -theorie, Sexualität und Sexualpädagogik, Institutionenforschung, Körpersoziologie, Diskursanalyse und Ethnographie.

Annalisa Mattei ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies und am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Paderborn. Sie beschäftigt sich mit Themen der historischen Geschlechter- und Gewaltforschung und promoviert mit einer Arbeit zur diskursiven Herstellung weiblicher Erfahrungen von sexualisierter Gewalt.

Christiane Micus-Loos ist Professorin für Pädagogik mit Schwerpunkt Sozialpädagogik an der Christian-Albrechts- Universität zu Kiel. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Geschlechterforschung, Gewaltforschung, Transformationsprozesse und soziale Ungleichheiten, Theorien Sozialer Arbeit sowie Qualitative rekonstruktive Sozialforschung.

Johanna Pangritz ist Postdoktorandin an der Fernuniversität Hagen im Fachbereich empirische Bildungsforschung. Ihre Schwerpunkte sind Geschlechter- und Männlichkeitsforschung, feministische quantitative Methodologie und Methoden, Diskriminierungs- und Vorurteilsforschung sowie empirische Bildungs- und Sozialisationsforschung mit besonderem Fokus auf soziale Ungleichheiten.

Melanie Plößer ist Professorin am Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Bielefeld. Sie arbeitet schwerpunktmäßig zu geschlechtertheoretischen Fragestellungen insbesondere in Kontexten von Sozialer Arbeit und Bildung, zu Fragen von Differenz und Ungleichheit, zu Theorien Sozialer Arbeit und zu pädagogischen Konzepten im Umgang mit Heterogenität.

Thomas Viola Rieske ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Abteilung Schulpädagogik an der Europa-Universität Flensburg. Er forscht zu subjektivierungstheoretischen Perspektiven auf Praktiken und Prozesse der Erziehung und Bildung von Jungen und Männern, zur Theorie und Praxis geschlechterreflektierter und Antidiskriminierungspädagogik und zur Prävention von (sexualisierter) Gewalt in pädagogischen Kontexten.

Kim-Patrick Sabla-Dimitrov ist Professor für Sozialpädagogische Familienwissenschaften an der Universität Vechta. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Sozialpädagogische Familienforschung, Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit sowie sozialpädagogische Theorieentwicklung und Professionalisierung.

Anne Schlüter ist emeritierte Professorin für Weiterbildung und Frauenbildung an der Universität Duisburg-Essen. Forschungen zur Frauenbildungs- und Ausbildungsgeschichte, Biographieforschung, Erwachsenenbildung/Bildungsberatung, Mentoring, Kooperation und Konkurrenz im Wissenschaftsbetrieb.

Tina Spies ist Professorin für Sozialwissenschaftliche Grundlagen der Sozialen Arbeit an der Evangelischen Hochschule Darmstadt und Sprecherin der Sektion Biographieforschung in der DGS. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Migrations- und Rassismusforschung, Gender Studies, Postcolonial und Cultural Studies sowie Biographie-, Diskurs- und Subjektivierungsforschung.

Katharina Steinicke ist Psychologin und angehende Psychotherapeutin. Sie war wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Sigmund Freud Universität Wien und an der Universität Vechta. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Geschlechterforschung, Körpersoziologie, Qualitative Sozialforschung und Kritische Migrationsforschung.

Ann-Kathrin Stoltenhoff ist promovierte Erziehungswissenschaftlerin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Europa-Universität Flensburg. Sie forscht aus praxeologisch-poststrukturalistischer Perspektive an der Schnittstelle von Bildungs-, Medien- und Kulturwissenschaft zu Geschlecht, Heterogenität und Medienbildung unter Berücksichtigung von Educational Governance-Forschung und Diskurstheorie.

Christine Thon hat eine Professur für Erziehungswissenschaften mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung an der Europa-Universität Flensburg. Sie forscht theoretisch, qualitativ-rekonstruktiv und diskursanalytisch zu Bildung und Geschlecht im Kontext gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse und Transformationsprozesse und zu erziehungswissenschaftlichen und pädagogischen Subjektkonzeptionen.

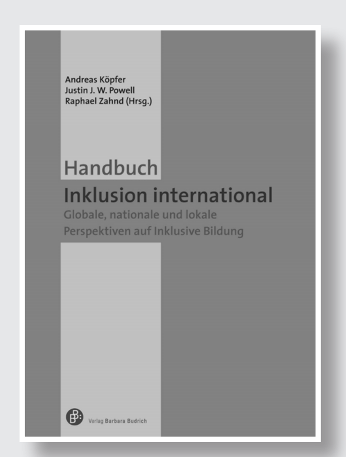
Daniel Töpper ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Lehrbereich für Historische Bildungsforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seine Dissertation befasst sich mit der Institutionalisierung der Jahrgangsklasse im preußischen Elementarschulwesen. Ein weiteres Interesse kreist um (historische) Medien und Kontroversen der Sexualaufklärung.

Elisabeth Tuider hat die Professur „Soziologie der Diversität mit besonderer Berücksichtigung der Dimension Gender“ an der Universität Kassel inne. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen gender- und queer-studies, cultural- und postcolonial-studies, Rassismusanalyse, Post-Migrationsgesellschaft, Ungleichheit und Soziale Bewegungen in den Ländern Lateinamerikas, Biographie- und Diskursforschung.

Tanja Vogler schreibt ihre Dissertation am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Innsbruck zu queeren Politiken und Fragen der Identitätspolitik. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Queer Theory, Diskursanalyse und der Kritischen Psychologie.

Susanne Maria Weber ist Professorin für gesellschaftliche, politische und kulturelle Rahmenbedingungen von Bildung und Erziehung unter besonderer Berücksichtigung internationaler Aspekte an der Philipps-Universität Marburg. Ihre Forschungsschwerpunkte sind diskursorientierte Organisationsforschung; organisationspädagogische Ungleichheits- und Transformationsforschung in intersektionaler Perspektive, Netzwerkentwicklung und Netzwerkberatung.

Sarah Wieners ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für gesellschaftliche, politische und kulturelle Rahmenbedingungen von Bildung und Erziehung unter besonderer Berücksichtigung internationaler Aspekte an der Philipps-Universität Marburg. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der diskurs- und geschlechtertheoretischen Organisationspädagogik sowie der Wissenschaftsforschung.



Andreas Köpfer, Justin J. W. Powell, Raphael Zahnd (Hrsg.)

Handbuch Inklusion international

Globale, nationale und lokale Perspektiven auf Inklusive Bildung

2020 • ca. 410 Seiten • Kart. • 79,90 € (D) • 82,20 € (A)
ISBN 978-3-8474-2446-8 • eISSN 978-3-8474-1577-0

Internationales Leitthema, globale Norm, Paradigma. Das Handbuch „Inklusion international" versammelt komparative Perspektiven auf Inklusive Bildung. Neben theoretischen Entwicklungslinien stellt es vergleichende Forschungsergebnisse aus exemplarischen Länderkontexten sowie *inspiring practices* aus dem internationalen Kontext vor, um sie für den deutschsprachigen Raum zugänglich zu machen.





Jörg Schlömerkemper

Pädagogische Diskurs-Kultur

Über den sensiblen Umgang mit Widersprüchen in Erziehung und Bildung

2021 • 196 Seiten • Kart. • 24,90 € (D) • 25,60 € (A)
ISBN 978-3-8474-2461-1 • eISBN 978-3-8474-1599-2

Der Autor regt dazu an, Begriffe und Konzepte der pädagogischen Reflexion kritisch zu durchdenken und nach einem theoretischen Verständnis zu suchen, mit dem Widersprüche und irritierende Ungereimtheiten konstruktiv „aufgehoben“ werden können. An die Stelle der Hoffnung auf absolute Wahrheiten setzt er das Konzept der „Wirksamkeiten“. Wenn deren konkrete Bedeutungen im offenen Diskurs „antinomie-sensibel “ transparent werden, sind Felder der Persönlichkeits-Entwicklung und Formen der Persönlichkeits-Erziehung differenzierter und wirkungsvoller zu bearbeiten. Dieser Ansatz wird sowohl für allgemeine Erziehungsprozesse wie auch als Entwurf für eine antinomie-sensible Theorie der Schule konkretisiert.

www.shop.budrich.de

Geschlechterforschung für die Praxis



Band **4**
2017 • 304 Seiten • Kart. •
38,00 € (D) • 39,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-2062-0



Band **3**
2015 • 283 Seiten • Kart. •
36,00 € (D) • 37,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-0670-9



Band **2**
2014 • 278 Seiten • Kart. •
33,00 € (D) • 34,00 € (A)
ISBN 978-3-8474-0178-0



Band **1**
2014 • 320 Seiten • Kart.
36,00 € (D) • 37,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-0057-8

Die Publikationsreihe versteht sich als Beitrag zum Theorie-Praxis-Transfer in der Geschlechterforschung. Hierzu werden Ergebnisse aus Forschungs- und Entwicklungsprojekten angewandter Wissenschaften präsentiert, in deren Fokus die Kategorie „Geschlecht" steht. Sie will damit nicht nur die Relevanz von Genderfragen in der gesellschaftlichen Praxis dokumentieren, sondern auch Impulse zur geschlechterbezogenen Qualitätsentwicklung in spezifischen Fachdiskursen und in gesellschaftlichen Institutionen liefern.

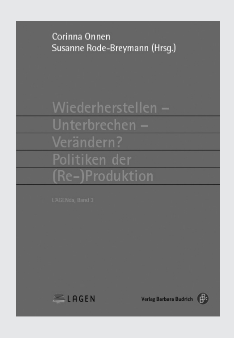


www.shop.budrich.de

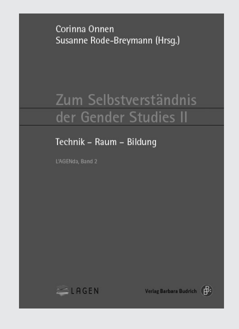
L'AGENda



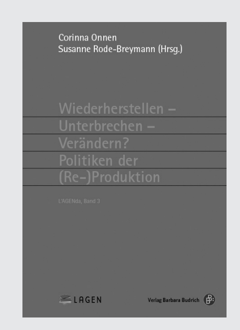
Band **4**
2020 • Ca. 340 Seiten • Kt. •
Ca. 39,90 € (D) • 41,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-2342-3



Band **3**
2018 • 311 Seiten • Kt.
39,00 € (D) • 40,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-2172-6



Band **2**
2018 • 286 Seiten • Kt.
36,00 € (D) • 37,10€ (A)
ISBN 978-3-8474-2127-6



Band **1**
2018 • 311 Seiten • Kt.
39,00 € (D) • 40,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-2172-6

Die Buchreihe befasst sich mit Inhalten, Methoden und Methodologien der Genderforschung in Niedersachsen. Seit vielen Jahren setzen die organisierten Genderforscher*nnen Schwerpunkte in der Nachwuchsförderung und organisieren Jahrestagungen zu aktuellen Themen der Genderforschung.
Die Buchreihe greift Debatten über Methoden und deren empirische Umsetzungen auf und will zur interdisziplinären Auseinandersetzung anregen.



www.shop.budrich.de

Susann Fegter / Antje Langer / Christine Thon (Hrsg.)

Diskursanalytische Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft

Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 17/2021

Poststrukturalistische und diskurstheoretische Ansätze sind für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung von wachsender Bedeutung und gehen mit dem zunehmenden Einsatz diskursanalytischer Methoden einher. Die Beiträge des Bandes greifen das Spektrum an Themen auf, das damit bearbeitet wird, setzen aber auch Impulse zu systematisierenden Reflexionen verschiedener Diskurs- und Subjektivierungstheorien und methodischer Zugänge.

Die Herausgeberinnen:
Prof. Dr. Susann Fegter, Professorin für Allgemeine und Historische Erziehungswissenschaft, Institut für Erziehungswissenschaft, Technische Universität Berlin
Prof. Dr. Antje Langer, Professorin für Schulpädagogik mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung, Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Paderborn
Prof. Dr. Christine Thon, Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung, Institut für Erziehungswissenschaften, Europa-Universität Flensburg



www.budrich.de

Verlag **Barbara Budrich**